
ERINDALE COLLEGE
3 1761 03377 9042



ERNST JÜNGER · WERKE

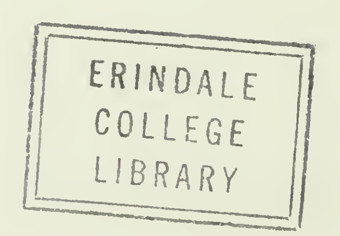
# ERNST JÜNGER
# WERKE

BAND 7 · ESSAYS III

# ESSAYS III

## DAS ABENTEUERLICHE HERZ

ERNST KLETT VERLAG
STUTTGART



INHALT

# SIZILISCHER BRIEF
# AN DEN MANN IM MOND

ERSTDRUCK 1930
IN
»MONDSTEIN. MAGISCHE GESCHICHTEN«

## 1

Ich grüße dich, der du ein Zauberer und ein Freund der Zauberer bist! Freund der Einsamen. Freund der Helden. Freund der Liebenden. Freund der Guten und Bösen. Mitwisser nächtlicher Geheimnisse. Sag an: wo es einen Mitwisser gibt — gibt es da nicht bereits etwas mehr, als *gewußt* werden kann?

Ich entsinne mich noch recht wohl der Stunden, in denen dein Gesicht groß und schrecklich im Fenster erschien. Dein Licht fiel in den Raum wie jenes Geisterschwert, vor dem, wenn es gezückt wird, jede Bewegung erstarrt. Wenn du aufgehst über den weiten Gefilden aus Stein, siehst du uns schlummern, dicht an dicht, mit bleichen Gesichtern, wie die weißen Puppen, die unzählig in den Winkeln und Gängen der Ameisenstädte ruhn, während der Nachtwind durch die großen Tannenwälder schweift. Leben wir für dich nicht im Abgrunde des Meeres, Wesen der Tiefsee — und versunkener als sie?

Versunken schien mir auch mein kleines Zimmer, in dem ich mich im Bette aufgerichtet hatte, eingetaucht in eine Verlassenheit, die zu tief ist, als daß sie von Menschen durchbrochen werden könnte. Lautlos und regungslos standen die Dinge im fremden Licht wie Meereswesen, die man unter einem Vorhang von Algen auf dem Grund erblickt. Schienen sie nicht rätselhaft verändert — und ist Veränderung nicht die Maske, hinter der sich das Geheimnis des Lebens und des Todes verbirgt? Wer kennt diese Augenblicke einer unbestimmten Erwartung nicht, in denen man horcht, ob die Stimme des Unbekannten, das man nahe fühlt, nicht gleich ertönen wird, und in denen jede Form das Verborgene nur mit Mühe noch in sich verschließt? Ein Knistern im Gebälk,

das Schwingen eines Glases, an dem eine unsichtbare Hand vorbeizustreichen scheint — wie doch der Raum von der Anstrengung eines Wesens geladen ist, das nach dem Sinne begehrt, der seine Signale aufzufangen vermag!

Die Sprache hat uns die Dinge zu sehr verachten gelehrt. Die großen Worte sind wie das Gradnetz, das sich über eine Landkarte spannt. Aber ist eine einzige Faust voll Erde nicht mehr als eine ganze Welt, die auf der Landkarte steht? Damals hatte das Raunen der namenlosen Gestalten noch einen seltsameren, zwingenderen Klang. An verfallene Zäune und Kreuzwegpfähle sind Zeichen gekritzelt, an denen der Bürger achtlos vorübergeht. Aber der Landstreicher hat Augen für sie, er ist ihrer kundig, sie sind ihm Schlüssel, in denen sich das Wesen einer ganzen Landschaft offenbart, ihre Gefahren und ihre Sicherheit.

Nun, auch das Kind ist so ein Landstreicher, der noch nicht lange das dunkle Tor durchwanderte, das uns von unserer zeitlosen Heimat trennt. Daher ist es auch noch fähig, auf den Dingen die Sprache der Runen zu lesen, die Kunde geben von einer tieferen Brüderschaft des Seins.

## 2

Damals fürchtete ich dich als ein Wesen von bösartiger magnetischer Kraft, und ich hatte die Vorstellung, daß man dich in deinem vollen Glanze nicht anstarren dürfe, um nicht der Schwere beraubt und unwiderstehlich hinausgesogen zu werden in den leeren Raum. Zuweilen träumte ich, daß ich die Vorsicht außer acht gelassen hätte, und sah mich dann im langen weißen Hemde, willenlos wie ein Kork auf finsterer Flut, hoch über einer Landschaft dahintreiben, auf deren Grunde nächtliche Wälder lauerten und die Dächer von Dörfern, Schlössern und Kirchen wie schwarzes Silber glimmerten — gleich einer dem Gemüte unmittelbar einsichtigen Zeichensprache einer bedrohlichen Geometrie.

Auf solchen Traumfahrten war der Körper ganz erstarrt. Die Zehen waren nach unten gestreckt, die Fäuste geschlossen, und der Kopf war in den Nacken gebeugt. Ich empfand keine Angst, nur ein Gefühl unentrinnbarer Einsamkeit inmitten einer ausgestorbenen, von schweigenden Mächten geheimnisvoll durchwalteten Welt.

3

Wie änderte sich später dieses Bild unter dem Einflusse des Nordlichts, dessen erster Einbruch von den feurigen und stolzen Herzen als ein hitziges Fieber erlitten wird. Es gibt eine Zeit, in der man sich seiner Räusche schämt, und es gibt eine andere, da man sie wieder anerkennt. So möchte man auch den Verstandesrausch in seiner äußersten Maßlosigkeit nicht missen, weil in jeden der Triumphe des Lebens ein Absolutes eingeschlossen, weil die Aufklärung tiefer als Aufklärung — weil auch in ihr ein Funke des ewigen Lichtes und ein Schatten der ewigen Finsternis verborgen ist.

Finsterer Angriff auf das Unendliche! Soll sich ein mutiges Herz schämen, an ihm beteiligt gewesen zu sein? Soldatische Einsamkeit der Minierstollen, in denen nach Sekunden und Millimetern gearbeitet wird, machtvolle Front der Kampfgräben am Niemandsland, mit der strengen Mathematik der Bastionen und den Postenständen, mit blitzenden Maschinen und phantastischen Instrumenten bestückt!

Gern weilt der Gedanke an jener Grenze, an der die Zahl in das Zeichen verfließt, gern kreist er um die beiden symbolischen Pole des Unendlichen, das Atom und den Stern, und er liebt es, Beute zu machen auf dem Schlachtfeld der unendlichen Möglichkeit. Welcher Zauberlehrling hätte nicht einmal hinter den künstlichen Raubvogelaugen der Teleskope gestanden, die der Gang lautloser Uhren in kosmischen Kurven bewegt, welcher nicht einmal zur geschäftigen Schar der Psychologen gezählt?

Hier wird die Gefahr bedeutend; und wer die Gefahr liebt, der liebt es, sich zu verantworten. Dessen Wunsch ist es, schärfer angegriffen zu werden, damit er sich schärfer verantworten kann. Das Licht scheint bei Tage verborgener als in der Nacht. Wer vom Zweifel geschmeckt hat, dem ist bestimmt, nicht diesseits, sondern jenseits der Grenzen der Klarheit nach dem Wunderbaren auf Suche zu gehen. Wer einmal zweifelte, der muß tüchtiger zweifeln, wenn er nicht verzweifeln will. Ob jemand im Unendlichen eine Zahl oder ein Zeichen zu erblicken vermag — diese Frage ist der einzige und letzte Prüfstein, an dem sich die Art eines Geistes beantwortet. Aber für jeden ist die Position eine andere, die er gewinnen muß, um zur Entscheidung fähig zu sein. Glücklich ist die Einfalt, die die gegabelten Wege des Zweifalls nicht kennt, doch ein wilderes und männlicheres Glück blüht am Rande der Abgründe.

Jedenfalls — war es nicht eine Überraschung zu erfahren, daß sich hinter dem Mann im Monde ein Licht- und Schattenspiel von Ebenen, Gebirgen, ausgetrockneten Meeren und erloschenen Ringkratern versteckt? Es kommt mir hier der sonderbare Verdacht Sswidrigailows in den Sinn — der Verdacht, daß die Ewigkeit nur eine kahle, weißgetünchte Kammer ist, deren Winkel von schwarzen Spinnen bevölkert sind. Man wird da hineingeführt, und das ist nun die ganze Ewigkeit.

Ja, aber warum denn nicht? Was kümmert denn den Atmenden die Luft? Was kümmert *den* das Jenseits, für den es nichts gibt, was nicht auch jenseitig ist?

Was not tut, ist eine neue Topographie.

4

Der Bohrer denkt auf andere Art als die Zange, die einen Punkt nach dem anderen ergreift. Sein Gewinde schneidet weit und in verschiedenen Schichten in den Stoff,

aber durch jeden der vielen Punkte, die er im Spiralgang berührt, wird dem Stoß der Spitze Richtung und Nachdruck verliehen.* Dieses Verhältnis zwischen Zufall und Notwendigkeit, die sich nicht ausschließen, sondern einander bedingen, wohnt auch den Worten und Bildern einer Sprache inne, die auf die letzten Möglichkeiten der Verständigung Anspruch erhebt. Jedes Wort wird auf eine Achse bezogen, die selbst keine Worte zu tragen vermag. Die Sprache, von der ich träume, muß bis in den letzten Buchstaben verständlich oder vollkommen unverständlich sein als der Ausdruck einer höchsten Abgeschlossenheit, die allein zur höchsten Liebe fähig macht. Es gibt Kristalle, die nur in *einer* Richtung durchsichtig sind.

Aber bist du nicht selbst ein Meister, der seine Rätsel kunstvoll zu stellen weiß? jene Rätsel, von denen nur der Text, nicht aber die Lösung mitteilbar ist, so wie der Jäger seine Schlingen wohl knüpfen kann, aber warten muß, ob ein Wild sie zuziehen wird?

Kommt es doch nicht darauf an, daß die Lösung, sondern daß das Rätsel gesehen wird.

## 5

Du kennst das Leben am Rande der finsteren Wälder, die Gärten, leuchtende Inseln im Glanze der Lampione, eingeschlossen in die Zauberwirbel der Musik. Du kennst die Paare, die sich schweigend im Dunkel verlieren; dein Strahl trifft ihre Gesichter wie bleiche Masken, während die Wollust den Atem beschleunigt und die Angst ihn unterdrückt. Du kennst den Trunkenen, der einsam das Dickicht durchbricht.

Du warst groß aufgegangen über dem strohgedeckten Hause am Strom in jener Juninacht, in der einer deiner

* »Der Walkschraube Bahn, grad und krumm, ist ein und dieselbe.« Heraklit

Lehrlinge mit dir engere Brüderschaft schloß. Der Zechtisch war auf die gestampfte Tenne gestellt, und an den mit Tannenreisern ausgeschlagenen Wänden glänzten die Waffen und roten Mützen im Tabaksrauch. Wo ist diese Jugend geblieben, die so bald die geheimen Siegel des Todes aufbrechen sollte, dessen Botschaft schon für sie bereitet war? Sie war nur einmal, und sie ist immerdar. Wie reißt der erste Rausch das Herz wie mit Segeln dahin! Hattest du diesen nicht lieb, wie er zum ersten Mal in die Tiefen versank, in denen der Elementargeist die Kraft mächtig beschwingt? Gibt es nicht Stunden, in denen man von allem geliebt werden muß, wie eine Blume, die in wilder Unschuld erblüht? Stunden, in denen wir vom Übermaß wie ein Geschoß aus den gezogenen Läufen der Gewohnheit gepreßt werden? Erst dann beginnen wir zu fliegen, und erst im Ungewissen gibt es ein hohes Ziel.

Ich begleite ihn mit meinen Augen, als ob es heute gewesen wäre, denn es gibt Erlebnisse von einer Gültigkeit, die sich allen Gesetzen der Zeit entzieht. Wenn das Feuer des Weines die Jahresringe zerschmilzt, die sich um dieses wunderliche Herz geschlossen haben, entdecken wir, daß wir im Grunde immer dieselben geblieben sind. O Erinnerung, Schlüssel zur innersten Gestalt, die Menschen und Erlebnisse bewohnt! Ich bin gewiß, daß du selbst im dunklen, bitter berauschenden Wein des Todes enthalten bist als der letzte und entscheidende Triumph des Seins über die Existenz. Euch grüße ich vor allen, ihr einsamen Zecher, die ihr mit euch selbst am Tische sitzt und über Zeiten und Zeiten das Glas gegen euch erhebt! Was sind wir anders als die Spiegelbilder unserer selbst, und wo wir so zu zweit zusammensitzen, da ist auch der Dritte, der Gott, nicht fern.

Ich sehe deinen Schützling, wie er aus einem wütenden Lärm vor die niedrige Türe tritt, über der der schmale weiße Pferdeschädel im Nachtlicht gleißt. Die warme Luft, die mit dem Blütenstaub der Gräser wie mit narkotischem Schießpulver geladen ist, ruft einen wilden Ausbruch her-

vor, der ihn schreiend und blindlings in die schweigende Landschaft treibt. Er läuft auf dem Kamme der hohen Mauer entlang, die die Wiesen begrenzt, und stürzt von ihr, seltsam schmerzlos, in das dichte Gras hinab. Weiter geht der Lauf im Gefühl einer Kraft, die sich aus unbegrenzten Mitteln zu nähren scheint. Die großen weißen Dolden, die wie fremde Signale vorübergleiten, der Geruch einer heißen, gärenden Erde, die bitteren Dünste der wilden Möhre und des gefleckten Schierlings — dies alles gleicht den Seiten eines Buches, die sich von selbst aufschlagen und auf denen von immer tieferen, wunderbareren Verwandtschaften berichtet wird. Keine Gedanken mehr, die Eigenschaften schmelzen dunkel ineinander ein. Das namenlose Leben wird jauchzend begrüßt.

Er bricht in den weiten Schilfgürtel ein, der den Strom umschließt. Aus dem Schlamm treiben die Gase brodelnd empor. Wie mit Armen umfängt das Wasser die glühende Brust, und dann gleitet das Gesicht über den dunklen Spiegel des Flusses dahin. In der Ferne braust ein Wehr, und das Ohr, das der Ursprache nahegekommen ist, fühlt sich gefährlich verlockt. Aus bodenlosen Tiefen schimmern die Sterne herauf und beginnen zu tanzen, wenn das Wasser seine Wirbel zieht.

Am anderen Ufer öffnet sich der Wald; sein Dickicht fängt drohend und in wirren Linien das Leben ein. Die Wurzeln breiten ihr verschlungenes Muster von Fäden und Fangarmen aus, und die Zweige verflechten sich zu einem Netz, an dessen Säumen ein Schwarm wechselnder Gesichter sich bewegt. Über dem Haupte schneiden sich die Gitter der sinnlos zeugenden Kraft, die mit ihren Gestalten zugleich Feindschaft und Untergang gebiert, und der Fuß wirbelt den faden Dunst des Moders auf, in dem sich das Leben mit dem Tode trübe durchdringt.

Doch da bricht die Lichtung auf, und dein Schein fällt wie der Bannstrahl des Gesetzes in die Finsternis. Die Stämme der Buchen glänzen wie Silber und die Eichen wie die

dunkle Bronze, aus der die alten Schwerter geschmiedet sind. Ihre Kronen treten in mächtiger Gliederung hervor. Jeder kleinste Zweig und die letzte Ranke der Brombeere sind durch dein Licht berührt, gedeutet, aufgeschlossen, indem sie eingeschlossen sind — von einem großen Augenblick getroffen, vor dem alles bedeutend wird und der den Zufall auf seinen geheimeren Pfaden überrascht. Sie sind in eine Gleichung einbezogen, deren unbekannte Zeichen mit leuchtender Tinte geschrieben sind.

Wie selbst in der verworrensten Landschaft die einfachen Linien der Heimat verborgen sind! Beglückendes Gleichnis, in das ein tieferes Gleichnis eingebettet ist.

## 6

Was läßt uns bestehen, wenn nicht der geheimnisvolle Lichtstrahl, der zuweilen die innere Wildnis durchzückt? Und der Mensch will sprechen, wie unvollkommen es auch immer sei, von dem, was mehr als menschlich an ihm ist.

Die Versuche der Wissenschaft, mit fremden Gestirnen in Verbindung zu treten, sind ein bedeutungsvoller Zug dieser Zeit. Nicht nur an dem Bestreben selbst, sondern auch an seinen technischen Methoden entzückt eine seltsame Mischung von Nüchternheit und Phantasie. Ist es nicht ein erstaunlicher Vorschlag, über eine Fläche der Sahara mit Leuchtfeuern das rechtwinklige Dreieck des Pythagoras und seine drei Quadrate zu ziehen? Was schiert es denn uns, ob irgendwo im Universum ein Mathematiker lebt! Aber hier ist ein Zug lebendig, der an die Sprache der Pyramiden gemahnt, ein Anklang an den heiligen Ursprung der Kunst, an das feierliche Wissen der Kreatur um ihren verborgenen Sinn — mit allen Voraussetzungen des abstrakten Denkens in Einklang gebracht und den Mitteln der modernen Technik maskiert.

Ob unsere Funksignale, die wir in die bodenlose Tiefe

eisiger Räume schleudern, auch irgendwo empfangen werden? diese Übersetzung von Sprachen, die schon durch irdische Gebirge und Ströme ihre Grenzen finden, in ein elektrisches Pochen, das an den Rändern des Unendlichen um Einlaß wirbt? Und in welche Sprache wird diese Übersetzung übersetzt?

Wunderliche Tibetaner, deren eintöniges Gebet von den Felsklöstern der Observatorien erschallt! Wer möchte über die Gebetsmühlen lachen, der unsere Landschaften mit ihren Myriaden von kreisenden Rädern kennt — diese wütende Unruhe, die den Stundenzeiger der Uhr und die rasende Kurbelwelle des Flugzeugs bewegt? Süßes und gefährliches Opium der Geschwindigkeit!

Aber ist es nicht so, daß im innersten Zentrum des Rades die Ruhe verborgen liegt? Die Ruhe ist die Ursprache der Geschwindigkeit. Durch welche Übersetzungen man auch die Geschwindigkeit steigern möge — jede dieser Steigerungen kann nur eine Übersetzung der Ursprache sein. Aber wie soll der Mensch seine eigene Sprache verstehen?

Siehe, du blickst auf unsere Städte herab. Du hast vor ihnen mancherlei Arten von Städten gesehn und wirst nach ihnen wiederum andere sehen. Jedes einzelne Haus ist wohl eingerichtet und zu seinem besonderen Zweck erbaut. Es gibt enge und winklige Straßen, die der Zufall im Laufe der Zeiten errichtet zu haben scheint, so wie die Felder eines Bauernlandes durch längst vergessene Erbteilungen zugeschnitten sind. Andere sind gerade und breit, und ihre Fluchten sind von Fürsten und großen Baumeistern bestimmt. Die Versteinerungen der Zeiten und Rassen schieben sich mannigfaltig ineinander ein. Die Geologie der menschlichen Seele ist eine besondere Wissenschaft. Zwischen den Kirchen und staatlichen Gebäuden, Villen und Mietskasernen, Bazaren und Vergnügungspalästen, Bahnhöfen und Industrievierteln spannt das Leben seine Kreisläufe aus; der Verkehr ist bedeutend, die Einsamkeit außerordentlich.

Aus einer so großen Höhe jedoch gewinnen diese riesigen

Speicher organischer und mechanischer Kräfte ein anderes Bild. Selbst einem Auge, das sie durch die schärfsten Fernrohre betrachten würde, könnte der große Unterschied nicht entgehen. Zwar ändern sich die Dinge nicht für den, der über ihnen steht, aber sie kehren eine andere Seite hervor. So schmilzt in diesem entfernten Bilde die Verschiedenheit der Zeiten ineinander ein. Es ist nicht mehr zu sehen, daß die Kirchen und Burgen tausendjährig und daß die Warenhäuser und Fabriken von gestern sind; dafür tritt etwas hervor, was man ihr Muster nennen könnte — die gemeinsame kristallinische Struktur, in der sich der Grundstoff niedergeschlagen hat. Auch von der unermeßlichen Mannigfaltigkeit der Zwecke und der Bewegungen, die sie hervorrufen, nimmt das Auge nichts mehr wahr. Dort unten sind zwei Menschen, die aneinander vorübereilen, zwei Welten für sich, und ein Stadtviertel kann vom anderen entfernter als der Nordpol vom Südpol sein. Aber von dir aus, der du bereits ein kosmisches Wesen und doch noch ein Teil der Erde bist, wird das alles in seiner Ruhe wahrgenommen, gleichsam als die Absonderung, die sich aus den vulkanischen Gärungen und den flüchtigen Säften dieses Lebens gebildet hat. O immer wieder wunderbares Schauspiel, wie aus der Verschiedenheit, aus der Feindschaft der Zeiten und Räume Bildung um Bildung erwächst! Dies ist es, was ich die tiefere Brüderlichkeit des Lebens nenne, in die jede Feindschaft einbezogen ist.

Uns hier unten aber ist es selten vergönnt, den Zweck dem Sinne eingeschmolzen zu sehen. Und doch gilt unser höchstes Bestreben jenem stereoskopischen Blick, der die Dinge in ihrer geheimeren, ruhenderen Körperlichkeit erfaßt. Das Notwendige ist eine besondere Dimension. Wir leben in ihr, und doch vermögen wir nur, und nur im bedeutenden Sein, ihre Projektionen zu schauen. Es gibt Zeichen, Gleichnisse und Schlüssel mancher Art — wir gleichen dem Blinden, der zwar nicht zu sehen vermag, doch der das Licht an seiner dumpferen Eigenschaft der Wärme verspürt.

Ist es nun nicht auch so, daß jede Bewegung des Blinden für ein sehendes Auge sich im Lichte vollzieht, obgleich ihn selbst ewige Dunkelheit umhüllt? So sahen wir niemals unser Gesicht in Spiegeln zeitloserer Art. So aber auch sprechen wir eine Sprache von einer Bedeutung, die uns selbst nicht einsichtig ist — eine Sprache, von der jede Silbe zugleich vergänglich und unvergänglich ist. Symbole sind Zeichen, daß uns, dennoch, das Bewußtsein unseres Wertes gegeben ist. Sie sind einmal Projektionen von Gestalten aus einer verborgenen Dimension, dann aber auch Scheinwerfer, durch die wir unsere Signale ins Unbekannte schleudern in einer Sprache, die den Göttern wohlgefällig ist. Und diese rätselhaften Unterhaltungen, diese Kette wunderbarer Anstrengungen, aus denen der Kern unserer Geschichte besteht, die eine Geschichte der Schlachten der Menschen und Götter ist — — —: sie sind das einzige, was den Menschen des Studiums würdig macht.

7

Der wahre Vergleich, das heißt die Betrachtung der Dinge nach ihrer Lage im notwendigen Raum, ist das wunderbarste Mittel der Schützenkunst. Seine Basis ist der gemeinsame Ausdruck des Wesentlichen und seine Spitze das Wesentliche selbst.

Das ist eine Art der höheren Trigonometrie, die sich mit dem Messen unsichtbarer Fixsterne befaßt.

8

Ich stieg an diesem leuchtenden Vormittag in den Schluchten des Monte Gallo empor. Die rotbraune Erde der Gärten war noch feucht vom Tau, und unter den Zitronenbäumen standen die roten und gelben Blüten des Sarazenenfrühlings gleich einem Muster, wie es der Morgenländer in seine

Teppiche webt. Dort, wo die letzten Blätter der Opuntie nackt und neugierig über die rötlichen Mauern spähten, schlossen sich die Bergtriften an, überragt von Felsen und von den gelben Stauden der Wolfsmilch überflammt. Dann führte der Weg durch ein schmal eingeschnittenes Tal aus kahlem Gestein.

Ich weiß nicht und will auch nicht versuchen, es zu beschreiben, wie mir inmitten dieser Mauern plötzlich die Einsicht auftauchte, daß ein Tal wie dieses mit seiner steinernen Sprache den Wanderer eindringlicher ergreift, als es einer reinen Landschaft möglich wäre, oder daß, anders gesprochen, eine solche Landschaft über tiefere Kräfte verfügt. Nun hat es wohl nie ein Bewußtsein von Rang gegeben, dem das nicht deutlich gewesen wäre, und doch sind Augenblicke selten, in denen man über die Erkenntnis eines beseelten Lebens, das in der Natur waltet, hinaus einem körperlichen Ausdruck dieses Lebens gegenübersteht. Ja ich glaube, daß sie seit ganz kurzer Zeit überhaupt erst wieder möglich geworden sind. Ein solcher Augenblick aber war es gerade, der mich in dieser Stunde überraschte — ich fühlte die Augen dieses Tales voll Aufmerksamkeit auf mir ruhen. Mit anderen Worten: es war unzweifelhaft, daß dieses Tal seinen Dämon besaß.

Gerade jetzt und noch im Taumel der Entdeckung fiel mein Blick auf deine schon sehr bleiche Scheibe, die dicht über dem Höhenkamme und wohl nur aus der Tiefe heraus noch am Himmel zu sehen war. Da stand in einer seltsam blitzhaften Geburt das Bild des Mannes im Monde wieder auf. Gewiß, die Mondlandschaft mit ihren Felsen und Tälern ist eine Fläche, die der astronomischen Topographie ihre Aufgaben stellt. Aber ebenso gewiß ist es, daß sie zugleich jener magischen Trigonometrie, von der wir eben sprachen, zugänglich ist — daß sie *zugleich* ein Gebiet der Geister ist und daß die Phantasie, die ihr ein Gesicht verlieh, mit der Tiefe des kindlichen Blickes die Urschrift der Runen und die Sprache des Dämons verstand. Aber das

Unerhörte für mich in diesem Augenblicke war, diese beiden Masken ein und desselben Seins unzertrennlich ineinander einschmelzen zu sehen. Denn zum ersten Male löste sich hier ein quälender Zwiespalt auf, den ich, Urenkel eines idealistischen, Enkel eines romantischen und Sohn eines materialistischen Geschlechtes, bislang für unlösbar gehalten hatte. Das geschah nicht etwa so, daß sich ein Entweder-Oder in ein Sowohl-Als-auch verwandelte. Nein, das Wirkliche ist ebenso zauberhaft, wie das Zauberhafte wirklich ist.

Das war das Wunderbare, das uns an den doppelten Bildern entzückte, die wir als Kinder durch das Stereoskop betrachteten: Im gleichen Augenblick, in dem sie in ein einziges Bild zusammenschmolzen, brach auch die neue Dimension der Tiefe in ihnen auf.

Ja, so ist es; die Zeit hat uns den alten Zaubersprüchen, die lange vergessen, aber immer gegenwärtig waren, wieder nahegebracht. Wir fühlen, wie, zögernd noch, Sinn in das große Werk einzuschießen beginnt, an dem wir alle schaffen, das uns im Banne hält.

# DAS ABENTEUERLICHE HERZ

*Erste Fassung*

## AUFZEICHNUNGEN BEI TAG UND NACHT

»Den Samen von allem, was ich im Sinn habe, finde ich allenthalben.«

Hamann

ERSTAUSGABE 1929

Es wäre mir unmöglich, für meine Person die starke Anteilnahme aufzubringen, deren Vorhandensein ich nicht leugnen kann, verliehen mir nicht zwei Umstände eine gewisse Sicherheit.

Einmal besitze ich das bestimmte Gefühl, einem im Grunde fremden und rätselhaften Wesen nachzuspüren, und dies bewahrt vor jener pöbelhaften Eigenwärme, jener Stickluft der inneren Wohn- und Schlafzimmer, die mir am »Anton Reiser« unangenehm ist. Es verleiht dem Zugriff eine größere Sauberkeit, wie der Gummihandschuh den Fingern des Operateurs. Ich habe dieses Gefühl, als ob ein aufmerksam beobachtender Punkt aus exzentrischen Fernen das geheimnisvolle Getriebe kontrollierte und registrierte, selbst in den verworrensten Augenblicken nur selten verloren. Ja es schien mir oft, als ob in sehr menschlichen Augenblicken, etwa denen der Angst, dort oben etwas vorginge, was ungefähr einem mokanten Lächeln verglichen werden könnte. Aber auch andere Zeichen — Trauer, Rührung, Stolz — glaubte ich zuweilen gleich Signalen einer inneren Optik an jenem Fixpunkt zu erkennen, den ich als ein zweites, feineres und unpersönliches Bewußtsein bezeichnen möchte. Von dort aus gesehen, wird das Leben von noch etwas anderem als von Gedanken, Empfindungen und Gefühlen begleitet, seine Werte werden gleichsam noch einmal gewertet, ähnlich wie ein bereits gewogenes Metall trotzdem von einer besonderen Instanz einen zweiten Stempel erhält. Von dort aus gesehen, erhält dieses Treiben auch erst einen fesselnderen Reiz als den innerhalb der Bezirke einer selbstbewußten Vitalität möglichen.

Dann aber weiß ich auch, daß mein Grunderlebnis, das, was eben durch den lebendigen Vorgang sich zum Ausdruck bringt, das für meine Generation typische Erlebnis ist, eine

an das Zeitmotiv gebundene Variation oder eine, vielleicht absonderliche, Spezies, die jedoch keineswegs aus dem Rahmen der Gattungskennzeichen fällt. Aus diesem Bewußtsein heraus meine ich auch, wenn ich mich mit mir beschäftige, nicht eigentlich mich, sondern das, was dieser Erscheinung zugrunde liegt und was somit in seinem gültigsten und dem Zufall entzogensten Sinne auch jeder andere für sich in Anspruch nehmen darf.

*Leipzig*

Seltsame Vorlieben und die Art, in der der Mensch von einem großen, scheinbar ganz geschlossenen Gebiet nichts beachtet als einen bestimmten Teil, sind sehr bezeichnend für das Wesen einer Persönlichkeit. So sehe ich einen Sinn darin, daß ich mich während meiner anatomischen Studien nie mit der Knochenlehre befreunden konnte, daß ich mich für die Geologie nur da erwärmte, wo sie mit der Paläontologie zusammenhing, daß von allen belebten Schichten wiederum die Juraformation für mich von je einen märchenhaften Glanz besaß, daß mir die Erle immer so unangenehm und der Ahorn so prächtig schien und daß mir von allen tausend Ländern, die die Welt trägt, gerade Zentralafrika das verlockendste war und heute noch ist. Von all diesem weiß ich, warum es so ist — wie aber ist die Abneigung zu erklären, die ich vor den Pflanzen und Tieren Australiens, ganz besonders vor den Beuteltieren, empfinde oder, um noch Seltsameres zu streifen, die Ahnung, daß Huysmans, von dem ich jahrelang nur die Buchstaben des Namens kannte, für mich von großer Bedeutung sein müsse, eine Ahnung, die sich später als durchaus berechtigt erwies? Durch solche Neigungen und Abneigungen spricht unser Innerstes, das uns selbst ewig verborgen bleiben wird, das sich auszudrücken sucht, indem es sich ins Gleichnis setzt, und das mit nachtwandlerischer Sicherheit den Grad der Verwandtschaft spürt, die uns mit allen Dingen der Welt verbindet und unsere innere Perspektive bestimmt.

Es ist stets ein Ereignis für mich gewesen, gerade dem scheinbar ganz nüchternen Leben zu begegnen, das sich an einem Punkte seiner Oberfläche erwärmt, ohne selbst zu wissen warum, zwecklos, aber keineswegs ohne Sinn, und gar oft in solchem Mißverhältnis zu seiner Umgebung, daß das Lächerliche nicht ausbleiben kann. Der Volksschullehrer auf dem Lande, der alte Scherben und römische Denare sammelt, der kleine Kaufmann, der plötzlich sein Geschäft im Stiche läßt und Griechisch lernt, um besser über den Syllogismus grübeln zu können, der Schlosser, der Walt Whitman gelesen hat und immer wieder liest und sonst kein anderes Buch — in solchen Erscheinungen deutet sich auf das klarste an, daß das Leben sich über sehr geheimnisvollen und so gar nicht zweckmäßigen Gründen bewegt. Überall hängt das Unsichtbare seine geheimen Angeln nach uns aus, und noch das kleinste, entfernteste Ding ist von jenem mystischen Leben erfüllt, von dem wir selbst ein Teilchen sind. Das Erlebnis, durch das Jakob Böhme beim Anblick eines zinnernen Gefäßes plötzlich die ganze Liebe Gottes empfand, ist keineswegs außergewöhnlicher Natur, und vielleicht ist es wichtiger, als wir ahnen, daß dieses Gefäß gerade ein zinnernes war.

*Berlin*

Ich glaube, daß folgendes Bild das *Entsetzen* besonders treffend zum Ausdruck bringt: Es gibt eine Art von sehr dünnem und großflächigem Blech, mittels dessen man an kleinen Theatern den Donner vorzutäuschen pflegt. Sehr viele solcher Bleche, noch dünner und klangfähiger, denke ich mir in regelmäßigen Abständen übereinander angebracht, gleich Blättern eines Buches, die jedoch nicht gepreßt liegen, sondern durch irgendeine Vorrichtung voneinander entfernt gehalten werden.

Auf das oberste Blatt dieses gewaltigen Stoßes hebe ich dich empor, und sowie das Gewicht deines Körpers es berührt, reißt es krachend entzwei. Du stürzt, und stürzt auf

das zweite Blatt, das ebenfalls, und mit heftigerem Knalle, zerbirst. Der Sturz trifft auf das dritte, vierte und fünfte Blatt und so fort, und die Steigerung der Fallgeschwindigkeit läßt die Detonationen in einer Beschleunigung aufeinander folgen, die den Eindruck eines an Tempo und Heftigkeit ununterbrochen verstärkten Trommelwirbels erweckt. Immer noch rasender werden Fall und Wirbel, in einen mächtig rollenden Donner sich verwandelnd, bis endlich ein einziger, fürchterlicher Lärm die Grenzen des Bewußtseins sprengt.

So pflegt das Entsetzen den Menschen zu vergewaltigen — das Entsetzen, das etwas ganz anderes ist als das Grauen, die Angst oder die Furcht. Eher ist es schon dem Grausen verwandt, das das Gesicht der Gorgo mit gesträubtem Haar und zum Schrei geöffnetem Mund erkennt, während das Grauen das Unheimliche mehr ahnt als sieht, aber gerade deshalb von ihm mit mächtigerem Griffe gefesselt wird. Die Furcht ist noch von der Grenze entfernt und darf mit der Hoffnung Zwiesprache halten, und der Schreck — ja, der Schreck ist das, was empfunden wird, wenn das oberste Blatt zerreißt. Und dann, im tödlichen Sturze, steigern sich die grellen Paukenschläge und roten Glühlichter der Schreckempfindungen bis zum Entsetzlichen.

Ahnst du, was vorgeht in jenem Raume, den wir vielleicht eines Tages durchstürzen werden und der sich zwischen der Erkenntnis des Unterganges und dem Untergange erstreckt?

*Leipzig*

Traum: Ich schlief in einem altertümlichen Hause und erwachte durch eine Reihe seltsamer Töne, die wie ein nasales »dang, dang, dang« klangen und mich sofort auf das höchste beunruhigten. Ich sprang auf und lief mit gelähmtem Kopfe um einen Tisch. Als ich an der Tischdecke zog, bewegte sie sich. Da wußte ich: es ist kein Traum, du bist wach. Meine Angst steigerte sich, während das »dang, dang« immer

schneller und drohender klang. Es wurde durch eine geheimnisvolle, in der Mauer verborgene Warnungsplatte hervorgebracht. Ich lief ans Fenster, aus dem ich auf eine alte, ganz schmale Gasse blickte, die im tiefen Schachte der Häuser lag. Unten stand eine Gruppe von Menschen, Männer mit hohen, spitzen Hüten, Frauen und Mädchen, altertümlich und unordentlich angetan. Sie schienen eben aus den Häusern auf die Gasse gelaufen zu sein; ihre Stimmen schollen zu mir herauf. Ich hörte den Satz: »Der *Fremde* ist wieder in der Stadt.«

Als ich mich umwandte, saß jemand auf meinem Bette. Ich wollte aus dem Fenster springen, aber ich war wie an den Boden gebannt. Die Gestalt erhob sich ganz langsam und starrte mich an. Ihre Augen waren glühend und nahmen mit der Schärfe des Anstarrens an Umfang zu, was ihnen etwas grauenhaft Drohendes verlieh. In dem Augenblick, in dem ihre Größe und ihr roter Glanz unerträglich wurden, zersprangen sie und rieselten in Funken herab. Es war, als ob glühende Kohlenbrocken einen Rost durchglitten. Nur die schwarzen, ausgebrannten Augenhöhlen blieben zurück, gleichsam das absolute Nichts, das sich hinter dem letzten Schleier des Grauens verbirgt.

*Berlin*

Es macht mir Vergnügen, daß ich das sonderbarste Verhältnis besitze zu einem der sonderbarsten Bücher, die es gibt, nämlich zum »Tristram Shandy«. Ich trug es während der Gefechte bei Bapaume in einer handlichen Ausgabe in der Kartentasche herum und hatte es auch bei mir, als wir vor Favreuil eingesetzt werden sollten. Da wir in Höhe der Artilleriestellungen vom Morgen bis zum späten Nachmittag in Bereitschaft gehalten wurden, begann es bald, äußerst langweilig zu werden, obwohl die Lage nicht ungefährlich war. Ich fing also an zu blättern, und die verquickte, von mannigfachen Lichtern durchbrochene Manier setzte sich

bald in eine seltsame, helldunkle Harmonie zu der äußeren Situation, in der sie aufgenommen werden mußte. Nach vielen Unterbrechungen und nachdem ich einige Kapitel gelesen hatte, erhielten wir endlich Marschbefehl; ich steckte das Buch ein und lag bereits bei Sonnenuntergang mit einer Verwundung da.

Im Lazarett nahm ich die Lektüre wieder auf, gleichsam als ob alles Dazwischenliegende nur ein Traum gewesen wäre oder irgendwie zum Inhalte des Buches selbst gehörte. Ich bekam Morphium und las bald wach, bald in einer seltsamen Dämmerung weiter, so daß die tausend Schachtelungen des Textes noch einmal durch mannigfache seelische Zustände zerstückelt und eingeschachtelt wurden. Fieberanfälle, die mit Burgunder und Kodein bekämpft wurden, Beschießungen und Bombenabwürfe auf den Ort, durch den schon der Rückzug zu fluten begann und in dem man uns zuweilen fast vergaß, steigerten die Verwirrung noch, so daß ich heute von jenen Tagen nur noch die unklare Erinnerung an eine halb empfindsame, halb wilde Exaltation zurückbehalten habe, in der man selbst durch einen Vulkanausbruch nicht mehr in Erstaunen geraten wäre und in der der arme Yorick und der biedere Onkel Toby noch die realsten der Gestalten waren, die sich vorzustellen pflegten.

So trat ich unter würdigen Umständen in den geheimen Orden der Shandysten ein, dem ich bis heute treu geblieben bin.

*Berlin*

Swedenborg verurteilt den »geistigen Geiz«, der seine Träume und Erkenntnisse verschließt.

Wie aber ist es mit der Verachtung des Geistes davor, sich auszumünzen und in Kurs zu bringen — mit seiner aristokratischen Abgeschlossenheit in den Zauberschlössern Ariosts? Das Unaussprechliche entwürdigt sich, indem es sich ausspricht und mitteilsam macht; es gleicht dem Golde, das man mit Kupfer versetzen muß, wenn man es kursfähig

machen will. Welche Sprache ist frei vom Arbeitsgeruche des Gefühlstransports? Wer im Morgenlicht seine Träume zu fixieren sucht, sieht sie dem Gedankennetz entschlüpfen wie der Fischer von Neapel jene flüchtige Silberbrut, die sich zuweilen in die oberen Schichten des Golfes verirrt.

In den Sammlungen des Leipziger Mineralogischen Instituts sah ich einen fußhohen Bergkristall, der bei der Tunnelbohrung aus dem innersten Massiv des Sankt Gotthard gebrochen war — einen sehr einsamen und exklusiven Traum der Materie.

Ich hege einen Verdacht, der die Grenzen der Gewißheit streift: daß unter uns eine erlesene Schar, die sich längst aus den Bibliotheken und dem Staub der Arenen zurückgezogen hat, im innersten Raume, in einem dunkelsten Tibet, an der Arbeit ist. Ich glaube an Menschen, die einsam in nächtlichen Zimmern sitzen, unbeweglich wie Felsen, durch deren Höhlen die Strömung funkelt, die draußen jedes Mühlrad dreht und das Heer der Maschinen in Tempo hält — hier aber jedem Zweck entfremdet und von Herzen aufgefangen, die als die heißen, zitternden Wiegen aller Kräfte und Gewalten jedem äußeren Lichte für immer entzogen sind.

An der Arbeit? Sind es die entscheidenden Adern, an denen das Blut unter der Haut sichtbar wird? Die schwersten Träume werden in namenlosen Fruchtböden geträumt, in Zonen, von denen aus gesehen das Werk etwas Zufälliges, einen minderen Grad der Notwendigkeit besitzt: Michelangelo, der zuletzt die Gesichte nur noch in Umrissen in den Marmor wirft und die rohen Blöcke in Höhlen schlummern läßt wie Schmetterlingspuppen, deren eingefaltetes Leben er der Ewigkeit anvertraut; die Prosa des »Willens zur Macht« — ein unaufgeräumtes Schlachtfeld des Denkens, das Relikt einer einsamen, schrecklichen Verantwortung, Werksäle voll Schlüsseln, fortgeworfen von einem, der keine Zeit mehr hatte aufzuschließen. Selbst ein im Zenith Schaffender wie der Chevalier Bernini spricht vom Widerwillen gegen das abgeschlossene Werk, Huysmans im späteren Vorwort zu

»A Rebours« von der Unmöglichkeit, die eigenen Bücher zu lesen. Dies ist auch ein paradoxes Bild — gleichsam eines Menschen, der das Original besitzt und einen schlechten Kommentar studiert. Die großen Romane, die nicht vollendet wurden, nicht vollendet werden konnten, weil die eigene Konzeption sie erdrückt.

An der Arbeit? Wo sind jene Klöster der Heiligen, in denen die Seele in ihren mitternächtlichen und herrlichen Triumphen den Schatz der Gnade erstritt? die Säulen der Einsiedler als Monumente einer höchsten Sozietät? Wo ist das Bewußtsein geblieben, daß Gedanken und Gefühle ganz unvergänglich sind, daß etwas wie eine geheime doppelte Buchführung besteht, in der jede Ausgabe an einer sehr entfernten Stelle als Einnahme wieder in Erscheinung tritt? Die einzig tröstliche Erinnerung knüpft sich an Augenblicke aus dem Kriege, in denen plötzlich der Feuerschein einer Explosion die einsame Gestalt eines Postens aus dem Dunkel riß, der dort schon lange gestanden haben mußte. Ihr Brüder, durch diese unzähligen und schrecklichen Nachtwachen in der Finsternis habt ihr für Deutschland einen Schatz angesammelt, der nie verzehrt werden kann.

Der Glaube an die Einsamen entspringt der Sehnsucht nach einer namenloseren Brüderlichkeit, nach einem tieferen geistigen Verhältnis, als es unter Menschen möglich ist.

*Leipzig*

Seien wir auf der Hut vor der größten Gefahr, die es gibt — davor, daß uns das Leben etwas Gewöhnliches wird. Welcher Stoff zu bewältigen ist und welche Mittel zur Verfügung stehen — jene Wärme des Blutes, die unmittelbar Fühlung nimmt, darf nicht verlorengehen. Der Feind, der sie besitzt, ist uns wertvoller als der Freund, der sie nicht kennt. Glaube, Frömmigkeit, Wagemut, Begeisterungsfähigkeit, liebevolle Bindung an irgend etwas, sei es, was es auch sei, kurz alles, was durch diese Zeit haarscharf als Dummheit

nachgewiesen ist — überall, wo wir das spüren, geht der Atem leichter, und sei es im beschränktesten Kreis. Mit all diesem ist der einfache Vorgang verbunden, den ich das Erstaunen nenne, jene Innigkeit im Aufnehmen der Welt und die große Lust, nach ihr zu greifen wie ein Kind, das eine gläserne Kugel sieht.

Wenn wir uns der Zeit erinnern, in der wir Kinder waren, des Schweifens durch Wald und Feld, wo das Geheimnis hinter jedem Baum und jeder Hecke verborgen war, der wilden, tobenden Spiele in den dämmerigen Winkeln der kleinen Stadt, der Glut der Freundschaft und der Ehrfurcht vor unseren Idealen, so sehen wir, um wieviel blasser die Welt geworden ist. Können wir noch eine Gestalt so verehren wie Sherlock Holmes, den hageren, nervösen Helden mit der kurzen Pfeife zwischen den Zähnen, oder ist uns irgend etwas noch so wichtig wie der grüne Papagei, der dem armen Robinson auf der Schulter saß? Robert, der Schiffsjunge, und Old Shatterhand, der Rote Freibeuter und Kapitän Morgan, der den Totenkopf im schwarzen Wimpel trug, der Graf von Monte Christo mit seinen Schätzen, Schinderhannes, dieser Freund der Hütten und Feind der Paläste, Dschaudar der Fischer, dem sein Ring die Herrschaft über dienstbare Genien verlieh, alle diese Abenteurer, Märchenprinzen, Seeräuber und edelmütigen Verbrecher — ich beklage nicht, daß sie dahingegangen sind, aber ich wünschte, daß sie mit jedem neuen Kreis, den das Leben uns öffnet, Nachfolger fänden, auf die die ganze Summe von Liebe und Glauben sich übertragen könnte, die ihnen gewidmet war.

Aber auch später, als man begann, uns mit Sie anzureden, als die Kraft versuchte, sich ganz frisch und ungeschult nach außen zu wenden — was waren das doch für Kerle, mit denen wir zusammen waren, ein Kerl jeder einzelne! — als wir die Zusammenhänge noch nicht sahen, aber wohl ahnten, wie man eine große Landschaft ahnt, wenn aus flutenden Nebeln die ersten Bergspitzen in die Höhe stoßen mit

Zinnen, die in der Morgensonne funkeln, und mit Burgen, die zum Erstürmen geschaffen sind. Ja, da setzten sich die Farben zusammen, ganz frisch von der Palette, zu einem leuchtenden, schöneren Bild. Viel erwartete uns, und jeder hatte Angst, zu spät zu kommen, denn unaufhörlich rief und lockte das Wunderbare, so wie der gedehnte, schrille und kühne Schrei eines Raubvogels sich über der Einsamkeit großer Wälder wiederholt.

Damals wollten wir nicht mehr Seeräuber, Trapper und Pelzjäger werden, sondern Minister, Generäle, Bankdirektoren, Dichter, Professoren und Handelsherren. Jeder Einzelne wollte aufs Ganze gehen! Ich höre es noch, wie der kleine Seebohm dieses Wort aussprach: »Exportkaufmann«. Da war das Erstaunen noch da, keine Kontore, keine Ziffern, keine Bilanzen, nein, nur das Klatschen der Wellen an den Kielen der Schiffe, Gold, Gewürze und Elfenbein, ferne Küsten mit großen farbigen Blüten und all dem bunten Dunst, der das Wunderbare verhüllt. Das waren ja keine Berufe, sondern echte, wirkliche Ideale, das durchaus Wesentliche und eigentlich Lebenswerte, von dem ein jeder ergriffen war.

Aber auch später noch! Heidelberger und Jenenser Studenten, Fähnriche mit Gesichtern wie junge Kriegsgötter über dem blutroten Kragen mit der breiten goldenen Kante, andere, die überhaupt nichts taten, um gegen die bürgerliche Ordnung zu protestieren: das waren immer noch Leute, mit denen sich umgehen ließ. Saufen und raufen und hinter den Schürzen herspüren, was schadet denn das? Zum Teufel, der Nächte sind noch nicht genug, in denen wir die Lichter bis zu den Manschetten herunterbrennen ließen. Hatte denn nicht jeder etwas, das sehr ernst genommen wurde — Ehre, Freiheit in allen Schattierungen von 1789 bis 1914, Vaterland, den Sozialismus, die Literatur, die Kunst, die Wissenschaft — sehr ernst genommen nicht aus Einsicht oder Gewohnheit, sondern noch aus dem unmittelbaren Drange des Herzens heraus, das sich an eine Sache zu hängen sucht und

nach großen Worten verlangt? Nichts gegen die großen Worte — ich meine, daß es die Begriffe sind, die sich schon zur rechten Zeit einstellen werden. Bewegung muß da sein und Drang nach Bewegung; früh genug fängt das Leben sie ein und leitet sie über seinen Arbeitsgang. Wozu man da ist, das erfährt man vielleicht nie, alle sogenannten Ziele können nur Vorwände der Bestimmung sein; aber *daß* man da ist, mit Blut, Muskel und Herz, mit Sinnen, Nerven und Gehirn, darauf kommt es an. Immer auf dem Posten sein, immer rüsten, immer bereit sein, dem Ruf zu folgen, der an uns ergeht — und es ist gewiß, daß der Ruf nicht ausbleiben wird.

Ja, auch bei diesen hatte man noch das Gefühl, daß viele Möglichkeiten ihnen offenstanden und daß mancher Weg von ihrem Standpunkt in die Ferne lief. Hätte man nicht mit ihnen allen, je nach dem Geschmack des Einzelnen, Dinge begehen können, die für den normalen Menschen ganz unsinnig sind, etwa mit Garibaldi, mit Hecker, mit dem Griechenmüller oder mit den Buren zu Felde ziehen? Nicht, daß man Derartiges tut, scheint mir wesentlich, wenn auch wir Deutschen überall unser Kontingent gestellt haben, wo auf der Welt so etwas im Gange war. Aber nur Menschen, die überhaupt dazu imstande sind, die diese Möglichkeit in sich tragen, mit sechzig Jahren ebenso wie mit sechzehn, können unsere Freunde sein. Denn nur von diesem Schlage darf man hoffen, daß er sich an Ideen entflammt und daß er sich erhebt, wenn die Gewalt auch noch so mächtig ist. Und nicht, ob solche Erhebungen glücken oder nicht, ist von Wichtigkeit, sondern daß sie stattgefunden haben. Das leuchtet noch lange zurück.

Gern denke ich an jene Zeit kurz vor dem Kriege zurück, in der ich eines Tages meine Schulbücher über die nächste Mauer warf, um nach Afrika zu ziehen. Der Dreißigjährige kann sich nicht entschließen, die Unverfrorenheit des Sechzehnjährigen zu mißbilligen, die auf die Tätigkeit von zwei Dutzend Schulmeistern verzichtete und sich über Nacht eine

eindringlichere Schule verschrieb. Es entzückt ihn vielmehr ein früher, instinktiver Protest gegen die Mechanik der Zeit; und er erinnert sich eines einsamen Paktes, der durch eine geleerte Burgunderflasche besiegelt wurde, die er an einem Felsblock des Hafens von Marseille zerschmetterte.

Ich rufe jene Tage des frühen Juni in das Gedächtnis zurück, in denen sich bereits die volle Gewalt des Sommers zusammenfaßt und in denen doch das Laub sein erstes Lichtgrün noch nicht ganz verloren hat, das sich von Monat zu Monat dunkler tönt bis zur metallischen Schwärze des Stahls, auf dem sich endlich der bunte Rost des Herbstes niederschlägt. Der Himmel war blau und golden, von keinem Federwölkchen getrübt, und der Geruch der blühenden Bergwiesen jenseits des Flusses, die vor dem Schnitte standen, drang bis in die Stadt. Das Gymnasium schloß seine Pforten oft schon um elf Uhr, und das Gefühl der Festfreude, diesem zweiflügligen, sehr ernsthaften Gebäude aus gelbem Ziegelstein zu so guter Zeit den Rücken kehren zu dürfen, war um so höher, wenn es eine Mathematikstunde war, die dem Eingriff der Hitze zum Opfer fiel.

Schon beim Aufstehen, wenn die warme Luft aus dem Garten durch das Fenster meines Schlafzimmers wie durch den Rost eines großen Ofens drang, pflegte mein erster Blick dem Thermometer zu gelten, und der Gedanke, daß sie wohl nicht umhin können würden, ausfallen zu lassen, erweckte jedesmal meine Heiterkeit.

Gewiß erinnern wir alle uns gern solcher Tage, deren erster Gedanke ein heiterer war. Die frühen Sonnenstrahlen, die Mannigfaltigkeit des draußen erwachenden Lärms, das Zimmer, seine Möbel und selbst seine Wände, dies alles scheint von einem neuen Sinn erfüllt, der uns ganz und gar umgibt und mit jedem Atemzuge tiefer durchdringt. Die Entdeckung, daß das Leben aus seiner Nüchternheit herausgetreten ist, strahlt auf seine kleinsten Einzelheiten aus, und mit Erstaunen bemerken wir das Vergnügen, das darin liegt,

eine Krawatte zu binden oder den Hausgenossen Guten Morgen zu wünschen.

Mit sechzehn Jahren gar besitzt diese Fröhlichkeit, die uns zuweilen beglückend überfällt, ihren besonderen Reiz. Sie ist zwar nicht mehr die ganz in sich geschlossene Freude des Kindes, dafür aber ist auch jene Zeit des Überganges vorbei, in der uns ein quälendes Mißverhältnis, das sich zwischen uns und der Welt aufwirft, bedrückt. Das Bewußtsein hat sich befestigt, und damit freuen wir uns nicht nur, sondern wir freuen uns zugleich über uns selbst.

Das uralte Städtchen, in dem ich damals lebte, war wohl dazu angetan, der Spiegel festlicher Gefühle zu sein. Ich wohnte in einem Hause, das vor Zeiten als Pachthof einer Patrizierfamilie außerhalb der Tore gelegen hatte und dem mächtige Mauern und die mit ausgezackten Eisenstäben bewehrten Fenster den Charakter einer kleinen Festung verliehen. Die Mauer, die den Garten umfaßte, war so hoch, daß nur die benachbarten Kirchtürme hineinblicken konnten, von denen mir besonders noch ein ganz einfacher, vierkantiger, den eine dunkelrote Ziegelhaube bedeckte, in Erinnerung ist. Seine Umrisse tauchen jedesmal zugleich mit dem Worte »Mittelalter« wieder in mir auf. Er war von schmalen Fensteröffnungen unregelmäßig durchbrochen, und die Art ihrer Anordnung gab ihm ein fast menschliches Gesicht. Es war ein sehr seltsames Mittelalter, das da zuweilen des Abends hereinblickte, sehr fern und doch vertraut wie der verwehte Klang von Glocken, den man an Sonntagvormittagen in der Einsamkeit der Wälder vernimmt. Manchmal, während der kurzen Pause, in der der Wind schlafen geht, wenn der Raum ausgestorben und fast luftleer schien, leuchtete die rote Kuppe satter auf vor dem blaßgrünen Streifen, der die Nacht anzukünden pflegt. Wenn dann von den mit breiten Steinplatten belegten Wegen des verwilderten Gartens mein Blick auf diesen durch die Mauerkrone halb abgeschnittenen Sonderling fiel, war es mir nicht anders, als ob sein Sockel einer vergangenen,

zauberhaften Landschaft entwachsen müßte, und ich entsinne mich noch recht gut des schmerzlichen Gefühls, das mich in solchen Augenblicken ergriff. Ich habe es seither noch oft vor jenen starken, frommen und männlichen Bildern der frühen Meister empfunden, auf denen sich durch die geöffneten Fenster von Kirchen und Schlössern ein magischer Hintergrund offenbart, lockend und drohend zugleich von Felstälern, Klippen und Burgen erfüllt. Es ist das Gefühl, dem Geist einer Zeit sehr nahe zu sein, deren Wirklichkeit uns jedoch für immer entschwunden ist. In jeder geprägten Form liegt etwas verschlossen, das mehr ist als Form; eine Zeit hat ihr Siegel hinterlassen, das wieder aufglüht, wenn es vom tieferen Blicke getroffen wird. Dann ist es uns zuweilen, als ob wir die Hand nach einem wunderbaren Traumbild ausstreckten, das in demselben Augenblick erlischt, in dem wir es zu berühren wähnen. Diese Sehnsucht nach einer verschollenen Zeit, nach den leuchtenden Farben, die schon so lange verblaßten, nach der reichen und unbegreiflichen Fülle eines Lebens, das unwiderruflich dahingegangen ist — sie ist weit schmerzlicher und unstillbarer als jene andere, die die Schilderung ferner Inseln und üppiger Länder in uns erweckt.

Aber immer noch lag etwas von jener Zeit als ein feiner Hauch über der alten Stadt, als ein Medium zwischen Erinnerung und Substanz, das sich in ihren Winkeln gefangen hatte und ihre Häuser wie mit einem bräunlichen Staub zu pigmentieren schien, der, wo ihn ein Sonnenstrahl traf, überraschend aufleuchtete und goldene Ornamente schimmern ließ. Jedesmal, wenn der Frühling das Land eroberte, fand eine märchenhafte Vermählung des Alters mit der ewigen Jugend statt. Die spitzen roten Dächer, in die der Regen im Laufe der Jahre schwarze Streifen gezeichnet hatte, hoben sich reicher aus dem Grün, und der in eine breite Promenade verwandelte Ringwall war von blühenden Kastanien wie von einer Doppelschnur brennender Riesenkandelaber umstellt.

Über diesen Wall führte mich jeden Morgen mein Weg, um dann in ein Gewirr enger Gassen zu münden, deren Fachwerkhäuser sich fast mit den Giebeln berührten, jenen Giebeln, aus denen noch die behelmten Rollenbalken ragten, an denen man Kaufmannswaren in die Speicher gewunden hatte. Die Stadt hatte früher, obwohl sie tief im Binnenlande lag, der deutschen Hansa angehört. Längst war der große Handel andere Wege gegangen, aber sein Geruch haftete noch in den engen Gassen mit den sonderbaren Namen; oder vielleicht war es nur die Erinnerung an ihn, denn keiner unserer Sinne ist so trügerisch und so an das Verschollene geknüpft. Irgendein Aroma von Spezereien, von Nelkenpfeffer und Koriander, von sagenhaften Fahrten nach Batavia hatte sich eingebürgert, von Lebkuchen, die nach alten Rezepten gebacken sind, vermischt mit dem blassen Dufte des Safrans, der im Rotwein kocht. Dazwischen lagerten in Schichten die handfesteren Gerüche der lebendigen Wirklichkeit, von gegerbtem Leder und frisch gesägtem Holz, der schwere Malzbrodem eines kleinen Brauhauses und der warme Brotdunst aus dem Keller einer Bäckerei. Alle diese Gerüche besaßen ihre strenge Eigenart und waren doch wie jede Erscheinung eines organischen Lebens irgendwie aufeinander abgestimmt; sie waren in keiner Weise zu vergleichen mit dem fahlen Dunst, der sich in unseren modernen Städten eingenistet hat und dessen Bestandteile von desinfizierenden Säuren zerfressen scheinen.

Viele der Häuser waren mit Schnitzwerk bedeckt, mit schwer zu entziffernden lateinischen Worten, an denen die Kinder buchstabierten, und mit plattdeutschen Torsprüchen in gotischer Schrift, wie eine derbere Zeit sie liebte, mit goldenen Rosen und Sternen auf blauem oder rotem Grund, mit Namen und Jahreszahlen zwischen sonderbar steifem Rankengewirr. Hier war das Handwerk noch lebendig; es hatte seine Sinnbilder über die Tore gehängt, verschnörkelte Fahnen aus geschmiedetem Eisen, einen Reiterstiefel mit

vorn ausgeschweiftem Schaft und mächtigem Sporn, ein Fäßchen mit Dauben aus zweierlei Holz, blitzende Kupferkessel und dergleichen mehr. Und was von den Gerüchen zu sagen war, das galt auch für die Menschen, die mir jeden Morgen begegneten. Das waren keine Individuen, wie sie der Strudel der Masse flüchtig an uns vorübertreibt, mit Gesichtern, die wie durch Masken verkleidet sind, so daß uns nach unseren Gängen von vielen Tausenden nicht ein einziges in der Erinnerung haftengeblieben ist. Es waren Persönlichkeiten, jeder Einzelne, Leute von Charakter, und sogar von dem kleinen, neugierigen Barbier, der, sowie draußen ein Geräusch erscholl, noch mit dem blanken Messer in der Hand aus seinem Laden auf die Straße stürzte, ließ sich sagen, daß er, wenn auch keinen *guten* Charakter, so doch immerhin einen Charakter besaß. Und ein schlechter Charakter ist dem farblosen Verdienst gegenüber immer noch so überlegen, wie alle Erscheinungen aus der Welt der Werte denen aus der Welt der Maße überlegen sind.

Auch die Hauptstraße, die die Stadt in der Mitte durchschnitt, wies noch ein durchaus altertümliches Gepräge auf. Alles, was die beiden letzten Jahrhunderte an Schulen, Kasernen, Villen, Mietwohnungen, Fabriken und Arbeiterquartieren angegliedert hatten, lag außerhalb, weitläufig zerstreut. In die reichen, seit jenen Zeiten recht müde und verdrossen gewordenen Bürgerhäuser der Renaissance und des Barock hatte man Schaufenster gebrochen, die an solchen Tagen durch rot und weiß gestreifte Planen beschattet wurden.

Und wie es meist Kleinigkeiten sind, an die sich die Erinnerung an Stimmungen knüpft, so ruft das Bild dieser Planen, die der Straße etwas Außerordentliches gaben, verbunden mit dem Farbengewirr der verschiedenartigsten Blumen, die auf dem kleinen Markte feilgeboten wurden, und der trockenen Wärme, die schon früh aus dem Pflaster strahlte, die Erinnerung an das Gefühl eines heiteren Müßigganges zurück. Die Wärme schien mir von je das eigentliche

Element des Lebens, als Trägerin einer besonderen sinnlichen Fülle, die sich wie die Gnade ohne Anstrengung gibt. Daher pflegte ich mich schon früh im Jahre auf die Tage zu freuen, an denen die Hitze das Harz aus den Baumstämmen kocht und die bei uns so selten sind. Es ärgerte mich, wenn an frischen Tagen im Mai der Atem noch als feiner Hauch in der Luft zu sehen war. Wenn es schon kalt war, so sollte die Kälte auch ausschweifend sein, so wie es ganz alte Leute zu erzählen wußten, mit Bergen von Schnee, unter denen die Häuser begraben wurden, und mit Eis, das die Flüsse bis zum Grund erstarren ließ.

Meine Eltern besaßen ein Treibhaus, das ich während der großen Ferien gern zur Mittagszeit aufsuchte, und manchmal, wenn die glühende Luft über dem Glasdache zitterte, dachte ich mit einem seltsamen Vergnügen, daß es wohl auch in Afrika nicht viel heißer sein könnte. Etwas heißer allerdings mußte es sein, denn gerade das fast Unerträgliche, das noch nie Erlebte war ja das Verlockende. Afrika war für mich der Inbegriff des Wilden und Ursprünglichen, der einzig mögliche Schauplatz für ein Leben in dem Format, in dem ich das meine zu führen gedachte; und es stand für mich fest, daß, sowie ich freie Verfügung besaß, ich mich dorthin zu wenden hatte. Inzwischen verschlang ich alles, was an Aufzeichnungen über dieses Land zu erreichen war, und die alte Dame in der Leihbibliothek staunte über die Geschwindigkeit, mit der ich breite Regale ihrer in schwarzes Wachsleinen gebundenen Bücher zu bewältigen wußte. Es war nicht der ganze Erdteil, der meine Aufmerksamkeit fesselte, sondern nur der breite Streifen, den der Äquator schneidet, das eigentlich tropische Land mit seinen schrecklichen Urwäldern und großen Strömen, seinen Tieren und Menschen, von jedem gewohnten Wege weit entfernt. Daß es noch Wildnisse gab, die nie ein Fuß beschritten hatte: dies zu wissen, bedeutete für mich ein großes Glück.

Mit grimmiger Freude las ich, daß Schwarzwasserfieber und Schlafkrankheit den Ankommenden schon an der

Küste erwarteten und hohe Opfer forderten. Es schien mir billig, daß der Tod seinen Gürtel zog um ein nur für Männer geschaffenes Land und schon an seinen Pforten jeden zurückschreckte, der nicht ganz entschlossen war. Abbildungen jedoch vom Bau zentralafrikanischer Bahnen oder eine gelegentliche Notiz in der Zeitung über ein gegen den Stich der Tsetsefliege erfundenes Serum pflegten meine Entrüstung zu erwecken; solche Siege des Fortschrittes über die Mächte der Natur verstimmten mich sehr.

Mochten sie in Deutschland anfangen, was sie wollten, das letzte seltene Tier ausrotten, den letzten Streifen Ödland unterpflügen und auf jeden Gipfel eine Drahtseilbahn bauen — aber Afrika sollten sie in Ruhe lassen. Denn irgendein Land mußte doch noch auf der Welt bleiben, in dem man sich bewegen konnte, ohne bei jedem Schritt auf eine steinerne Kaserne und auf eine Verbotstafel zu stoßen, und in dem noch Herren möglich waren, die über sich selbst und über alle Attribute der Macht ungeteilt verfügen konnten. Daß aber die Einführung der Technik in ein solches Gebiet zugleich die Einführung der modernen Humanität und damit die Einebnung der unerbittlichen Rangordnung des natürlichen Lebens bedeutete, das war mir gefühlsmäßig klar.

Daher mochte es wohl auch kommen, daß ich für die Persönlichkeit Stanleys so wenig Vorliebe empfand. Den dunklen Erdteil zu erhellen, die Quellen sagenhafter Flüsse zu erforschen, eine Wildnis kartenmäßig festzulegen, das besaß doch etwas Widriges. Widrig war auch das Eindringen der amerikanisch-europäischen Energie in ein solches Land. Es war kein Zufall, daß dieser Mann Reporter gewesen war; seine Berichte erhoben sich nicht über eine nüchterne Mittelmäßigkeit, und der üble Geruch des Rekordes war überall in ihnen zu spüren. Das Geheimnis der Landschaft, die Seele des wilden Menschen, das Wesen der Tiere in ihrer Eigenart und Mannigfaltigkeit, ja selbst die Gefühle des eigenen Herzens, das mit einer feindlichen,

rätselhaften Welt im Kampfe steht — von all diesem bewegte kaum ein Hauch die Schilderung. Es war, als ob ein Uhrwerk den großen Kongo hinuntergetrieben wäre.

Ganz andere Kerle waren da doch die alten arabischen Sklavenhändler. Diese besaßen freilich nicht jene Energie, dafür besaßen sie Vitalität. Daher wußten sie auch, was Leben heißt in einem Lande, in dem der Überfluß des Lebens regiert. Sie waren Nachkommen Sindbads des Seefahrers, reiche und würdige Gestalten in einer magischen Welt. Dörfer zu verbrennen, Sklaven zu jagen und Köpfe auf den Sand rollen zu lassen — war denn das nicht ihr gutes Recht? Man hörte von ihnen nur in der ekelhaften Melodie der Puritaner als von Schädlingen, aber war das Bestreben, diese heiße und wilde Wiege des Lebens in eine große Fabrik zu verwandeln mit Maschinen, denen man die allgemeinen Menschenrechte zubilligte und die im übrigen die Bestimmung besaßen, fünfzig Pfund Gummi im Jahre zu liefern, nicht tausendmal teuflischer — oder, noch schlimmer, tausendmal langweiliger? Nein, man mußte sich schon sehr weit entfernen, um dem allen gründlich den Rücken zu kehren. Irgendwo, ganz tief im Innern, würde es noch große Seen, melancholische Steppen und weite Wälder geben, deren Name auf keiner Karte stand.

Afrika, das war für mich die prächtige Anarchie des Lebens, die doch unter ihrer wilden Erscheinung eine tiefe, tragische Ordnung erfüllt und nach der wohl jeder junge Mensch zu einer bestimmten Zeit Sehnsucht besitzt. Dieser Hang zur Zügellosigkeit, der andererseits eine beleidigende Gleichgültigkeit mit sich brachte, muß auch, obwohl ich so dahinträumte, deutlich zu erkennen gewesen sein, denn es gab nicht wenig Respektspersonen, denen ich, wie man so sagt, auf den ersten Blick widerwärtig war. Ich liebte die untergeordneten Gefühle nicht, und das läßt sich schwer verheimlichen.

Schon am Kopf meines ersten Zeugnisses stand die Bemerkung »Aufmerksamkeit mangelhaft«, die mich dann als

eiserner Bestand die ganzen Jahre hindurch begleitete. Ich hatte eine Art des Unbeteiligtseins erfunden, die mich wie eine Spinne nur durch einen unsichtbaren Faden mit der Wirklichkeit verband. So verstand ich es, wie eine Muschel die Farben auf der inneren Seite spielen zu lassen und mich gleich für vierzehn Tage und länger in sonderbare Landschaften zurückzuziehen, die ich am Morgen mit dem Schulwege betrat und die ich noch nicht verlassen hatte, wenn mir des Abends die Augen zufielen. Es waren dies in sich geschlossene Kreise der Phantasie, deren jeweiliges Motiv unendlich variiert wurde, um eines Tages durch ein neues abgelöst zu werden. So gehörte ich der großen Klasse der Träumer an, die überall, wo es Pulte gibt, reich vertreten ist.

Ich träumte rücksichtslos und mit Leidenschaft, zu Zeiten ausschließlich, und suchte mir in jedem neuen Jahre einen recht breitschultrigen Vordermann aus, hinter dem ich mich trefflich zu verbergen wußte. Besonders an den Mathematikstunden mich noch zu beteiligen, hatte ich längst aufgegeben, und die einzige Sorge, die meine beschauliche Abgeschiedenheit störte, war die, daß man eines Tages den ganzen Umfang meiner Unwissenheit entdecken würde, die schlimmer war, als der größte Verdacht es vermuten konnte. Du lieber Himmel, welcher Unterschied bestand auch zwischen dem Beweise des binomischen Lehrsatzes und den wahrhaft ariostischen Heldentaten, die ich währenddessen verrichtete. Von jener Stunde an, in der sich durch einen mir völlig unverständlichen Vorgang plötzlich die Zahlen in Buchstaben verwandelten, bis zu den eisigen Wüsteneien, in denen Differentialquotienten und dreifache Integrale ein schemenhaft schweifendes Dasein führten, beschränkte sich meine ganze Tätigkeit darauf, die Klassenarbeiten abzuschreiben. Wie staunte ich, als mich manches Jahr später ein Leipziger Privatdozent allen Ernstes für gar keinen so üblen Mathematiker erklärte.

Allerdings scheint es mir bemerkenswert, daß ich während

des Abschnittes, in dem die Stereometrie im Lehrplan auftauchte, ganz unvermittelt Vergnügen beim Lösen gewisser Aufgaben empfand, was vielleicht damit zusammenhing, daß hier das plastisch Greifbare in den Vordergrund trat. Und ebenso bemerkenswert scheint es mir, daß dieses Vergnügen mich befähigte, mir die unumgänglichen Hilfsmittel, die jahrelang für mich ohne Sinn gewesen waren, binnen wenigen Tagen anzueignen. Der Mensch wird zwar erzogen, aber er bildet sich selbst. So kommt es auch, daß der Reiz des Lernens uns so oft erst aufgeht zu einer Zeit, in der wir fähig sind, unser eigener Lehrer zu sein. Aber der Geist geht niemals müßig, denn Geist und Müßiggang schließen sich aus; und wo Geist ist, da wird nach Nahrung gesucht. Was werden soll, das wird, und so mancher schlechte Schüler hat schon in drei Nächten aus dem »Robinson Crusoe« mehr gelernt, als sein Schulmeister sich träumen ließ.

Bücher waren es auch, die meiner Phantasie den Rückhalt einer festen Reservestellung boten. Auf ihre Hilfe war schon früh Verlaß gegenüber den Zugriffen des Alltäglichen; und sicher trugen sie die Hauptschuld daran, daß mein Mathematiklehrer mein Phlegma als ein unüberwindliches, ja fast unerklärliches bezeichnete, welches Wort aus diesem Munde viel heißen wollte. Allerdings irrte er sich hinsichtlich der Art meines Temperaments, das vielmehr von der Natur war, die der Franzose bei Frauen die falsche Magerkeit zu nennen pflegt — Fülle war wohl vorhanden, aber sie versteckte sich überall, wo das Leben ihr nicht in der Form von Bildern entgegentrat.

Auch hegte ich einen persönlichen Groll gegen diese hagere Oberlehrergestalt, die mir schon wegen ihrer sehr blassen, stets mit einigen Spritzern roter Tinte gezeichneten Hände und des ewigen Grau ihrer Anzüge, das sicherlich als Schutzfärbung gegen den Kreidestaub dienen sollte, unbehaglich war. Ich haßte, ohne weiter darüber nachzudenken, einen einfältigen Stolz, der sich damit zu brüsten liebte, daß eine Linie lediglich und beileibe nichts anderes als »etwas

Gedachtes« und dieser Kreidepunkt nur das Hilfsmittel sei, um ein wirkliches und wahrhaftiges Nichts zu veranschaulichen. Der Begriff der Unendlichkeit wurde durch den geistreichen Satz erklärt: »Es liegt an keinem Punkte der Zahlenreihe ein hinreichender Grund vor, nicht noch Eins zuzuzählen«, kurz die ganze anschauliche und greifbare und damit auch die unbegreifliche Welt wurde einem Verfahren unterzogen, das an das Laugebad erinnert, in dem der Anatom das Fleisch von den Knochen kocht.

Demgegenüber bildeten Bücher, besonders als ich noch sehr schutzlos und auf das Mittel des passiven Widerstandes angewiesen war, einen prächtigen und uneinnehmbaren Wall. Zu der Zeit, von der hier die Rede ist, war der erste wütende Hunger schon vorüber, durch den ich, ohne es zu beabsichtigen, den Grund zu der verbreiteten Untugend legte, die man bei uns zulande als Belesenheit zu bezeichnen pflegt und die zu den gefährlichsten Fußangeln gehört, die auf dem Wege zur Bildung verborgen sind. Es war jener Heißhunger, der selbst Steine und Leder schluckt, um sich zu sättigen, und bei dem die Masse leicht den feineren Geschmack für Unterschiede und Werte schon in der Anlage erstickt.

Trotzdem fühle ich mich allen Leuten zu Dank verpflichtet, deren Aufgabe im Geschichtenschreiben besteht. Ich nehme keinen aus und könnte mir nichts denken, was ich zu seiner Zeit nicht gelesen haben möchte. Las ich doch während der Religionsstunden selbst das evangelische Kirchengesangbuch durch, besonders aber die Greuel während der Belagerung von Jerusalem unter Titus, die hinten angeheftet waren und sich sehr unauffällig studieren ließen. Glückliche Zeiten trotz allem, in denen das Was noch wichtiger war als das Wie und in denen der Erdball sich abenteuerlich bevölkerte, freilich mit Gestaltungen ohne Maß und Harmonie, im tollen und abgeschmackten, peruanischen Tempelfriesen vergleichbaren Gewirr, aber doch mit Wesen und Taten, die sich nicht um die Achse der platten Zweckmäßigkeit und des gemeinen Nutzens

drehten — oftmals mit Kerlen, die die Kolportage dürftig genug zusammengeschneidert hatte, aber von denen doch noch zu spüren war, daß der unerschöpfliche Karl Moor Maß und Stoff geliefert hatte.

Glückliche Zeiten endlich trotz allem, in denen nach der ewig unvergeßlichen Entdeckung des »Robinson Crusoe« und der »Tausendundeinen Nacht«, nach den Cooper, Defoe, Sealsfield, Wörrishofer, Dumas und Sue andere Namen aufzutauchen begannen, wie Sternbilder, die groß und schweigend am unbeschriebenen Gewölbe aufziehen, um für immer ihren Platz zu wahren, durch den Rang, Grad und Richtung aller künftigen Erscheinungen sich bestimmt. War es nicht beim ersten Erlebnis des »Simplizius Simplizissimus« oder des »Don Quixote«, jener beiden von Grund auf kriegerischen Werke, die von alten Soldaten geschrieben wurden und nur von alten Soldaten geschrieben werden konnten, ein wunderbares Gefühl, zu spüren, daß hier noch etwas anderes unter der wilden und bunten Welt des Abenteuers lebendig war — wurde hier nicht eine entscheidende Lehre in der Form eines großen und neuartigen Genusses erteilt? Zur Dankbarkeit den geistigen Vätern gegenüber sind wir schon durch jenes Vergnügen verpflichtet, das wir empfinden, wenn wir so zum ersten Male ahnen, daß hinter dem Stoffe noch ein tieferes und notwendigeres Gesetz regiert. Bücher gibt es, die nur das eine zu wünschen übriglassen: daß wir sie nicht vergessen können — vergessen, um noch einmal in sie eindringen zu dürfen wie in ein zauberhaftes, völlig unerforschtes Land.

Gern kehrt man immer wieder von den Menschen in den Frieden der Bibliotheken ein. Dort, im »gotischen Gewölb«, wo sich die Bände aus Leder, Leinen und Pergament in strenger Ordnung türmen, faßt uns eine Ahnung an, daß der Grund der Welt ein geistiger ist, und gibt uns höhere Sicherheit. Ein Griff gestattet uns, aus dem unendlichen Register eine Stimme zu ziehen, die zu uns in einer reineren, reicheren und klareren Art spricht, als es dort draußen möglich

ist. Wir sind eingeschlossen in die Freundlichkeit der Schenkenden. Wir fühlen voll Vertrauen, daß man uns hier nicht betrügen will um das schönere Bild der Welt, das wir so ängstlich in den Kammern des Herzens verwahren. Man wird nicht lachen über uns, wie man draußen über jeden lacht, der nicht das Gewöhnliche treibt. Wir treten in einen Kreis, der der billigen und plebejischen Überlegenheit der Ironie überlegen ist. Selbst das Häßliche wird bedeutungsvoll, der Widerstand förderlich. Ist es da ein Wunder, daß hinter so manchem die Tür dieser stillen Räume sich schon früh und für immer schloß? Einen Gruß, ihr Brüder, aus der Nacht in das Glück eurer nächtlichen Einsamkeit!

Aber ach, ich will es mir gestehen, daß ich stets zu den anderen von nicht so ruhiger Natur gehörte, denen es nicht liegt, sich von den Eitelkeiten des Lebens zurückzuziehen, und die, wenn sie eine Zeit gerastet haben, die Angst befällt, daß die Entscheidungen draußen ohne sie geschlagen werden könnten. Das ist die andere Brüderschaft, die es drängt, den Grund der Welt in der Fülle ihrer Dinge leidenschaftlich zu erkennen, und die die Maßstäbe des Herzens am Leben selbst erproben muß. Und der bunte Zug des Lebens zieht gerade an der Stille mit doppelt lachenden Jagdhörnern vorbei, mit heroischen Signalen, die sich wie aus blitzenden und in der Ferne verstreuten Reitergefechten verloren haben, und mit dem kühnen, einsamen Schrei der Raubvögel, der unwiderstehlich das junge Blut in die großen Wälder lockt.

Ja, wenn eine dieser frühen Stimmungen noch besonders warm in die Erinnerung eingebettet ist, so ist es jene, die sich dem Bussardschrei verknüpft. Es war der Gegensatz des heimlichen Waldes, dessen Laub die Sonnenstrahlen nur wie durch enge Turmfenster auf den Boden splittern ließ, und der Stimme eines stolzen, unsichtbaren Wesens, das sich weit über den Frieden der Geniste erhoben hatte, geheimnisvoll traurig und doch vom wilden Jubel des Sieges gestählt. Das war das erste Bewußtwerden von der Pracht des

nordischen Heldentums, dessen Geist noch immer vor den Hünengräbern Wache hält, jenes besten Erbteils eines Blutes, das den Gegensatz von Leben und Tod mit besonderer Tiefe und Fruchtbarkeit empfing.

Wo von diesem Blut, das auch heute noch an jeder schwirrenden Achse zischt und das letzte Schwungrad unserer Maschinen treibt, noch ein Tropfen vorhanden ist, da ist oftmals freilich wenig Unterschied in der Wirkung eines Buches oder eines Bussardschreies. Wer Ohren dafür besitzt, der hat es auch erlebt, das »Hinaus, hinan!«, wenn die Hand die letzte Seite gewendet hat und der freiere Schwung einer idealen Landschaft, deren Nachbild sich auf der Netzhaut des inneren Auges kaum verwischte, noch frisch und lebendig ist. Von alten Heldenliedern stammt die Literatur, deren Grundwert ihrem kriegerischen Werte entspricht und deren Wirkung vom männlichen Gemüt als Aufforderung zum Kampfe empfunden wird.

Mögen wir niemals so alt werden, daß wir das rechte Lachen verlieren über die Taten derer, die plötzlich als Taugenichtse auf und davon gingen, weil ihnen die Bücher den Kopf verdrehten. Mögen wir im Gegenteil immer bei denen sein, die eines Morgens ausziehen, fest in den Steigbügeln und mitten in die Sonne hinein, mit dem festen Glauben an sich und die Schatzkammern der Welt. Von solchen zu hören, von ihrer Begeisterung, ihrem Kampf und Untergang, kann man nicht müde werden. Was ist dagegen der Erfolg, den der Krämer mit der Elle mißt? Mehr als den Abenteurer Balzacs, der südlich und listig in die große Stadt einzieht und der sie erobern wird, liebe ich den Helden Stendhals, in dem das nordische Feuer mit der stolzen und wilden Flamme der Wikinger und des Adels der Kreuzzüge brennt und von denen dieser merkwürdige Mensch in seinen besten Augenblicken mit einer Stimme erzählt, die zwischen Lachen und Weinen schwankt. Doch mehr noch als die Julien Sorels und die Fabricio del Dongos liebe ich den Ritter von der traurigen Gestalt.

Als mir, ich mochte nicht viel älter als zehn Jahre sein, dieses Buch eines Mannes in die Hände fiel, dem Schwert und Feder mit tieferer Notwendigkeit beieinanderlagen, da fand ich keine Spur von Humor darin. Ich las es mit einem wirklich spanischen Ernst. Daß sich hinter dem Ritter vom Monde ein Friseur verbarg und daß es eigentlich unsinnig ist, Weinschläuche mit Degenhieben zu zerfetzen — ich habe es, bei Gott, nicht gemerkt. Ich nahm an der Waffenweihe voll Ehrfurcht teil und machte unter Zittern und Zagen die furchtbare Nacht vor dem Walkmühlenabenteuer mit. Daß sie Sancho auf Bettlaken prellten, das stellte sich ungefähr in der Weise dar, daß einem wackeren Waffengenossen und ehrlichen Kumpan bitteres Unrecht geschah. Jedesmal, wenn das Schwert aus der Scheide fuhr oder die Lanze eingelegt wurde, um dem Gemeinen gegenüber Zeugnis zu geben für ritterliche Art, war ich auf meinen Herrn von der Mancha stolz. Aber was mir heute noch genau so gefällt wie damals, das ist, daß dieser Mensch kein Jüngling mehr war, als er die Hintergründe entdeckte, die die Welt besitzt. Das ist ein Schauspiel, wie das Reis der Torheit auf diesem schon dürren und angetrockneten Leben zu grünen beginnt und, von innerem Feuer getrieben, zum Urwald wird, der es undurchdringlich umstellt. Damals glaubte ich, daß man alt sein müsse, um sich auf so große und würdige Taten zu verstehen, und heute weiß ich, daß die alten Narren die besten sind.

Allerdings ist die rechte Torheit, ebenso wie der rechte Humor, eine sehr ernste Angelegenheit. Beide hängen eng mit dem Glauben zusammen, die eine mit dem an den ideellen, der andere mit dem an den moralischen Grund der Welt. Aber wenn es einmal schwer war, sich den Glauben zu wahren, dann war es in unserer so hoch gepriesenen Zeit. Der blasse Nachtrupp der Aufklärung — jener ersten, die doch wenigstens noch an die Aufklärung glauben konnte — brach schon in unsere frühen Träume ein. Wohl dem, dem es gelang, den Götzendienern der Vernunft und

den Scharlatanen der Wissenschaft zum Trotz den Glauben an die lebendige Fülle der Welt zu knüpfen und an das bunte, sinnvolle und schicksalhafte Spiel, das sie bewegt. Es ist ein tieferer Lohn, der sich hinter dem verheißungsvollen Glanze des Abenteuers verbirgt. Wer wie der Abenteurer an Schicksal und Sterne glaubt, folgt wenigstens den Spiegelbildern einer höheren Wirklichkeit; für ihn ist noch nicht jeder Pfad verstellt, der aus der Welt der Zwecke in die des Sinnes führt. Daher sind denn auch oft alte Soldaten, denen von je der Charakter, der sich unter dem Zugriff des Schicksals formt und im Ringkampf mit ihm, mehr galt als der bloße Verstand, der Gnade teilhaftig geworden; und ein rührendes Bild ist das des Einsiedlers, der nach einem wilden Leben vordringt zu jener Einfalt, die die Sprache der Tiere versteht.

So sind denn auch zu Zeiten, in denen das Zweckmäßige das Leben regiert, die Herzen der Narren das einzig Unzweckmäßige und die Irrwege der jungen Leute das einzige Zeichen, daß noch ein Gefühl für andere Bahnen als die der Heerstraße besteht.

Früh schon hatte ich eine Ahnung, als ob weite Gebiete des Lebens unserer Zeit verschlossen wären, als ob alle Dinge viel brennender empfunden werden müßten und als ob es eigentlich nur unsere Masken wären, die mit solcher Geschäftigkeit ihr Wesen trieben. Schon als ich noch nicht zur Schule ging, hegte ich Verdacht, daß die Großen irgendwie Theater spielten, daß das, was ich zu sehen bekam, nur das Belanglose wäre und daß das Wichtige und Entscheidende in geheimen Zimmern abgehandelt würde. Es war die Frage nach dem Warum, die sich bei einer andersartigen Begabung vielleicht in der Form eines ersten erkenntniskritischen Zweifels geäußert hätte, so aber nur als drohende Kälte empfunden und abgewehrt wurde durch den festen Glauben an einen zwar verborgenen, doch unbedingt vorhandenen Sinn. Doch der Mensch wird größer, und es gibt immer weniger Kulissen, die er nicht auch von der Rück-

seite kennt. Und das größte Erstaunen, das er erlebt, ist das, daß das Leben wirklich verflucht alltäglich ist. Das Kind stirbt immer mehr in ihm und damit jene Liebe, die noch die Maßlosigkeit der Verschwendung kennt und die Unbedingtheit des Ergriffenseins.

Ich schätze die Gesprächigkeit nicht, aber ich entsinne mich hier einer flüchtigen Laune, die mich eines Tages trieb, einem Kinde, das in seinem Wägelchen saß, eines jener Spielzeuge zu schenken, die jeder Straßenhändler für wenige Pfennige verkauft. Es sind dies Dinge, die wir für gewöhnlich übersehen, gebogene Rosetten aus buntem Karton, die sich um Nadeln an roten Stielen drehen, oder Papageienfedern, die an kleinen Holzscheiben zu Windrädern geordnet sind. Das Ganze ist ein farbiges Etwas, das kreist, sehr einfach, aber gerade deshalb geeignet, die ersten Aussagen zu machen über das, was Farbe und Bewegung ist. Wir haben heutzutage wenig Zeit, auf Kinder zu achten, deshalb machte das, was ich bei dieser Gelegenheit sah, einen besonders starken Eindruck auf mich. Es war das erste Entzücken, noch von keinem Tropfen der Kritik getrübt. Große, gläubig-ungläubige Augen, ein Atem, der plötzlich stockt, fast wie durch einen jähen Schreck in die kleine Brust zurückgedrängt, und dann ein so fröhliches, heißes Begreifen und Ergreifen — soviel ist gewiß, daß wir uns sehr schämen müssen über das, was aus uns geworden ist. Wir gleichen den Erwachsenen, die überheblich durch den Trubel des Jahrmarktes schreiten, durch eine Welt des Lebens, in der nur die Kinder wirkliche Menschen sind. Es ist nicht die größte Sünde, böse zu sein, sondern stumpf, und das Wort von den Lauen, welche ausgespieen werden sollen, ist ein herrliches Wort der göttlichen Unbarmherzigkeit.

Später, als ich in die alte Stadt kam, gab mir ein wachsendes Gefühl für Werte größere Sicherheit. Einige Male war ich während der Ferien im Museum der Provinzialhauptstadt, in der ich einen Teil meiner Kindheit verbracht hatte und in der meine Großeltern wohnten. Gern verbrachte

ich dort die Sonntagvormittage in der Gemäldegalerie. Obwohl ich dank einer zeitgemäßen Erziehung nicht zu glauben glaubte, denn so ist jener seltsam zwiespältige Zustand wohl am besten ausgedrückt, so wurde ich doch vor mittelalterlichen Bildern tief berührt. So fiel mir auf, daß manche der in bunte Gewänder gekleideten Gestalten höchst merkwürdige, ja beunruhigende Gesichter besaßen. Es war sehr rätselhaft, wie diese oft bäuerischen und hölzernen, wie mit dem groben Messer zugestutzten Züge dennoch ein Glanz verklären konnte, der jenseits der Möglichkeiten des Pinsels und der Farbe zu liegen schien. Da hielten Männer, die unter Steinwürfen zusammenbrachen, über denen scharfe Messer tödlich geschwungen wurden oder an denen satanische Wesen ihr blutiges Handwerk übten, das Haupt erhoben, strahlend in der Weißglut des Martyriums, während über ihnen aus zerrissenen Wolken das Leuchtauge Gottes im Dreieck erschien. Hier drang aus einer volleren Vergangenheit die Mahnung eines Sinnes, für den das Organ fast verlorengegangen war und die daher mit unbewußter Scheu wie eine Stimme aus dem Unsichtbaren vernommen wurde.

So war denn auch das Verhältnis zu anderen Bildern, in denen das Geheimnisvolle sich durch die verständlichere Sprache der Schönheit vermittelte, ein klareres. Sehr liebte ich den Brueghel, den man den Sammetbrueghel nennt und der auf winzige Gemälde eine Tiefe zu bannen verstand, die ein Gefühl des Schwindels erregt und den Betrachtenden wie mit körperlichen Armen in den Bildhintergrund zieht. Diese Tiefe scheint nicht durch die gewöhnlichen Mittel der Zeichnung und Färbung erreicht; es scheint hier vielmehr neben der künstlerischen noch eine zauberische Perspektive lebendig zu sein. Denn so muß man ja wohl den Eindruck eines Bildes bezeichnen, das unter dem Blicke zu rauchen, zu brennen, sich zu bewegen oder zu erstarren und gläsern zu werden beginnt. Dieses Gefühl einer gläsernen Welt besaß ich vor jenen kleinen Stücken in hohem Maße, vor ihren wunderlich zartgefiederten Bäumen, vor

ihren strohgedeckten Hütten, die ausgestorben und doch irgendwie magisch bewohnt erschienen, vor dem schillernden Blau glasiger Flüsse, in denen sie sich spiegelten und die gleichermaßen durchsichtig und unergründlich waren. Diese Bäume waren, als ob sie gleich sprechen, diese Hütten, als ob sie gleich ihre Tür öffnen und eine sonderbare Gestalt erscheinen lassen, diese Gewässer, als ob sie gleich einen prächtigen, schuppenglitzernden Fisch als Geschenk der Tiefe aus sich hervorheben würden. Ich mußte an die Seele denken, die ich als Kind mir wie eine Maus vorzustellen pflegte: Wenn man ganz still und verloren im Zimmer sitzt, sieht man sie plötzlich aus dem Dunkel ihrer Höhle huschen, sehr vertraut, lange bekannt, und doch fremd, unheimlich, ja etwas abstoßend zugleich. Aber wie man im Zimmer überrascht, neugierig und ein wenig erschreckt, mit äußerster Schärfe diesen kleinen, grauhuschenden Schatten ins Auge faßt und kaum zu atmen wagt, so ist man gespannt wie der Jäger und geängstigt wie das Wild überall, wo die Seele für einen kurzen Augenblick im Zwielicht sich aus ihren Dickichten wagt.

Dies war auch von je der eigentliche Wert der Kunstwerke für mich. Wer sich lange und geduldig damit beschäftigte, Menschen vor die Mündung seines Gewehres zu bringen, der weiß, daß dies nur in sehr seltenen und bedeutsamen Augenblicken möglich ist, denn es gehört viel dazu, ehe der Mensch seinen Körper vergißt. Ebenso selten und für eine ebenso kurze Spanne gibt ein Kunstwerk sein Wesentlichstes preis, seine Essenz, den großen und eigenartigen Appell der menschlichen Seele an das Unendliche.

Wie und weil das Leben durchaus kriegerisch ist, so ist es auch von Grund auf bewegt. Und wie man im grimmigen und prächtigen Augenfunkeln und in der wechselnden Spannung von Sprung und Haltung die innere Bewegung des Gegners errät, so trifft zuweilen ein Satz, ein Ton, ein Vers oder ein Bild wie ein Pistolenschuß. Diese Augenblicke, die allein das Leben des Lebens würdig machen, wiederholen

sich schon deshalb nicht, weil *so* nur einmal empfangen wird; alle späteren Entzückungen sind nur gespiegelter Glanz. Deshalb sollten Menschen, deren Leben sich dynamisch bestimmt, nicht die Bilder und Dinge, die sie am höchsten schätzen, stets blickgerecht in ihrer Nähe dulden. Dies mag für beschauliche Gemüter, Wissenschaftler oder geistige Arbeiter passend sein, aber nicht für Naturen, die nur dort fruchtbar sind, wo im Blitzstrahl empfangen wird. Daher kommt es auch, daß so oft Meister zweiten und dritten Ranges dem Geiste die lockendsten und heimlichsten Feste bereiten, nachdem die allgemeine Anerkennung die großen Gipfel allzu zugänglich gemacht, die fernen, heroischen Landschaften in öffentliche Anlagen verwandelt hat.

Die Ruhe des wirklichen Schauens ist nur eine scheinbare, das Schauen ist ein höchster und wildester Bewegungsprozeß. Die Schönheit läßt sich nicht durch Kunst- und Literarhistoriker vorverdauen, sie ist lebendig und geschmeidig wie ein Fisch, den es an seinen blutroten Kiemen zu packen gilt, wenn man den schnellenden und noch im sprühenden Wasser funkelnden erbeuten will.

Das Wunderbare, das tiefer als die Schönheit ist und sich durch sie als eines seiner Mittel offenbart, teilte sich so durch Träume, Bücher und Bilder mit und störte die Bestrebungen einer Erziehung, die es gänzlich zu vernichten und auszurotten suchte — oder auch zu erklären, was ja wohl dasselbe ist. Diese Unterstützung des Wunderbaren war stark, stärker, als es dem Bewußtsein klar wurde, ja manchmal sogar ins Körperliche übergreifend. Wer Sinn dafür besitzt, hat diese Angriffe des Wunderbaren auf die Welt der Tatsachen sicherlich an sich selbst erlebt, als Gleichgewichtsstörung in Augenblicken, in denen die magische Perspektive sich erschließt, als Stocken des Atems und des Herzschlages, als blitzartiges Erlöschen der Wahrnehmung und als ihr Wiedererwachen, dem, besonders nach dem optischen Einbruch gewisser Landschaften, die Welt irgendwie verändert erscheint. Sicher haben auch die Ärzte

in ihrem großen Katalog von Geschmacklosigkeiten, mit denen sie die Krankheiten besprechen, diesen Zustand rubriziert.

Dicht neben jener Galerie, an die letzte ihrer Nischen sich anschließend, lag ein etwas verwildertes, aber vielleicht gerade deshalb um so anziehenderes Naturalienkabinett, vom Geruch alkoholischer Präparate, kampferiger Pulver und glasbrauner Mumiensubstanz dicht und streng imprägniert. Dort, unter den Scheiben der Vitrinen, vor denen nur selten ein halb pflichteifriger, halb gelangweilter Besucher stand, hatte sich ein seltsames Gewirr angehäuft: Prachtstücke von Muscheln, noch aus einer Zeit, in der die Leidenschaft für diesen bunten Auswurf der Tiefe mit der für seltene Tulpen wetteifern konnte, Glasschalen über mit Kolibris besteckten Zweigen, nikotingelbe Schädel, die lange Reißzähne bleckten, Gestein, lederne Häute, gesprenkelte Felle, Donnerkeile aus bernsteinrotem und flaschengrünem Feuerstein, ausgeblasene, narbig gemusterte Straußeneier, Schlangen, in lange Standröhren voll Spiritus gerollt, der ihre Schuppen entfärbt und ihre Augen mit einem weißen Fell überzogen hatte. In unzähligen flachen, mit grünem Glanzpapier bezogenen Pappkästchen, die dicht aneinander standen, lehnten Kärtchen, mit blaßbrauner, durch die Zeit ausgezogener Tusche sorgfältig bemalt, etwa »Schwertigel, Molukken, 1856« oder nur der lakonische Steckbrief der binären Nomenklatur, mit ihrem von griechischen Einschlüssen gesprenkelten Latein, durch die Anfangsbuchstaben des ersten Autors mit dem nie fehlenden Stempel versehen.

Es schien mir hinter manchem dieser absonderlichen Kunstwerke der Natur der Kopf der Maus besonders deutlich und lauernd aufzutauchen. Von welcher Seele konnte denn hier die Rede sein? Phantastische Formen bringt das Leben hervor, in seinen verschwiegenen Laboratorien und Zauberküchen im Abgrund der Meere, im glühenden Wachstumssturm überhitzter Wälder oder in seinen Steinschneidereien und Miniaturschmieden, in denen Kalk, Horn und

Kieselsäure gemeistert werden. Schwer fällt es, hinter all diesem einen Sinn zu sehen, und oft setzt sich einem jener bizarren Einfälle gegenüber der Gedanke in Positur: »Dies gibt es ja gar nicht.« Aber dann überrascht uns der beglückende Augenblick, in dem das scheinbar Tote und Absurde mit einem Schlage belebt und sinnvoll wird. Es ist, als ob wir eine jener Asseln, die sich zu wie aus Onyx geschliffenen Kugeln einzurollen pflegen, auf unserem Handteller plötzlich, durch die Wärme erregt, ihre Scharniere ausstrecken und auf geschwinden Füßen mit vorgestreckten Fühlhörnern dahineilen sähen. Tiere, die wir nur im Zustande der Ruhe kannten und die wir dann in die Bewegung übergehen sehen, vermitteln dieses Gefühl des kräftig einströmenden Sinnes überhaupt besonders stark, und es ließen sich hier viele prächtige Beispiele anführen, etwa das des Knurrhahns, der für gewöhnlich wie ein kiesfarbig gemaserter Holzkloben am Grunde liegt, um sich dann mit breiten schimmernden Flossen und bunter Unterseite als ein graziöser Schmetterling des Meeres aufzuschwingen, oder das des Rochens, dessen Umrisse sich nur wie ein Hauch auf den Boden zeichnen und der plötzlich, im wellenförmigen Spiel seiner breiten Flossensäume, dem aufgepeitschten Sande entsteigt. Aber vielleicht kommt doch von all diesen Kostbarkeiten nichts auf gegen das Schauspiel aus grüner Goldbronze und Lapislazuli, mit dem der sein Rad schlagende Pfauhahn schon so oft unsere Augen blendete und das uns doch immer wieder einen wilden Schrei des Erstaunens und der Bewunderung entreißt.

Auf diese Dinge lege ich, um dem Zustande jener Tage näherzurücken, Wert. Es war der vielen jungen Herzen wohlbekannte Zustand der Heimatlosigkeit inmitten einer engen, durch Erziehung und bürgerliche Gewohnheiten mit mancherlei Stoffblenden künstlich verspannten Welt. Man befand sich schließlich, im lauen Wohlbehagen einer liberalistischen Zeit, gar nicht schlecht dabei. Aber irgend etwas mußte doch wohl zu wünschen übrig sein. Und Wünsche, die

zu lange ohne Bestimmung, ja ohne Bewußtsein bleiben, dringen zuletzt wie fällendes Gift ins Blut; sie bringen jenes Altjüngferliche hervor, das satten Generationen und ganzen Epochen eigentümlich ist. So aber leuchtete doch hier und da, im Geheimnisvollen, im Traum, im Schönen oder im Besonderen, ein Funke auf als eine beruhigende und doch zugleich spornende Bestätigung der anderen, im Weiten geahnten und dem Herzen näheren Welt. Es schien dies alles ein Versprechen des Glückes zu sein. Dieses Versprechen war wie ein von fern her klingender Ton, der tief und innig ausschwingen konnte in der schläfrigen Ruhe der alten Stadt. Es war wie ein vager Duft, von fremden Küsten verweht, in dem die Seele gierig ein Unbestimmt-Bekanntes witterte. Ja, und dieses Land des Glückes, das Land eines reicheren und sinnvolleren Lebens, der heißen, kühnen Bewegung und der großen, einsamen Abenteuer — es mußte wohl Afrika sein.

Ich sagte, daß das Ungeahnte, die magische Perspektive, das Versprechen des Glückes, den Atem stocken läßt. Der Volksglaube kennt ein schönes Beispiel für diesen Augenblick, ein Beispiel, das auch das in die Verheißung gebettete Wesen des Glückes errät. Es ist das vom Wanderer, der, vom sprühenden Bogen einer Sternschnuppe überrascht, seine Bewunderung verhält und mit schweigendem Nachdruck auf einen Wunsch versammelt, dessen Erfüllung dann nicht ausbleiben kann. So sprang auch damals, wenn ein solcher Augenblick unerwartet die Schmetterlingsflügel öffnete, ein Wunsch wie ein Pfeil von der Bogensehne: der Wunsch, die erhabenen, bunten und giftigen Wunder des dunklen Erdteils zu schauen, nach dem jeder von uns einmal Sehnsucht trug und der doch für jeden einen anderen Namen besaß — — — oder noch heute besitzt.

*Berlin*

Der erste Traum in der neuen Wohnung war wenig erfreulicher Natur. Ich schritt eine staubige, langweilige Straße entlang, die sich durch eine hügelige Wiesenlandschaft zog. Plötzlich glitt eine herrliche, stahlgrau und distelblau gemusterte Natter an mir vorbei, und obwohl ich das Gefühl hatte, sie aufnehmen zu müssen, ließ ich es zu, daß sie im dichten Grase verschwand. Dieser Vorgang wiederholte sich, nur wurden die Schlangen immer matter, unansehnlicher und farbloser; die letzten lagen sogar tot und schon ganz von Staub überzogen auf dem Wege. Bald danach fand ich einen Haufen von Geldscheinen in einer Pfütze verstreut. Ich las sorgfältig jeden einzelnen auf, säuberte ihn vom Schmutz und steckte ihn ein.

*Leipzig*

Ein kleines Beispiel für das Denken im Traum: Ich saß mit einem anderen zusammen an einem Tisch, der mitten in einer einsamen Landschaft stand, und spielte. Der Tisch befand sich am Grunde einer tief ausgeschachteten Grube, deren Ränder von schwarzen Kohlenbändern durchzogen waren. Ich stand gerade im Begriff, eine riesige Summe einzusetzen, als mir der Gedanke durch den Kopf schoß: der Kerl spielt vielleicht kein ehrliches Spiel. Dann sagte ich mir jedoch wieder: dieser Tisch muß, bis er auf den Grund der Grube gesunken ist, so lange Zeit gebraucht haben, daß unendlich viele Spiele auf seinem Tuche ausgetragen sind. Wenn dieser Mensch also nicht ehrlich spielte, müßte es längst einmal herausgekommen sein. Und Geld muß er auch besitzen, denn warum sollte es gerade, wenn er mit dir hier spielt, zu Ende sein? Das wäre höchst unwahrscheinlich. Ich setzte also ein.

Diese Überlegung, die noch weit komplizierter war — so zog sie unter anderem das Alter der Gesteinsschichten

in der Grube zu Rate und rollte gleichsam die ganze Geologie für ihre Schlüsse auf —, blitzte mit unendlicher Geschwindigkeit auf und wurde ebenso schnell abgeschlossen. Es war kein Nacheinander, sondern alles wurde gleichzeitig übersehen. Das Unlogische und Unwahrscheinliche trat ganz zurück, dagegen war ein Bewußtsein großer Listigkeit stark ausgeprägt.

So ist es im Traum — in ihm ist alles Ahnung, Anklang und Ähnlichkeit, im Wachsein dagegen Bestimmtheit, Logik, Kongruenz.

*Leipzig*

Traum: Wir standen in einer alten Klosterkirche beisammen, in prächtige rot- und goldgestickte Gewänder gehüllt. Unter den versammelten Mönchen waren einige, darunter auch ich, die im geheimen einem neuen Glauben anhingen. Unser Führer war ein noch junger Mensch, der kostbarer als alle anderen gekleidet war. Es lag eine unheimliche Stimmung über dem gotischen Raum, in dem sich bunte Lichtbalken kreuzten und von dessen Altären Steine und Metalle schimmerten. Es war sehr kalt.

Plötzlich wurde unser Führer hinterrücks ergriffen und auf eine Chorbank gerissen. Vor sein Gesicht wurden zwei vergoldete Wachskerzen gehalten, die sprühend brannten und einen betäubenden Geruch verbreiteten. Dann wurde er bewußtlos auf einen Altar geschleppt. Eine Gruppe von Mönchen mit Gesichtern von einer Bosheit, wie sie bei den Folterknechten der alten Passionsbilder zu finden ist, umringte die liegende Gestalt; blanke Messer blitzten auf. Es war nicht zu sehen, was geschah; ich nahm nur mit Entsetzen wahr, daß die Mönche Kelche zum Munde führten, mit einer milchigen Flüssigkeit gefüllt, auf der sich ein blutiger Schaum kräuselte.

Alles ging sehr schnell vor sich. Die furchtbaren Gesellen traten zurück, und der Germarterte erhob sich. Sein Gesicht sagte, daß er nicht wußte, was mit ihm vorgegangen war.

Es war alt geworden, eingefallen, blutleer und weiß wie gebrannter Kalk. Mit dem ersten Schritt, den er vorwärts tun wollte, schlug er leblos zu Boden.

Dieses Exempel erfüllte uns mit ungeheurer Angst.

*Berlin*

Meine Überzeugung, daß alles, was uns auf der Tagseite des Lebens an reifen Früchten zufällt, sich auf der Nachtseite bildete, habe ich durch die eigene Erfahrung oft bestätigt gefunden.

Bezeichnend scheint mir unter anderem, daß man zuweilen nach der Beschäftigung mit Werken, um deren Sinn man sich angestrengt bemühte, am nächsten Morgen mit dem Gefühl erwacht, während des Schlafes ununterbrochen in derselben Richtung tätig gewesen zu sein und sich gleichsam in den Waffen dieses fremden Geistes geübt zu haben.

Es ist, als ob ein neues Stromsystem sich in der inneren Landschaft seine Bahnen gegraben hätte. Obwohl man sich erinnert, fortwährend auf das schärfste nachgedacht zu haben, wird man sich doch nicht des geringsten Gedankens entsinnen können. Es sind auch gar keine Gedanken jene Ströme hinuntergeflossen, sondern ein weit wichtigerer spiritueller Äther, ein feines Medium, das die Gedanken trägt, hat sich in den Vorformen und rhythmischen Wirbeln, die der Eigenart eines Denkens zugrunde liegen, bewegt. Nicht ein fremder Inhalt hat sich vermittelt, sondern es hat sich die Leitung angesponnen, die die Aufnahme dieses Inhaltes erst möglich macht. Man kann diesen Vorgang mit den feinen Strahlungserscheinungen vergleichen, die bei der Befruchtung des Eies zu beobachten sind und durch die die Einschmelzung des fremden Kernes vorbereitet wird. Man hat sich in einem Kampfe sehr vegetativer Natur die innere Basis für die Eigenart eines Geistes geschaffen und wird sich nun erst des sicheren Genusses seiner Formen und Äußerungen erfreuen können.

Ein Merkzeichen dieser unterirdischen Vorgänge ist es, wenn uns plötzlich die Schuppen von den Augen fallen. Es ist ja nicht so, daß wir mit den Grubenlichtern des Verstandes in die Schächte und Quergänge eines Systems eindringen und die geheime Ordnung erhellen, sondern das Verständnis wächst uns nur zu, wenn sich ihm auch in uns selbst der innere Fruchtboden entgegenwölbt. Seine Bildung untersteht nicht dem Werk und dem Bewußtsein, sondern der Gnade und der Dunkelheit.

Für den, der dieses magische Verständnis einer Erscheinung gewonnen hat, tritt die Erscheinung selbst in die zweite Ordnung zurück, ähnlich wie für den, der den Hauptschlüssel eines Hauses bei sich trägt, die Schlüssel zu den einzelnen Räumen von geringerer Bedeutung sind. Ein einziges Bild eines Meisters im Sinne erschlossen zu haben, ist wertvoller, als sein ganzes Werk zu kennen — ja wer den magischen Schlüssel besitzt, kann dem Schöpfer eines Werkes, das er niemals gesehen hat, unendlich verwandter sein als ein anderer, dessen Leben unter dem Studium dieses Werkes verfloß.

Es ist das Kennzeichen der Geister erster Ordnung, daß sie im Besitze des Hauptschlüssels sind. So dringen sie, wie Paracelsus mit der Springwurzel begabt, mühelos in die speziellen Kammern ein, sehr zum Ärger der Leute vom Fach, die ihre Registraturen mit einem Schlage außer Kraft gesetzt sehen.

So erinnern unsere wissenschaftlichen Bibliotheken an das geologische Weltbild Cuviers: Lagerstätten von Fossilien, an ein geschäftiges Treiben gemahnend, das der katastrophale Einbruch des Genies Schicht um Schicht niederschlug. Daher kommt es denn auch, daß das frische Leben in diesen Ossuarien des menschlichen Geistes jene Beängstigung empfindet, die die Nähe des Todes erweckt.

Eine sinnvolle Erscheinung bietet sich dem intellektuellen und dem magischen Verständnis, von denen hier die Rede ist, in sehr verschiedener Weise dar. Sie gleicht einem Kreise, dessen Peripherie sich bei Tage in aller Schärfe abschreiten läßt. Nachts jedoch verschwindet sie, und der phosphorische Mittelpunkt tritt leuchtend hervor wie die Blüte des Pflänzleins Lunaria, von dem Wierus in seinem Buche »De Praestigiis Daemonum« erzählt. Im Lichte erscheint die Form, im Dunkel die zeugende Kraft.

Von hier aus läßt sich auch Aufschluß gewinnen über jenes Gefühl, das jeder wohl zuweilen empfindet und das auch wohl jeden hin und wieder beunruhigt hat, nämlich eine ganz bestimmte Lage bereits früher einmal in allen ihren Einzelheiten erlebt zu haben. Dieses Gefühl ist schon insofern beachtlich, als sich an ihm, selbst bei einfachen Naturen, eine erste, naive Erkenntniskritik anzusetzen pflegt. So entsinne ich mich noch recht gut der Aufregung, die einen Kameraden während eines Kriegsmarsches befiel, als hinter einer Waldecke ein Dorf auftauchte, von dem er, obwohl er nie zuvor in dieser Gegend gewesen war, behauptete, es bereits einmal gesehen zu haben — ja er wollte schon während des Weges auf seinen Anblick vorbereitet gewesen sein. Er schob dies auf einen Traum, aber damit war gewiß wenig erklärt.

Die Auslegungen, die die Psychologen von Metier diesem alltäglichen Erlebnis gegeben haben, beziehen sich, soweit sie mir zu Gesicht gekommen sind, auf die Assoziation, besonders auf die durch den Geruchssinn angereizte. Diese Erklärung kann nur auf der Oberfläche, nur bei Tage befriedigen, weil sie auf die Wahrnehmung gegründet ist. Im wesentlichen jedoch sind wir es selbst, die das Erlebnis gestalten; daher führt sich auch auf diese Gestaltung die wesentliche Erinnerung zurück. Mögen wir, wenn wir in eine Kammer treten, dieselbe Tür bereits einmal erschlossen haben, möge es eine ähnliche gewesen sein, mögen wir es

nur geträumt haben oder nichts von alledem — das alles hat mit der Wirklichkeit wenig zu tun. Aber daß wir allein im Besitze des magischen Schlüssels sind und daß *ein* Schlüssel tausend Schlösser zu sprengen vermag — das ist eine innerste und unumstößliche Wirklichkeit. So können wir eine ganze Landschaft in ihren geheimsten Zügen bereits lange zuvor in einem menschlichen Gesichte geschaut haben, und so kehrt im späteren Erlebnis mancher Kindertraum zurück. Oft überfällt uns dieser Schauer vor den Meisterwerken der Kunst oder der Natur, weil sich in ihnen gerade unser notwendigstes Wesen wiedererkennt. Byron:

Sind Berge, Wellen, Himmel nicht ein Teil
Von mir und meiner Seele, ich von ihnen?

Warum sollten nicht auch Dinge und Erlebnisse zurückkehren, die tief unter den Siegeln der Zeit vergrabenen Träumen zugehörig sind?

Ach, du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau.

Unser Verborgenstes und Lebendigstes ist es, dessen Charaktere sich uns zuweilen in Gestalten und Erlebnissen offenbaren, daher scheinen sie uns in solchen Augenblicken so unendlich vertraut, und daher vollzieht sich das Wiedererkennen mit einem Gefühl unbedingter Notwendigkeit, wie es ein bloßes Wiedererkennen äußerlicher Situationen gar nicht hervorbringen könnte. Wiedererkennen, Uns-Erinnern, das ist eine der tiefsten Anstrengungen, deren wir fähig sind, deshalb führt sie uns mit Sicherheit auf unseren magischen Ursprung zurück. Es ist eins der besten Kennzeichen gemeiner Naturen, daß, soviel Gedächtnis sie auch besitzen mögen, sie doch der Erinnerung nicht fähig sind. Daher geht ihnen auch, wie so vieles, die Dankbarkeit, die Ehrfurcht vor dem tieferen, unpersönlichen Leben und die höchste Kühnheit gegenüber dem Tode ab. Das Tier dagegen, über dessen Gedächtnis man sich streiten mag, besitzt

Erinnerung. Jede Tierpsychologie setzt allerdings Magie, setzt Kenntnis vom zauberhaften Wesen des Lebens voraus.

Es wäre merkwürdig, wenn die Erinnerung nicht eine große Rolle spielte in den Berichten von Menschen, die bereits einmal die Schwelle des Todes fast überschritten hatten. Der Tod ist unsere stärkste Erinnerung, denn jede Erinnerung ist auch eine Entäußerung, und wo entäußerten wir uns in höherem Maße als hier? Deshalb hat auch der Opfertod vor allem von je die Aufmerksamkeit des wirklichen Menschen erregt, weil in ihm das Leben bewußt seinen Akzent auf die Innigkeit der Erinnerung und nicht auf den Schmerz der Entäußerung, auf das Licht und nicht auf den Schatten, auf den glühenden Punkt und nicht auf den Umkreis, auf die zeugende Kraft und nicht auf die Form verlegt.

Was mich besonders fesseln würde an jenen Augenblicken, in denen das ganze Leben noch einmal vorüberzieht, das wäre die Reihenfolge, in der die Bilder sich vorstellten. Gibt es vielleicht Fälle, in denen sie umgekehrt durch die Erinnerung jagen — so daß sich ein hoher Grad von Klarheit wieder in die Träume der Kindheit verliert und endlich ins Dunkle schießt? Ob es eine umgekehrte Embryologie des Todes gibt, die alle Entwicklungsgänge des einzelnen Lebens wiederholt und zusammenfaßt als die niedere Vorform und Keimgeschichte einer höheren und wesentlicheren Existenz, die sich im Augenblicke größter Dunkelheit gebiert — in *dem* Augenblicke, in dem die Nabelschnur zerreißt, die uns der Welt der Materie und ihren Zufällen verband?

Das Leben ist eine Schleife, die sich im Dunkeln schürzt und löst. Vielleicht wird der Tod unser größtes und gefährlichstes Abenteuer sein, denn nicht ohne Grund sucht der Abenteurer immer wieder seine flammenden Ränder auf.

Drei Dinge gibt es, die Welle, die Wolke und die Flamme, die Schlüssel zu allen Formen sind. Daher hat es auch immer liebenswerte Kabbalisten gegeben, die gern auf jede

Gesellschaft verzichteten, wenn sie nur in guter Ruhe in das Wasser, in die Luft oder in ein tüchtiges Kaminfeuer starren konnten. Drei Zustände gibt es, die Schlüssel zu allen Erlebnissen sind: den Rausch, den Schlaf und den Tod. Daher hat es auch nie an wilden Zechern des Lebens gefehlt, nie an den heiteren und düsteren Aristokraten des Traumes, nie an Kriegern, Landsknechten und Abenteurern, kurz nie an solchen, denen die ganze Welt der Arbeitgeber und -nehmer, der Krämer und des Geldes höchst gleichgültig ist. Möchten sie sich nie irre machen, nie über ihren Rang hinwegtäuschen lassen, denn *sie* sind es, aus deren Träumen jede Ordnung sich bildet und denen jede Ordnung wieder zum Opfer fällt. Die Ordnung selbst wird unnütz, sobald sich in ihr der große Traum nicht mehr verwirklichen läßt. Einer der tiefsten Träumer, Novalis, ein Deutscher:

Wenn man in Märchen und Gedichten
Erkennt die wahren Weltgeschichten,
Dann fliegt vor *einem* geheimen Wort
Das ganze verkehrte Wesen fort.

Merkwürdigerweise habe ich gerade bei Maupassant, diesem üppigeren Auge auf der naturalistischen Brühe, vielleicht eine der ausgezeichnetsten Ausführungen angetroffen, die sich über das Verhältnis des magischen Lebens zum logischen Denken machen läßt. Es handelte sich um einen kurzen Aufsatz über den Äther, von dem ich damals eine Übersetzung anfertigte, die mir aber inzwischen verlorengegangen ist.

Wenn ich mich recht entsinne, schilderte er den seltsamen Zustand eines sich steigernden Rausches, eines sehr männlichen Rausches, während dessen eine Reihe der scharfsinnigsten Überlegungen angestellt wurde. Die Thesen und Antithesen waren jedoch nicht in Worte und Sätze gefaßt, sondern vertraten sich durch Stimmen, die als eine Art von brausender Musik wahrgenommen wurden. Es traten jeweils mehrere Stimmenpaare gegeneinander an, die sich

nach der Erschöpfung der verwegensten Möglichkeiten endlich unter einem starken Lustgefühl miteinander vereinigten. Aus dieser Vereinigung brachen neue, tiefere Stimmen hervor, um dasselbe Thema in eine dunklere Schicht hinunterzutreiben, und so setzte sich dieses geheimnisvolle Spiel in einer ungeheuren Architektonik von Stufungen fort. Mit dem Gehalt an Wahrheit und Gültigkeit wurden die Stimmen tiefer, und im gleichen Maße wuchs das Gefühl der Lust. Auf jeder Stufe wurden die Schlüsse wesentlicher und vielsagender und doch zugleich einfacher. Endlich blieb bei diesem Absturz in den Brunnen der Erkenntnis eine einzige Stimme zurück, ein dunkles Gemurmel, das sich dem absoluten Punkte, der Zone der Urworte zu nähern schien. Und als nichts mehr zu denken, nichts mehr aufzuschließen blieb, schwieg auch sie. Es wurde still; die letzte Lust und die letzte Erkenntnis schnitten sich in der Bewußtlosigkeit.

Tritt bei diesem Zustand nicht die Rolle der Gedanken sehr einleuchtend hervor? jene Rolle, deren Einsicht Hamann veranlaßt, das Denken ein Kleid der Seele zu nennen, und Rimbaud, den Vokalen ein verborgenes Leben zuzuschreiben, das den Worten eine unergründliche Bedeutung verleiht? Es ist ein Denken ohne Gedanken, die Sensation des Denkens, die hier geschildert wird. Gedanken sind bunte Frachten, die auf dunklen Wassern schwimmen, und alles Wissensgut hat etwas sehr Zufälliges, sehr Aufgelesenes. Es wird durch die Plätze, bei denen wir anlegen, und durch das, was dort gerade vorrätig ist, bestimmt. Einmal eingeladen jedoch, macht es die Strömung und Stauung des Flusses, seine Windungen, Wirbel und Tänze mit. Vom Strome des tieferen Lebens, der ihn trägt, und nicht durch sich selbst erhält der Gedanke seine Feinheit, Wucht und Gefährlichkeit. Daher ist es auch von hohem Wert, daß alles, was auf der Welt an Gedanken vorhanden ist, in Deutschland noch einmal durchdacht, das heißt, auf deutsche Schiffe geladen wird. Und daher besitzt auch alles, was durch Denken entstanden ist, einen mittelbaren Lebens-, also Kampfwert,

insofern es von einer kriegerischen Grundhaltung zur Rüstung verwandt werden kann. Ein Beispiel ist die Technik, in der nicht die kleinste Erfindung gemacht werden kann, die nicht ihr verborgenes Potentiel de guerre besitzt. Ihre Sprache klingt grundverschieden, je nachdem, ob es der Händler oder der Krieger ist, der sich ihrer bedient.

So ist auch im Verkehr mit Menschen, und in dieser unserer Zeit ohne Haltung und Norm ganz besonders, der magische Schlüssel von Wert, durch den man unter dem, was einer sagt, erkennt, was seine Worte bewegt. Wirkliche Gemeinschaften, also Gemeinschaften im Wesentlichen, können heute nur auf diese Weise geschlossen werden. Schulen, Parteien, Dogmen mögen in Zeiträumen der Ordnung ihre Aufgabe erfüllen, denn hier spielt die Zeit selbst die Rolle des gleichmäßig tragenden Stroms. In chaotischen Zuständen jedoch, in denen jeder Einzelne sich irgendwie durch die Zeit verraten und betrogen fühlt, verlangt der Mensch eine unmittelbare Hilfe in seiner Not. Im Wirbel stellt sich der trügerische Charakter der Worte heraus, und auch der schnellste Takt der Gesetzgebung bleibt hinter dem Marsche des Lebens, das in jedem Augenblick sein Recht verlangt, zurück. Daher wird jede abstrakte Verständigung müßig, der Umweg über das Hirn führt zu immer schmerzlicheren Enttäuschungen, und die Notgemeinschaften fühlen, daß es nunmehr an der Zeit ist, sich nicht mehr auf die Formen des Lebens, sondern auf dieses Leben selbst zu beziehen. Hier zeigt sich, was das Dasein noch an durch die Reflexion ungebrochenen Instinkten, an Bildern und Symbolen, an innerer Strömung, an magischer Währung besitzt. Ob der Ersatz der Ordnung durch die Person, ob *Führertum* noch möglich ist, das heißt, ob noch ein Mensch möglich ist, der über den magischen Schlüssel zur innersten Herzkammer aller anderen verfügt und der unter den hunderttausend Haltungen, Überzeugungen, Richtungen, Gesinnungen, Bekenntnissen die geheimste Strömung, den letzten Willen erfaßt, der sie trägt — das zeigt sich hier.

»Philosopheme: Verstandesträume«. Diese Notiz aus Hebbels Tagebüchern deutet an, was jedes Studium eigentlich erst fruchtbar macht. Es ist das Bestreben, durch das Gedachte hindurch die Schicht zu erreichen, die das Gehirn denken ließ — das Bestreben, die Gedanken transparent zu sehen. Nur so lösen sich auch die Widersprüche, die selbst der klarste Geist in Hülle und Fülle aufzuweisen hat — wie es ja überhaupt das Kennzeichen eines kräftigen und insbesondere des deutschen Denkens ist, daß es die Widersprüche nicht scheut. Es gilt, jene Schicht zu erreichen, von der Pascal sagt: »Jeder Autor hat einen Sinn, in welchem alle entgegengesetzten Stellen sich vertragen, oder er hat überhaupt gar keinen Sinn.«

Wie sehr die Gedanken nur Mittel sind, ergibt sich aus der gewiß sonderbaren Tatsache, daß wir sie erst zerstören, auflösen, »verdauen« müssen, um sie fruchtbar zu machen. Man muß es mit den Systemen treiben wie die Kinder mit den Blättern, die sie so lange mit der Bürste klopfen, bis nur das feinste Adergewebe noch zurückgeblieben ist.

Übrigens verhält es sich mit der Dichtung nicht anders; sie gibt nur den Ausdruck eines Gefühles, nicht das Gefühl selbst, das gleichsam zwischen den Zeilen steht oder nur durch die Fenster zu erspähen ist, die durch die Mauern der Worte gebrochen sind. Daher macht gerade der einfachste und natürlichste Ausdruck der Dichtung, das lyrische Gedicht, die Gabe des magischen Schlüssels unbedingt erforderlich, denn da hier reine Magie am Walten ist, bleibt nichts zur Befriedigung handgreiflicherer Bedürfnisse zurück, wie sie am Epos, am Roman oder am Drama doch immerhin möglich ist. Dagegen setzt eine Strophe Hölderlins der blinden Masse das höchste Maß an Widerstand entgegen, das sich überhaupt ausdenken läßt. Damit hängt es auch zusammen, daß die Lyrik, also eine der aufschlußreichsten und wesentlichsten Äußerungen der Völker, unübersetzbar ist. Nur die Sprache der Krämer ist international.

Allerdings hat sich in der reinen Dichtung der unnachahmliche und unübertragbare Klang der Worte dem geheimen Wesen so angeschmiegt und einen solchen Grad der Identität mit ihm erreicht, daß, wenn die Aufnahmefähigkeit vorhanden ist, die Erschließung mit ungemeiner Leichtigkeit erfolgt. Daher hat es auch immer Versuche gegeben, Philosopheme durch den Vortrag mit dichterischen Mitteln in ihrer Eindringlichkeit zu steigern, und daher stößt man auch so oft auf ganz naive Naturen, die ihren Jakob Böhme, Angelus Silesius oder Swedenborg aller Schulweisheit zum Trotz mit dem größten Profit in sich aufgenommen haben.

*Berlin*

Ein tragikomischer Traum: Ich irrte inmitten einer großen Stadt, ich glaube, es war Amsterdam, durch ein Ghetto voll niedriger Häuser und Brücken. Fortwährend traten aus den Hauseingängen Männer an mich heran und raunten mir Sätze zu, die ich nicht verstand, die mich jedoch sehr beunruhigten. Endlich kam ein Mädchen und nahm mich mit, zu einem Experiment, wie sie sagte. Sie führte mich in ein riesiges Universitätsgebäude. Wir traten in ein Zimmer voll Präparaten, Instrumenten, weißmäntligen Ärzten, Studenten und Studentinnen. Es handelte sich darum festzustellen, ob eine gewisse Schlangenart durch den Magensaft und überhaupt durch die menschliche Verdauungstätigkeit in ihrer Lebenskraft beeinflußt würde. Dazu mußte eine dicke grünschwarze Viper, die mit zugebundener Schnauze in einer flachen Glasschüssel lag, verschluckt werden. Niemand wollte das Experiment wagen; es wurde viel geredet, bis zuletzt alle auf mich eindrangen, von Ungefährlichkeit, Mut, Selbstüberwindung im Dienste der Wissenschaft sprechend, kurz mir sehr geschickt den Point d'honneur zuschiebend. Auch meine Führerin bat mich sehr und versprach mir eine Nacht. Halb gezwungen gab ich nach, man hielt mich auf einem Stuhle fest und schob mir, mit Glasstäben und langen

gebogenen Pinzetten nachhelfend, die Schlange mit Gewalt in den Mund.

Dann nahm mich das Mädchen wieder mit. Es wohnte in einem großen, verwinkelten Hause. Ich wurde unter Vorsichtsmaßregeln in ein Schlafzimmer geführt und legte mich in ein mächtiges Bett. Meine Freundin zeigte vielsagend auf einen Klingelknopf und verschwand. Nachdem ich lange gelegen hatte, drückte ich auf den Knopf. Sofort entstand Lärm im Hause, die Tür meines Zimmers sprang auf, und eine Familie von sehr bösartigen Gestalten erschien vor meinem Bett. Alle richteten ihre röhrenförmigen Zauberstäbe gegen mich.

Ich sagte mir: »Mut, du liegst ganz gemütlich in deinem Bett«, griff nach dem Kontakt und schaltete Licht ein. Allein zu meinem unbeschreiblichen Schrecken erreichte ich nur, daß das Zimmer nun in einem geisterhaft strahlenden Violett schwamm, während sich die Gestalten noch drohender gegen mich bewegten.

Vor Entsetzen erwachte ich zum zweiten Male, um gleich wieder einzuschlafen.

Dies ist eins der verborgenen Blendwerke und magischen Fangnetze, über welche die Traumwelt verfügt: das Gefühl des Erwachens innerhalb des Traumes selbst, hervorgerufen durch den Übergang in eine scheinbar hellere und bewußtere, in Wahrheit jedoch dunklere Schicht. Dort, wo der Almandin am klarsten funkelt, ist der Stollen am dunkelsten.

Von Traumbildern umstellt, sucht der geängstigte Geist ihre Macht zu bannen durch den Zweifel an ihrer Wirklichkeit. Man träumt zu träumen, und man erweckt sich zu einem neuen Traum. Nunmehr, nachdem man das Tor eines vermeintlichen Erwachens durchschritten hat, gerät man in die Gewalt jener Gespenster im Mitternachtslicht, an deren Erscheinung jeder Zweifel wie Glas zerschellt. Alles ist überzogen vom Anstrich der Wirklichkeit.

Der Zweifel, dieser Vater des Lichtes, ist zugleich einer der Erzväter der Finsternis. Wir sind in die zuckende Nacht des Unglaubens getaucht, von der der höllische Aspekt unserer im Lichte flimmernden Städte ein schreckliches Gleichnis ist. Die Geometrie der Vernunft verschleiert ein diabolisches Mosaik, das sich zuweilen erschreckend belebt; wir erfreuen uns einer furchtbaren Sicherheit. Unser Weg führt durch eine Landschaft, die die Wissenschaft immer enger mit ihren Kulissen verstellt — jede ihrer Großtaten macht ihn zwangsläufiger, und über sein Ende kann kein Zweifel sein. Nicht mehr zweifeln können, selbst der Schattenseite des Glaubens nicht mehr teilhaftig sein: das ist erst der volle Zustand der Gnadelosigkeit, der Zustand des Kältetodes, in dem selbst die Verwesung, dieser letzte dunkle Hauch des Lebens, sich verloren hat.

Daher haftet den Erscheinungen und Menschen der absoluten Zivilisation auch etwas seltsam Konserviertes an; sie erinnern an jene Mumienköpfe, die mit polierten metallischen Masken überzogen sind. Der moderne Sport, der Vergnügungs-, Literatur-, Museums- und Hygienebetrieb und was dahingehört, entsprechen einer arktischen Zone des Gefühls — lappländische Arbeit, wie E. Th. A. Hoffmann sagen würde. Wie kommt es, daß diese herrlichen Frauenkörper, trainiert, sonnengebräunt und mit allen Mitteln der Kosmetik in Form gebracht, für den Appetit so fade wie kalifornische Äpfel sind? Das, was ich die Walt Whitmansche Epidermalverhärtung nenne, dieser Absturz des Puritanismus in die Naturheilkunde, ist freilich unter das Niveau des Bösen hinabgesunken; es ist die Auszehrung der Erbsünde durch Sterilität. Diese völlige Neutralität, diese totale Farbenblindheit der Zivilisation, die sich unter anderem in der Verwechslung des Verbrechens mit der Krankheit, der Werte mit den Zahlen, des Fortschrittes mit der Erlösung offenbart, ist dennoch eine letzte Konsequenz des Bösen, wenn dieses auch nicht mehr virulent vorhanden ist — ähnlich wie die Spirochäte im metaluetischen Stadium.

Diese moralische Kastration, die völlige Ausschneidung des moralischen Bewußtseins bringt einen seltsamen Zustand hervor, in dem der Mensch aus einem Diener des Bösen in eine Maschine des Bösen verwandelt wird. Daher kommt es, daß das Individuum einen mechanischen, das ganze Getriebe aber einen satanischen Eindruck erweckt.

Ich glaube, in dem bemerkenswerten Roman von Kubin »Die andere Seite«, in dem sich die tiefe Angst der Träume niedergeschlagen hat, fand ich zum ersten Male das Gefühl angedeutet, daß ein Großstadtcafé einen teuflischen Eindruck erwecken kann. Es ist sonderbar, daß dieses Gefühl an Stellen, an denen die Technik bereits fast rein auftritt, noch so selten empfunden zu werden scheint. Die Lichtreklame in ihrer glühend roten und eisblau gleißenden Faszination, eine moderne Bar, ein amerikanischer Groteskfilm — dies alles sind Ausschnitte des gewaltigen luziferischen Aufstandes, dessen Anblick den Einsamen mit ebenso rasender Lust wie erdrückender Angst erfüllt.

Es ist wohl unbestreitbar, daß uns die Heilhaut eines Orang-Utans nützlicher sein würde als die gesamte hygienische Apparatur. Die Hygiene trägt jedoch, ebenso wie die Reklame, nur den *Anstrich* der Nützlichkeit. Ihr unverkennbares Bestreben, die Zeugung und den Tod der saftigsten Früchte zu berauben, verrät wohl, wes Geistes Kind sie ist. Ihre Aufgabe ist die Konservierung und Sterilisierung des Seienden, und so spricht sich in ihr ein unmittelbarer Protest gegen die Zeit, gegen die kosmische Bestimmung des Lebens aus. Das Durchschnittsalter wächst, die Sterblichkeit fällt: das heißt doch wohl auf deutsch, daß das Leben älter und schwächer wird. Die gefährlichste Armee ist jedoch nicht die der Ungeborenen, sondern jener, die eigentlich nicht hätten geboren werden sollen; der Existenzen eines unglücklichen Zufalls, von denen es in den Städten zu wimmeln beginnt.

Dies bestärkt mich in meiner Ansicht, daß man der Zivilisation nicht in den Zügel fallen darf, daß man im Gegenteil Dampf hinter ihre Erscheinungen setzen muß. Der Wille zur Unfruchtbarkeit kommt nicht von irgendwo; und es ist ein ganz absurder Gedanke, daß die künstliche Stauung der Einwohnerzahl eine wesentliche Bedeutung besitzen könnte. Auf jeden Fall kommt diesen Vorgängen ein solcher Grad von Notwendigkeit zu, daß man sie nur mit der höchsten Anteilnahme verfolgen kann, insbesondere wenn man es liebt, daß das Leben sich in seltsame und gefährliche Situationen begibt. Und wie wir aus der gegenwärtigen mit heiler Haut herauskommen sollen, das erscheint freilich rätselhaft.

Zur Orientierung über das Maß an Bedrohung, dem wir gegenüberstehen, bedarf es keiner verwickelten Berechnungen. Es genügt ein einfaches physiognomisches Studium, das sich in der Großstadt jederzeit sofort ausüben läßt. Man wird feststellen, daß das Gesicht des modernen Großstädters einen zwiefachen Stempel trägt: den der Angst und des Traumes, und zwar tritt das eine mehr in der Bewegung, das zweite mehr in der Ruhe hervor.

Aus diesem Grunde besitzen Straßenecken und Brücken innerhalb der Großstadt etwas so unendlich Trostloses und Bedrückendes. Wer jemals in einem südlichen Hafen die Gesichter der Fischer sah, die sicher keinen Pfennig in ihren Lumpen trugen, der weiß wohl, daß es nicht Geld sein kann, was dieses halb verdrossene, halb gejagte Wesen hervorzubringen imstande ist. In einer Krisis wie dieser, inmitten der höchsten Unsicherheit, ist auch gar keine Befriedigung möglich; es gibt nur eins, was sich entgegenstellen läßt: Tapferkeit.

Ebenso erstaunlich ist es, die völlig erstarrte, automatische und gleichsam narkotisierte Haltung des modernen Menschen im Zustand der Ruhe, etwa während der Fahrt in einem der Verkehrsmittel oder auch des Aufenthaltes an

den sogenannten Vergnügungsstätten, zu beobachten. Vielleicht wird ein Grad der Versunkenheit und Verlorenheit, wie er auf diesen Masken liegt, kaum in einer chinesischen Opiumhöhle anzutreffen sein. Das ungemein Gleichartige und Typische dieses Ausdruckes verrät die Unentrinnbarkeit der Vorgänge und ihre Gemeinsamkeit im Entscheidenden; die großen Lebensräume sind wie Treibhäuser durch luftdichte gläserne Mauern verwahrt. Daher fällt auch in ihnen die Besinnung so schwer, weil das Eigenartige des Zustandes in jeden Atemzug mit einfließen muß. Im Traum sind Erwägungen sehr selten, die sich *nicht* auf den Traum beziehen; immerhin finden solche statt. Die Hoffnung des Erwachens aus seinen eigentlich ganz unmöglichen Erlebnissen ist es, deren Licht zuweilen wie ein Schimmer durch seine Maschen bricht.

Und die Ahnung, daß »alles dies« eigentlich ganz unmöglich ist, hat doch wohl jeder von uns schon zuweilen gehabt? die Ahnung, daß dieses Treiben durch eine kräftigere, durch eine heroische Bestimmung beherrscht und gerichtet werden muß?

»Erwachen und Tapferkeit« — das könnte auf unseren Fahnen stehen.

*Leipzig*

Traum: Ich stehe in einer Rüstung aus schwarzem Stahl vor einem höllischen Schloß. Seine Mauern sind schwarz, die riesigen Türme blutrot. Vor den Toren schießen weiße Flammen als lodernde Säulen empor. Ich schreite hindurch, überquere den Burghof und steige die Treppen hinan. Saal an Saal, Flucht an Flucht schließt sich vor mir auf. Der Schall meiner Schritte zerschellt an den gequaderten Wänden, sonst ist es totenstill. Endlich trete ich, wie von einem Magneten geführt, in ein kreisrundes Turmzimmer ein. Es ist fensterlos, und doch ist die riesenhafte Dicke der Mauern zu spüren; kein Licht brennt, und doch erhellt ein seltsamer, schattenloser Glanz den Raum.

Um einen Tisch sitzen zwei Mädchen und eine Frau. Obwohl die drei sich nicht ähneln, müssen es Mutter und Töchter sein. Vor der Schwarzen liegt ein Haufen langer, blitzender Hufnägel auf dem Tisch. Sorgfältig nimmt sie einen nach dem andern, prüft seine Schärfe und sticht ihn der Blonden durch Gesicht, Glieder und Brust. Die rührt sich nicht und spricht keinen Laut. Einmal streift ihr die Schwarze den Rock zurück, und ich sehe, daß die Schenkel und der zerfleischte Leib nur noch aus einer blutigen Wunde bestehen.

Die Frau sitzt stumm den beiden gegenüber. Sie trägt wie ein Heiligenbild ein großes rotbemaltes Herz, das fast die ganze Brust verbirgt. Mit Entsetzen bemerke ich, daß bei jedem Nagelstich, den die Blonde empfängt, sich dieses Herz schneeweiß, wie glühendes Eisen, färbt. Ich stürze hinaus, dem Ausgang zu, mit dem Gefühl, dieser Probe — denn dunkel ahne ich, daß es sich um eine solche handeln muß — nicht gewachsen zu sein. Vorüber fliegt Tür an Tür, von stählernen Riegeln verwahrt. Da weiß ich: hinter jeder Tür, vom tiefsten Keller bis in das höchste Turmgelaß, spielen höllische Folterqualen, von denen nie ein Mensch erfahren wird.

*Berlin*

Verdrießlicher Vormittag; ich ging, um mich zu »montieren«, zu den Korallenfischen im Aquarium. Eine solche Morgenstunde zahlt sich aus, denn wieviel wir auch an nervosanguinischem Betriebsstoff in uns bergen mögen, so dürfen wir doch nicht versäumen, die Funken der Zündung von außen hineinsprühen zu lassen. Unsere Betrachtung, unsere Ruhe selbst ist dynamischer Natur; das Schöne erschüttert uns durch eine Kette bunter Explosionen — es ruft einen *Schauer* hervor. Dieses Wort drückt am besten aus, daß die Lust nichts Einfaches ist, nichts wie ein Falter auf einer Blume Ruhendes, sondern etwas Bewegendes, das wie der Schwung von Wellen trifft, ein Zittern und Oszil-

lieren feingespannter Häute, über denen, von den Schlegeln der Eindrücke gerührt, sich das Spiel der Empfindsamkeit differenziert.

Eins dieser Tiere war ganz unübertrefflich gefärbt, tief dunkelrot und mit sammetschwarzen Binden gestreift, in einer Tönung, wie sie nur an jenen Stellen der Erde möglich ist, an denen das Fleisch in Inseln wächst. Sein crèmeartiger Körper schien so durchaus weich, so durchaus Farbe, daß man das Gefühl hatte, mit einem ganz leichten Fingerdruck durch ihn hindurchstoßen zu können.

Ich möchte hier einen Gedanken anknüpfen, der einen Genuß höheren Grades betrifft, nämlich den der stereoskopischen Sinnlichkeit. Das Entzücken, wie es eine solche Farbe erweckt, beruht auf einer Wahrnehmung, die mehr als die reine Farbe umfaßt. In diesem Falle trat etwas hinzu, was man den Tastwert der Farbe nennen könnte, ein Hautgefühl, das den Gedanken der Berührung angenehm erscheinen ließ. Dieser Tastwert tritt vor allem an sehr leichten und sehr schweren, aber auch an den metallischen Farben hervor. Es ist gewiß, daß viele Maler, so Tizian in seinen Gewändern und so Rubens in seinen Körpern, von denen Baudelaire als von »Kissen frischen Fleisches« spricht, die Reichweite ihrer Mittel auch auf das Gebiet des Hautsinnes hinüberzuspielen verstanden. Auch ganzen Bildgattungen wohnt diese Eigentümlichkeit inne, so dem Pastell; und es ist kein Zufall, daß die Pastellmalerei sich mit Vorliebe den anmutigen Frauenkopf zum Vorwurf nimmt. Sie gehört zu den erotischen Künsten; und es hat etwas Symbolisches, daß ihr »Sammet«, der erste, volle Schmelz ihrer Farben so bald verlorengeht.

Auf stereoskopische Weise besonders genießen wir die Karnation, die Laubgebung, den Strich, Lasur, Transparenz, Firnis und die Eigenart des bildtragenden Materials, etwa die Maserung der Holztafel, den gebrannten Ton der Vase oder die kreidige Porosität der gekalkten Wand.

Stereoskopisch wahrnehmen heißt also, ein und dem-

selben Gegenstande gleichzeitig zwei Sinnesqualitäten abgewinnen, und zwar — dies ist das Wesentliche — durch ein einziges Sinnesorgan. Dies ist nur auf die Weise möglich, daß hierbei ein Sinn außer seiner eigenen Funktion noch die eines anderen übernimmt. Die rote, duftende Nelke: das ist also keine stereoskopische Wahrnehmung. Stereoskopisch dagegen nimmt man die sammetrote Nelke, stereoskopisch den Zimmetgeruch der Nelke wahr, mit dem nicht nur der Geruchssinn durch eine aromatische, sondern gleichzeitig der Geschmack durch eine Gewürzqualität betroffen wird. Stereoskopisch wirkt auch der Salzgeruch des Meeres, der durch den Geruchssinn vermittelt wird, obgleich sowohl das Feuchte wie das Salzige geruchlos sind. Es kommen hierbei auch immer andere, durchdringende Gerüche in Frage: faulender Tang, am Strande trocknende Fische oder Bootsteer, denen die feuchte, beizende Luft als tragendes Mittel, ganz ähnlich wie in der Malerei, eine besondere Tönung verleiht. So scheint auch vielen das Kölnische Wasser mehr eine Erfrischung als ein eigentliches Parfüm; aus diesem Grunde setzt man ihm gern einen Tropfen Moschus zu.

Die Verwandlung von Tönen in Farben ist durch E. Th. A. Hoffmann bekannt geworden; die Franzosen haben unter der Führung von Théophile Gautier dieses Thema erschöpft. Wesentlich ist, daß die Farbe *gehört,* nicht etwa gesehen wird, so wie das Meersalz wirklich gerochen und nicht etwa geschmeckt werden muß. Ebenso wesentlich ist, daß der Ton sowohl als Ton wie als Farbe wahrgenommen wird, denn ein reines Farbenerlebnis, das sich lediglich der Bahnen des Gehörs bediente, würde höchstens den Reiz des Sonderbaren besitzen.

In diesem Zusammenhange ist auch ein Ausflug an die besetzte Tafel aufschlußreich. So wird das Aroma der Gewürze, Früchte und Fruchtsäfte nicht nur gerochen, sondern auch geschmeckt; es wird zuweilen, wie bei den Rheinweinen, sogar nach Farben schattiert. Auffällig ist das Hinübergreifen des Geschmackes in die Bezirke des Tastsinnes;

dies geht so weit, daß bei vielen Speisen die Freude an der Konsistenz überwiegt, ja daß bei einigen der eigentliche Geschmack ganz in den Hintergrund tritt.

Es kann wohl kein Zufall sein, daß dies gerade bei besonders gepriesenen Dingen so häufig ist. An Beispielen ist kein Mangel; hierher gehört der Mousseux, der dem Sekt seine besondere Stellung unter den Weinen verleiht. Hierher gehört auch der Streit darüber, was denn eigentlich an einer Auster sei; er wird unentschieden bleiben, wenn man nicht den Tastsinn zu Rate zieht. Um an einer Auster Genuß zu finden, dazu gehört entschieden ein gewisses Maß von Phantasie. Der Geschmackssinn wird gezwungen, seine Grenzen zu überschreiten; und er ist dankbar, wenn man ihm mit einem Tropfen Zitronensaft zu Hilfe kommt.

Der Baron Vaerst bemerkt in seiner Gastrosophie, daß gerade Gegenstände, die an den Grenzen der Naturreiche stehen, besonders schmackhaft seien. Daran ist insofern etwas Richtiges, als hier fast immer extreme Ausflüge in Frage kommen, Dinge, die »eigentlich gar nicht eßbar« sind und denen allerdings der reine Geschmack, L'amour physique im Sinne Stendhals, wenig abgewinnen kann. Ihr feiner und verborgener Reiz ist auf die kräftigere Instrumentation des Tastsinnes angewiesen; es gibt Fälle, in denen dieser die Rolle des Geschmackes fast gänzlich übernimmt, und dies ist, nebenbei gesagt, ein sicheres Kennzeichen für den primitiven Rang, der den Freuden der Tafel auf der Stufenleiter der Genüsse zuzubilligen ist. Es scheint überhaupt, als ob der Tastsinn, von dem sich auch alle anderen Sinne ableiten lassen, eine besondere Rolle in der Erkenntnis spielte. Ähnlich wie wir, wenn uns die Begriffe im Stiche lassen, immer wieder zur *Anschauung* unsere Zuflucht nehmen müssen, so greifen wir bei vielen Wahrnehmungen unmittelbar auf den Tastsinn zurück. Daher lieben wir es, über neue, seltene oder kostbare Dinge mit den Fingerspitzen zu streifen, als ob wir so uns ihrer fester versichern könnten — dies ist eine Geste ebenso naiver wie

kultivierter Art. Die Gastrosophie ist eine kultivierte Barbarei, daher schätze ich sie sehr.

Übrigens ist es zu beklagen, daß noch keine wirkliche Gastrosophie verfaßt worden ist. Was die Vaerst und Brillat-Savarin taten, nämlich eine Reihe von eßbaren Dingen aufzuzählen und mit geistreichen Bemerkungen zu garnieren, das ist schließlich doch nur die Art, in der man ein Kochbuch schreibt. Sie ähnelt dem Verfahren eines Physikers, der, um eine Optik zu schreiben, anfangen würde, alle möglichen sichtbaren Gegenstände aufzuzählen. Nicht bei den Genußmitteln, die doch nur *Mittel* sind, gilt es zu beginnen, sondern beim Genusse selbst. Daß die Verschiedenheit der Küchen und Tafeln einer Verschiedenheit der Völker und Menschen entspricht und welche Eigenarten sich hier zum Ausdruck bringen, das allein scheint bedeutungsvoll. Mir persönlich würde die Verbindung einer stoischen und epikureischen Haltung am angenehmsten sein, also etwa ein Staat, dessen Bürger die Genüsse des Gaumens verachten und in dem man doch eine Reihe von besoldeten Feinschmeckern unterhielte, weil eben jedes Feld beackert werden muß, und sollte es auf dem Monde liegen; oder ein Einzelner, der sich von spartanischen Suppen nährt und den der Luxus der großen Schaufenster entzückt.

Um auf die Stereoskopie zurückzukommen: ihre Wirkung liegt darin, daß man die Dinge mit der inneren Zange faßt. Daß dies durch nur einen Sinn, der sich gleichsam spaltet, geschieht, macht die Feinheit des Zugriffes groß. Die wahre Sprache, die Sprache des Dichters, zeichnet sich durch Worte und Bilder aus, die so ergriffen sind, Worte, die uns seltsam aufhorchen lassen und denen ein wunderbarer Glanz, eine farbige Musik zu entströmen scheint. Es ist die verborgene Harmonie der Dinge, die hier zum Klingen kommt und von deren Ursprung Angelus Silesius sagt:

Die Sinnen sind im Geist all *ein* Sinn und Gebrauch:
Wer Gott beschaut, der schmeckt, fühlt, riecht und hört ihn auch.

O métamorphose mystique
De tous mes sens fondus en un!
Son haleine fait la musique
Comme sa voix fait le parfum!

Auch die *geistige* Stereoskopie erbeutet die Einheit im inneren Widerspruch.

So sind an einer bedeutenden Kraft vielleicht das Fesselndste die Widersprüche, in die sie sich wagt. Hier gibt sie zwei Punkte aus der Hand, durch die sich, im artilleristischen Jargon gesprochen, ihre verdeckte Feuerstellung mit großer Schärfe anschneiden läßt.

In seinen Irrtümern wird der Zug eines Geistes, in seinen Abirrungen der Schlag eines Herzens am feinsten gespürt.

Die Handarbeit ist nicht vollkommener als die Maschinenarbeit, sondern unvollkommener. Darin besteht ihr eigentlicher Reiz. So werden an persischen Teppichen jene Fehler in der Knüpfung geschätzt, die der mechanische Webstuhl nicht nachahmen kann; und so haben wir gar in unseren Tagen gesehen, daß die merkwürdige Erscheinung des Magischen Realismus in der Malerei die der Maschinenwelt innewohnende Präzision noch besser zum Ausdruck zu bringen vermochte als die Maschine selbst. Kein Wunder — muß nicht die *Idee* der Präzision präziser sein als die Präzision?

Die Handarbeit läßt mancherlei stereoskopische Winkel, in denen sich die Phantasie einnisten kann. Ein altes Haus, eins von denen, die, wenn man sie nur sieht, schon den Wunsch erregen, in ihnen heimisch zu werden, und unter deren Giebeln die Rotschwänzchen gerne ihre Nester verstecken, bietet ein gutes Beispiel dafür.

Nichts ist aufschlußreicher als ein Brief mit Verbesserungen — es gibt auch graphologische Verplapperungen. Es gehört zu den Belustigungen der Jagd, den oft nur winzigen

Unterschied, der zwischen einem ausgestrichenen und dem darüber geschriebenen Wort besteht, zu betrachten wie einen Schnitt unter dem Mikroskop, den man sich plastisch macht, indem man die Mikrometerschraube kaum merklich hin und zurück bewegt.

Das eigentlich Stereoskopische, der innere Unterschied, tritt noch besser hervor, wenn das ausgestrichene Wort nicht mehr sichtbar ist. Wer zu lesen versteht, wittert aus mancher Seite Prosa, daß sie in der Handschrift einem von weggemähten Worten bedeckten Schlachtfelde geglichen haben muß. Gedruckt erinnert sie an eine von Schüssen durchsiebte Scheibe, die man so überklebt hat, daß uns die Treffer, die ins Zentrum schlugen, noch sichtbar sind.

So entsinne ich mich der Erschütterung, die ich empfand, als ich zum ersten Male folgenden Satz in den Tagebüchern Baudelaires las: »Heute, am 23. Januar 1862, habe ich eine seltsame Vorbotschaft empfunden; ich habe den Flügelschlag der *Imbezillität* mich streifen gefühlt.« Ich hatte sehr deutlich ein Gefühl, als ob hier zuerst das Wort »Wahnsinn« gestanden hätte, bis eine zitternde, von einem noch tieferen Entsetzen geführte Hand es in Imbezillität verwandelte.

Darüber hinaus gibt es Worte, die bereits im Geiste verbessert sind. Jedes unserer Worte sollte eine Verbesserung sein, eine neue Berührung der Idee. Die Sprache begleitet uns ununterbrochen auf dem Marsch; sie verlangt eine neue Entfaltung bei jedem Gefecht, das zu schlagen ist. Worte sind dynamische Maße, in die schon beim Übergang vom Haupt- in den Relativsatz ein ganz anderer Geschmack einschießen kann. Ein Autor, von dem genau festzustellen ist, welche Bedeutung bei ihm »die Liebe«, »das Wunderbare«, »die Wirklichkeit« besitzen, kann nur aus Versehen diesseits der Maas und jenseits der Bezirke der Akademie geboren sein. In diesem Zusammenhange wäre es lohnend, einmal zu untersuchen, was denn eigentlich die Franzosen an Hoffmann so fesselte. Brillanz ist noch keine Magie — sie gehört zu den feineren Möglichkeiten des Meßbaren, der

Mathematik, der Steinschleiferei. In der Décadence verliert das Wort an Stromstärke, der Mangel wird durch immer höhere Spannungen ersetzt. »Wir unfaßbaren Nierenprüfer« — aber wer wäre wohl besser zu fassen als der, der mit Paradoxen an die Arbeit geht. Auf diese Weise gibt man seine beiden äußersten Flanken preis.

Zu den stereoskopisch wirkenden Erscheinungen gehört auch der Reim. Zwei ihrer begrifflichen Bedeutung nach ganz verschiedene Worte, Brot und Tod, werden durch ihren Klang in eine tiefere Harmonie gesetzt — sie schwingen an den beiden Enden *einer* Stimmgabel an. Hier wird die geheime Verwandtschaft aller Dinge dem Herzen unmittelbar.

Daß dabei das Ohr die Gleichheit der Vokale und einen Unterschied der Konsonanten verlangt, so daß der Reim im Vokal *ruht* und sich in den Konsonanten *bewegt,* spannt, differenziert — das ist ein treffliches Symbol dafür, wie wir es lieben, wenn uns unter einer großen Fülle derselbe Sinn entgegentritt. Denn im Vokal spricht die eigentliche Magie des Wortes, die sich in den Konsonanten eine körperlichere Hülle gibt. Daher sind auch Vokale das erste, was verfliegt, wenn ein Wort aus seiner Muttersprache in eine fremde übergeht.

Daß die Vokale wirklich eine enge Beziehung zum Magischen besitzen, deutet sich unter anderem dadurch an, daß sie dort, wo die Sprache sie rein anwendet, Erstaunen, Schrecken, Bewunderung zum Ausdruck bringen. Es fehlt uns an einer Lautlehre, die im Sinne der Goetheschen Farbenlehre, also »unwissenschaftlich«, verfahren müßte. Es scheint mir in unseren Tagen oft, als ob man bei Albertus Magnus wieder anknüpfen, als ob man versuchen müßte, die *Dinge* noch einmal zum Sprechen zu bringen.

Zu dem, was ich liebe, gehört der tausendstimmige Aufschrei beim Feuerwerk; und zuweilen stelle ich mir ein

Schauspiel vor, auf einer wie ein roter Lampenschirm von Licht gesättigten Bühne in einem dunkelsten Raume, ein Schauspiel von einer Eindringlichkeit, wie sie hervorzubringen nur ein gewaltiger Zauberer imstande ist. Hier müßten der Zuhörerschaft wie einem großen Tier die Urlaute aus der Brust gerissen werden — man müßte sie einmal gründlich buchstabieren lehren. Wir nähern uns Zuständen, in denen das wieder möglich scheint. Der Mensch in den Städten beginnt einfacher, das heißt in jenem gewissen Sinne tiefer zu werden. Er wird zivilisierter, das heißt barbarischer. Die Natur ergreift auf sehr seltsame Weise wieder von ihm Besitz. Unter diesem Gesichtswinkel kann ich den jungen Leuten, die »lieber Sport treiben«, den Besuchern des Kinos, den Schwärmern für den Automobilmotor »an sich«, ja selbst den Amerikanern Geschmack abgewinnen. Man marschiert, jeder auf seine Weise, einem gemeinsamen Treffpunkte zu.

Es ist erstaunlich, was in unseren Lichtspielen bereits an echter Grausamkeit zum Vorschein kommt. Die Lustspiele sind noch aufschlußreicher als die sogenannten Dramen — noch nie dagewesene Triumphe einer absoluten Schadenfreude.

Etwas äußerst Bedrohliches besitzt der Straßenlärm, der sich immer deutlicher auf ein dunkles, heulendes U, auf den schrecklichsten aller Vokale, einzustimmen beginnt. Wie könnte es auch anders sein, da in den Signalen und Aufschreien der Verkehrsmaschinen die unmittelbare Androhung des Todes eingeschlossen ist. Auf dem Fischmarkt in Neapel, den ich nur mit großer Heiterkeit durchschreiten konnte, schien mir ein warmes A der vorherrschende Ton, von dessen Wirkung auf das Gemüt dasselbe gilt, was Goethe vom Scharlach sagt.

An den Gesichtern und besonders an den Farben der Großstadt läßt sich Entsprechendes beobachten. Die Hölle selbst könnte nicht mit giftigeren Prunklichtern ausgestattet sein.

Wenn sich heute abend ein Mann vom Monde bei mir anmelden würde, mit dem man sich nur durch reine Lautsprache verständigen könnte, so würde ich vielleicht, um ihm die beiden äußersten Pole anzudeuten, zwischen denen sich unsere Erscheinung vollzieht, ihm zwei Worte unserer Sprache vorsprechen — einmal eine jener Benennungen der organischen Chemie, in denen der Intellekt einige Zeilen braucht, um sich zum Ausdruck zu bringen, und dann den ebenso unmißverständlichen, gedehnten, heiseren, zwischen A und U vibrierenden Schrei, den man bei Sturmangriffen hören konnte und der vom kochenden Blute nur durch ein hauchdünnes Häutchen geschieden war.

Was den Mann vom Monde betrifft, so schätze ich ihn sehr, seitdem ich mir über die Empfindungsfähigkeit des Zeitgenossen Gedanken zu machen begann. Sicherlich hängt es mit der Steigerung des dynamischen Lebens zusammen, daß eine der höchsten kontemplativen Fähigkeiten, nämlich das Erstaunen, immer seltener wird. Es ist wunderlich, wie dumpf gerade die *Besinnung* von Menschen ist, deren Bewußtsein, deren Aktivität einen hohen Grad von Klarheit besitzt. Ich habe es immer als eine wichtige Aufgabe betrachtet, einen Menschen davon zu überzeugen, wie sehr er doch selbst ein wunderbares Wesen und der verantwortliche Träger wunderbarer Kräfte ist. Denn nur wenn uns dieses Gefühl beseelt, werden wir unwiderstehlich sein.

Andererseits muß man die Erfahrung machen, daß der Mensch gar zu leicht einer mächtigeren Strömung überdrüssig wird. Nur zu selten hat man das Glück, einem Sindbad dem Seefahrer zu begegnen, den eine innerste Unruhe vom Genusse seiner Güter hinweg zum siebenten Male in abenteuerliche Fernen treibt und der immer wieder nach Erlebnissen begierig ist, die »so wunderbar sind, daß sie verdienten, mit einer Nadel in das Weiße des Auges gestochen zu werden«. Noch seltener stößt man auf einen, der sein Erlebnis zu halten weiß.

So war im Kriege selbst Freiwilligen oft deutlich anzumerken, wie widerwärtig ihnen die neue Landschaft, das vulkanische Gebiet, das zu schauen sie doch so großes Verlangen getragen hatten, schon nach wenigen Tagen geworden war. Nun drängten sie mit derselben Heftigkeit nach der Zivilisation zurück. Der Wille hatte lediglich sein Ziel gewechselt, wie man denn überhaupt sagen kann, daß der Mensch an einem ewigen Heimweh leidet — nach allen Orten der Welt, an denen er nicht gerade weilt. So ist es denn auch ganz natürlich, daß, wenn man heute wiederum denselben Menschen begegnet, man von ihnen hören kann, daß sie nie wieder so glücklich gewesen seien als in jenen Landschaften, die unwiderruflich versunken sind. Sie haben den Krieg nicht gekannt, den man liebt, weil man der Wärme bedürftig ist — als einen Zustand erhöhter Temperatur.

Neulich noch saßen wir beisammen, um eine jener Fragen aufzurollen, auf die man um drei Uhr morgens verfällt und die eigentlich nur für wenige Nachtstunden wirklich lebendig sind. »Ob ein Genuß des Genusses möglich sei?« Nun, für mich kann kein Zweifel bestehen, daß man nicht nur einen in sich trägt, der sich freut, sondern auch einen, der sich über diese Freude freut. Man muß es verstehen, dem Kinde zuzulachen, das man in sich trägt — gleichsam sein Cervantes und Don Quixote in einem zu sein. Ich möchte darauf schwören, daß auch jeder etwas von dieser Gabe besitzt — gar oft, wenn man in Träumereien versunken ist, steht man selbst hinter seinem Stuhl. »Heute abend willst du dich aber einmal loslassen« — »wie sollst du aus dieser Lage wieder herauskommen« — »du bist doch eigentlich ein sonderbarer Heiliger« — wer kennt denn solche kleinen Auseinandersetzungen nicht?

So sollten wir auch in den seltsamen Lagen, in die das Leben uns versetzt, mit einer größeren Inbrunst an uns Anteil nehmen, indem wir uns betrachten wie ein Jäger, der ein Tier in seiner Landschaft verfolgt. Aus diesem Grunde wählte ich mir gern einen Mann vom Monde zum unsicht-

baren Begleiter, wenn mich ein nächtlicher Marsch durch die Phantastik zerschossener Dörfer zur Stellung führte. Ihm diesen unerhörten Vorgang bis in seine kleinsten Einzelheiten zu erklären und mich an seinem Erstaunen zu weiden, war mir ein einsamer Genuß.

Aber auch jetzt und hier, durch unsere großen Städte sollten wir Geschäftigen manchmal wandeln wie Virgil, der einen stillen, aufmerksamen Dichter aus einer anderen Welt durch alle Schreckenskreise des Inferno zu geleiten hat.

Ein Ort der Hölle heißet Malebolge,
Und, gleich der Felswand, die ihn rings umschließet,
Ist er durchaus von Stein und eisenfarbig.

Möchten wir uns doch zuweilen die Aufgabe stellen, diese wilde Bewegung einem Fremdling zu erklären, dem ihre hunderttausend Erscheinungen in eine andere, gültigere Sprache zu übersetzen sind. Was treibt ihr hier, und wo steuert ihr hin? Worauf bezieht sich eure kriegerische Brüderlichkeit? Diese Armeen von Arbeitern, diese Heere von Maschinen, diese Gedanken, Träume und Lichter, diese Händler, Gelehrten und Soldaten, Müßiggänger und Verbrecher, diese Türme, Straßen und Schienen, die stählernen Chimären und Vögel aus Aluminium — was sprechen sie aus, und was verbindet sie? Sagt an, wie verwaltet ihr die Zeit, die euch nur einmal gegeben wird?

Vielleicht, daß euch dann einmal, inmitten dieser brausenden Musik und der Überfülle der Lichter, jene Erstarrung, jenes tiefere Erstaunen überfällt, in dem sich dies alles wie ein geheimnisvoller Schleier, wie ein Vorhang des Wunderbaren leise bewegt — vielleicht, daß es euch sehr rätselhaft und doch auch so sehr beglückend erscheint, daß dieses Leben möglich sein kann und ihr in ihm.

Auch hier spielt Stereoskopie eine Rolle — die Stereoskopie des Wandelnden. Zwei Augenpaare sind uns gegeben, ein körperliches und ein geistiges. Mit ihnen beiden schauen wir die Physiognomie der Welt erst recht, die wie das mensch-

liche Gesicht ihre Form einem Totenschädel, ihre Prägung einem hieroglyphischen Stempel verdankt.

Es gibt an dieser Tafel keine Speise, in der nicht ein Körnchen vom Gewürz der Ewigkeit enthalten ist.

*Leisnig*

Traum: Ich war als Offizier mit einer Schiffsmannschaft an einer Insel des Atlantischen Ozeans gelandet. Wir waren alle sehr krank und wurden in den Holzhütten eines kleinen, zwischen den steinernen Trümmern einer zerstörten Stadt erbauten Fischerdorfes von einer Krankenschwester gepflegt. Dazu kam noch, daß auf der Insel eine seltsame, in der Dämmerung aufleuchtende Pflanze wuchs, die zum Essen verführte. Wer jedoch davon gegessen hatte, fiel in einen Schlaf, aus dem er nicht mehr zu erwecken war. In einem langen, niedrigen Schuppen, in dem Netze hingen, hatten wir eine ganze Reihe solcher Schläfer nebeneinandergelegt. Sie fieberten und atmeten schwer, man sah wechselnde Träume über ihre Gesichter huschen. Die Schwester bemühte sich unaufhörlich, ihnen Suppen einzuflößen, und ich half ihr dabei. Durch diese gemeinsame Arbeit traten wir uns sehr nahe; ich wurde von ihr mit mancherlei Geheimnissen der Insel vertraut gemacht und mit kleinen Gegenständen, die von gescheiterten Schiffen an den Strand getrieben waren, beschenkt. Aus irgendeinem Grunde kamen mir die Schwester und die Insel merkwürdig bekannt vor, als ob ich durch sehr alte Beziehungen mit ihnen verbunden wäre. Eines Abends, als wir wieder den ganzen Tag gepflegt hatten, ging ich auf eine kleine Strandwiese vor der Hütte, um Luft zu schöpfen. Da sah ich die Blütensterne der berauschenden Blüte aufglänzen; obwohl ich die Gefahr in ihrem ganzen Umfange kannte, brach ich davon und aß.

Im Augenblick wurde ich in einen magnetischen Schlaf versenkt. Ich träumte wieder und befand mich auf derselben Insel, auf der jetzt statt der Hütten ein steinernes Städt-

chen stand. Der Stil dieses Städtchens war nie gesehen, eine Art früher Gotik, durch eine lange, ganz abgeschlossene Entwicklung phantastisch abgelenkt. So waren die Spitzbogenfenster zu schmalen Schießscharten verengt, neben denen fabelhafte Meerwesen in die Mauern gehauen waren. Jede Form, die ich hier sah, war so entlegen, daß sie mit keiner bekannten zu vergleichen war.

Die Insel war von einem streng christlichen Seeräubervolke bewohnt, das zuweilen weit entfernte Meeresgebiete aufsuchte, um Beute zu machen. Ich befand mich als gern gesehener Reisender unter diesen auf ihrer Insel sehr zugänglichen Menschen und wohnte im Hause des obersten Kapitäns. Es herrschte gerade große Aufregung in der Stadt, denn es stand fest, daß das bisher unbekannte Eiland als Piratennest entdeckt und eine mächtige spanische Flotte im Ansegeln war.

Ich selbst nahm keine Notiz von den Verteidigungsvorbereitungen, die ringsum getroffen wurden, sondern saß in einem Zimmer und unterhielt mich mit der Tochter des Kapitäns. Es war dasselbe Mädchen wie die Krankenschwester. Wir sprachen hastig und aufgeregt, denn wir fühlten, daß die Zeit brannte und daß wir uns noch sehr viel zu sagen hatten.

Sie beschwor mich immer wieder, mich dem nahen Kampfe zu entziehen. Ich dagegen war entschlossen, das Schicksal der Ihren zu teilen. Wir redeten noch hin und her, als ihr Bruder hereinstürzte mit dem Rufe: »Die Spanier sind schon in der Stadt!« In demselben Augenblick fiel durch die Fenster Feuerschein. Ich ergriff eine Radschloßbüchse, die in einer Ecke stand, und lief hinaus. Es kamen mir schon Scharen von Piraten entgegen, hinter denen die Spanier saßen. Ich legte mich auf einen schmalen Wiesenstreifen, schlug mein Gewehr an und brachte einen Spanier zu Fall. Als ich wieder laden wollte, war ich dazu nicht imstande. Einige Spanier blieben stehen und schossen auf mich; ich fühlte die Geschosse durch meinen Körper schlagen.

Ich blieb liegen und verlor eine Menge Blut. Es wurde dämmerig. Da sah ich neben mir die wunderbare Blume strahlend aufblühen. Ich brach sie ab, aß sie und schlief ein. Im letzten Schimmer des Bewußtseins ahnte ich noch: ich würde noch unzählige Male leben, dasselbe Mädchen kennenlernen, dieselbe Blume essen und daran zugrunde gehen, ebenso wie dies bereits unzählige Male geschehen war.

*Leipzig*

Abends im Bett, bei strömendem Regen, kam mir die Person eines nahen, im vorigen Jahre verstorbenen Bekannten in den Sinn. Ich sah ihn in dieser und jener Situation — kleine, bezeichnende Eigenarten tauchten vor der lebhafter werdenden Erinnerung auf; er schien für einen Augenblick leibhaftig, ganz nahe erreichbar zu werden, bis plötzlich eine nüchterne Kontrolle die Tatsache seines Todes ins Gedächtnis rief. Dieser jähe Zusammenstoß des Lebendigen mit dem Toten erschütterte irgendwie das innere Gleichgewicht, und es war wohl das Bedürfnis nach völliger Klärung, das die Gedanken hinausriß in die dunkle, verregnete Ecke irgendeines Kirchhofes, sie die lockere Erde durchdringen und in den Sarg hineinspähen ließ. »Während ich hier im Warmen liege, liegst du dort, zur gleichen Zeit — sonderbar, daß ich *so* noch nicht gedacht habe an dich das ganze Jahr.«

Freilich ist das sonderbar, und noch sonderbarer, daß erst ein kleiner Unfall im Denken nötig war, um eine eigentlich so logische Vorstellung hervorzurufen.

Übrigens werde ich ganz erwachsener Mensch jedesmal, wenn ich in der Zeitung von einer gerichtlichen Exhumierung lese, von einem unüberwindlichen Erstaunen befallen — darüber, daß man dabei wirklich auf die Leiche stößt.

*Neapel*

Seit einigen Wochen habe ich mich hier seßhaft gemacht, um der Wissenschaft einen späten Tribut darzubringen, als Dottore pescatore, wie das Volk die in den Räumen des Aquariums arbeitenden Zoologen zu nennen liebt. Es ist dies ein kühler, klösterlicher Aufenthalt, an dem bei Tag und Nacht süßes und salziges Wasser in große gläserne Becken sprudelt, inmitten einer Parkanlage, die sich unmittelbar am Meere erstreckt. Im Vordergrunde ragt die Felsmasse eines alten Stauferschlosses aus dem Wasser, und mitten im Golfe lagert die in ihrem Umriß an eine ausgestreckte Weinbergschnecke erinnernde Insel Capri, auf der der Kaiser Tiberius mit seinen Spintriern saß.

In Neapel haben viele meiner Freunde gelebt, unter anderen Roger der Normanne, der Abbé Galiani, der König Murat, der seine Orden trug, damit man auf ihn schoß, mit ihm Fröhlich, einer der Deutschen, die das abenteuerliche Herz besaßen und der mit seinem »Dreißig Jahre aus dem Leben eines Toten« eines unserer kurzweiligsten Memoirenbücher schrieb. Auch der prächtige Burgunder de Brosses und der Chevalier de Seingalt wissen in ihren Erinnerungen von ausgesuchten Stunden zu berichten, die sie hier verbringen durften.

Meine Aufmerksamkeit ist einem kleinen Tintenfisch gewidmet, der Loligo media heißt, einem zarten, spannenlangen Wesen, das mir jeden Morgen zeigt, wie man in Schönheit stirbt — um eine beliebte Phrase des Jugendstils anzuwenden. Wirklich verfügt er über eine fabelhafte Skala brauner, gelber, violetter und purpurener Töne, aus denen er seinen farbigen Schwanengesang komponiert, gleich jenen Fischen, die der Freund des Apicius an festlicher Tafel schlachten ließ. Insbesondere liebe ich eine köstliche Art des Erblassens an ihm, eine nervöse Nachlässigkeit, durch die er neue, unerhörte Überraschungen vorzubereiten pflegt. Übrigens besitzt er hierzulande, gleich seinem Bruder, dem großen

Kalmar, und gleich seinen Vettern, dem Oktopus und der wie Perlmutter schillernden Sepia, gastronomischen Wert, und ich habe ihn mir, um jedes mögliche Mittel der Erkenntnis an ihm zu erproben, vorsetzen lassen, nach Art der Feinschmecker geröstet und in hauchdünnen Scheibchen serviert. Was ich gleich geahnt hatte, bestätigte sich: Die geheime Harmonie, die allen Eigenschaften eines Wesens innewohnt, wurde auch dem Geschmackssinn offenbar, und ich hätte, selbst mit verbundenen Augen essend, die Herkunft dieses Bissens mit ziemlicher Treffsicherheit in das zoologische System einordnen können. Es war nicht Krebs und nicht Fisch, eher schon Muschel oder Schnecke, was sich da verriet, aber mit einer scharf ausgesprochenen Eigenart begabt, wie sie einem uralten Geschlechte geziemt. Sicherlich darf dieser Geschmack nicht fehlen in der Bouillabaisse, jener dicken Marseiller Suppe, in der die besten Früchte des Mittelmeeres zu einem Bukett vereinigt sind.

Jeden Morgen begebe ich mich hinter mein Mikroskop, das vor einem Fenster steht, durch das man die schönste Aussicht der Welt genießt. Es machte mir damals, als ich den grauen Rock mit dem weißen Laboratoriumskittel vertauschte, Spaß, festzustellen, welche Ähnlichkeit die Mikroskope und Fernrohre mit den Kanonen besitzen, die ich von jeher gern sich so zierlich und präzise in ihren Lafetten schwenken sah; und es ist auch im Grunde gar kein so großer Unterschied: dies alles sind Waffen, deren sich das Leben bedient. Es freut mich, daß Nietzsche sich zuweilen mit Stolz einen alten Artilleristen nennt.

Ich hatte mir damals gar kein übles Programm gemacht. Nachdem sich in der unvergleichlichen Schule des Krieges das Leben in seiner höchsten Flutung und in seinen äußersten Möglichkeiten dargeboten hatte, wollte ich in Ruhe seine tierischen Grundlagen, seine einfachen und doch geheimnisvollen Bewegungen kennenlernen und gleichzeitig bei den Philosophen meinen Kursus durchschmarutzen. Zum Schlusse hatte ich an einen Aufenthalt in einer jener entlegensten

und unberührten menschlichen Siedlungen inmitten unermeßlicher tropischer Urwälder gedacht, von denen wir bei Frobenius lesen können und in denen sich vielleicht ein Bild von der Seele, wie sie frei von jeder Reflexion in ihrer magischen Landschaft wirksam ist, gewinnen läßt, um dann, wohlausgerüstet, ins Zentrum der großen Städte zurückzukehren, an die Stätten der kompliziertesten Barbarei.

Aber schon auf dem halben Wege hat mir die Inflation, der Götze des Geldes und seiner Dynamik, einen Streich gespielt, und wenn man zum Kriege A sagt, so muß man auch B sagen, das heißt, man muß es billig finden, sich zu beschränken, wenn man einer Nation angehört, die verloren hat. Immerhin ist es schmerzlich, gerade an den Lehrmitteln sparen zu müssen.

An der Zoologie tritt der der Wissenschaft eingeborene Drang, das Leben zu töten, um über das Lebendige Aussagen machen zu können, besonders einleuchtend hervor. Sie gleicht darin der Psychologie, die auch eine Art von Mumienschändung ist, indem sie aus dem Gewordenen auf das immerdar Werdende zu schließen und so das wunderbarste, flüchtigste Wesen der Welt in ihre logischen Fassungen zu schrauben sucht. Aber den zartesten, geheimsten Kern des Lebens hebt keine Färbung mit Methylenblau oder Eosinrot heraus, und was im Raume und in der Zeit, in Ursachen und Wirkungen, in Trieben und Taten, in den bunten Zauberhülsen des Fleisches, in Blutbahnen und Zentralnervensystemen, in Zeugung und Tod, in Liebe, Kampf und Untergang, in all den tausend blendenden Überraschungen und dunklen Bedrohungen des Daseins geschieht, ist nur von Bedeutung durch die unsichtbare Nabelschnur, durch die es der Welt einer tieferen Fruchtbarkeit verbunden ist. Diese, deren Flutatem in den Raum hineinwirkt, ermangelt der Dinge, die man sehen und denken kann. Daher stellt sich auch für jedes tiefer gerichtete Bestreben der Augenblick ein, in dem der Hunger durch Wissenschaft nicht mehr gestillt werden

kann und in dem erkannt wird, daß durch Begriffe nur die *Maske* des Lebens abgetastet wird.

Dieses Gefühl stellt sich bei mir manchmal ein, wenn ich meinen Loligo nach allen Regeln der Kunst bearbeite. Alle diese seltsamen Gehäuse des Lebens haben eine Kraft verwaltet, deren Einsicht sich ihnen auch durch die schärfsten Mittel nicht abzwingen läßt.

Merkwürdigerweise hatte ich manchmal ein ähnliches Gefühl, wenn ich etwa in politischen Versammlungen irgendeinen faden Schwätzer endlos reden hörte und ihm doch zubilligen mußte, daß während eben dieser Zeit eine höchste Weisheit seine inneren Organe in Tätigkeit hielt, daß mannigfache Drüsen sein Blut ununterbrochen mit ihren Sekreten speisten, daß sich in ihm das Wunder der Verdauung vollzog, daß jede Zelle ihre Arbeit verrichtete, kurz daß ein wunderbares Leben in ihm schaltete. War der Schluß zu kühn, daß wahrscheinlich auch dieses Geschwätz einen geheimeren Sinn, eine verborgenere Aufgabe erfüllte, als sie der Schwätzer beabsichtigte? Ohne Zweifel ist der Mensch viel tiefer, als er es sich träumen läßt, vielleicht sogar ebenso tief wie das Tier. Es kann dem aufmerksamen Auge doch nicht verborgen bleiben, daß hinter dem scheinbar absolut mechanischen Getriebe unserer Städte ein ungeheurer Instinkt sich enthüllt, daß die Wirtschaft noch etwas anderes als Wirtschaft, die Politik noch etwas anderes als Politik, die Reklame noch etwas anderes als Reklame, die Technik noch etwas anderes als Technik ist— kurz daß jede unserer vertrautesten und alltäglichsten Erscheinungen sich gleichzeitig als Symbol eines wesentlicheren Lebens erfassen läßt. Diese Kunst, zu greifen, unser Tun und Lassen in wirklicheren Schichten zu bejahen, ist es, in der wir uns üben müssen, wenn wir an unserer Würde nicht verzweifeln wollen.

So ist auch der Gedanke tröstlich, daß sich hinter der Wissenschaft noch etwas *anderes* verbirgt als Wissenschaft.

Von Weininger stammt der eine große Sauberkeit der inneren Haltung verratende Ausspruch, daß der Atheismus, sofern einer nur wirklich an ihn glaubt, religiöser sei als ein gleichgültiger Glaube an Gott.

Ebenso wird die Wissenschaft eigentlich erst fruchtbar durch die *Liebe* zur Wissenschaft, die Erkenntnis fruchtbar durch den Drang, der ihr zugrunde liegt. Das macht den hohen, einzigartigen Wert der Naturen vom Schlage Augustins und Pascals aus: die seltene Verbindung eines feurigen Gemütes mit einem durchdringenden Verstand, der Anteil an jener unsichtbaren Sonne Swedenborgs, die ebenso leuchtend wie glühend ist. Erst wenn das *Herz* die Armee der Gedanken kommandiert, gewinnen Tatsachen und Feststellungen ihren Wert; sie werfen das wilde Echo, den heißen Atem des Lebens ohne Einbuße zurück, weil jede Antwort bereits in der Art zu fragen beschlossen liegt.

Große, fruchtbare Bilder gehören zur hohen Jagd, die der Schar der Techniker, Ausstopfer und Bücherwürmer ihre Reste hinterläßt; sie wollen wie bunte Vögel im Fluge geschossen oder wie blitzende Fische den dunkelsten Gewässern entrissen sein. Es ist der Verstand, der sie apportiert, der ihre Vorstellung übernimmt und sie mit scharfen Zähnen ins Reich des Sichtbaren hinüberzieht. In diesem Sinne, als Schießhund der Seele, ist jede Möglichkeit seiner Züchtung von hohem Wert.

Übrigens spricht sich schon in der Eigenart eines Verstandes sein Grad an Bindung deutlich aus, wie überhaupt alles, was Rasse heißt, nur als seelische Prägung Bedeutung besitzt. Nichts ist unleidlicher als ein Verstand, der keine Rasse hat, als ein Bohèmeverstand, dem es an echten Vorurteilen mangelt und der wie der Verstand der Zeitungsschreiber und ihrer Leser jedem zufälligen Eindruck und jeder Entartung, wie etwa der billigen Versuchung der Ironie, wahllos preisgegeben ist als ein Eckstein, an dem jeder Hund seine geistige Notdurft verrichten darf.

Was ein südliches Meer an Geheimnissen birgt, ist für die an härtere Farben gewöhnten Augen des Norddeutschen von unerschöpflichem Reiz. Auch die Farben der Landtiere, etwa der Insekten, nehmen in heißeren Ländern an Reichtum und Mannigfaltigkeit zu; sie werden greller, metallischer, schärfer gegeneinander abgesetzt und herausfordernder. Aber nur das Meer gibt seinen Bewohnern jene spielende Eleganz und Weichheit der Töne, den irisierenden, bewegten Fluß seltener Gläser, die Harmonie der Übergänge, die wunderbare Zartheit und Innigkeit des Vergänglichen. Diese Farben sind traumhafter, sie gehören eher der Nacht als dem Tage an; sie bedürfen des dunkelblauen Abgrundes zum Schutz. Zuweilen klingen sie in ihren satten, violetten und dunkelroten Flecken, die sich in ein Fleisch brennen, das feinen weißen, rosa oder gelblichen Porzellanarten gleicht, an gewisse Orchideen, wie die Stanhopea, an; aber auch diese suchen ja die gleichmäßige, dunkelgrün dampfende Nacht der dichtesten Wälder auf. Es hat etwas Wunderbares, daß dieser magische Glanz gerade den feinsten, feuchtesten Strukturen des Lebens eigentümlich ist, und so bricht er denn auch aus dem kostbarsten und gefährdetsten Organ des menschlichen Körpers, aus dem Auge, hervor.

Jeden Nachmittag sammelt ein Diener Zettel ein, auf denen man, wie der recht trockene Ausdruck lautet, das *Material* verzeichnet, das man zu sehen wünscht. Hier läßt sich unter der Maske lateinischer Gattungs- und Speziesnamen ausschweifenden Gelüsten frönen, und ich weiß nicht, ob der liebenswürdige Professor Dohrn entzückt sein würde, wenn er dahinterkäme, welch ein Parasit in die Zellen seines wissenschaftlichen Bienenkorbes eingedrungen ist. Jedenfalls besitzt dieses Zettelschreiben seinen Reiz; es erinnert an die Wunschzettel, denen die Kinder vor Weihnachten ihre Träume anvertraun. Die fabelhaften Gebilde, die das Meer in seinen flüssigen Schatzkammern verwahrt, scheinen auch irgendwie für Kinder erdacht, und so konnte Arthur Rimbaud in seinem »Trunkenen Schiff« auch gar keinen

besseren Ausdruck finden dafür, wie sie zu sehen sind, als sein:

> Ich wollte, die Kinder hätten mit mir all die Arten
> Goldner und singender Fische gesehn.

Das Erstaunen ist unser bester Teil; es ist der süße Taumel, der uns über dem Abgrund der Liebe überfällt. Es gibt kein ungetrübteres Glück als das des Erstaunens über Landschaften und Dinge der Natur, als die stille Bildung, die sich vom Gebildeten nährt. Das Vielfältige einfältig zu schauen, hat uns unser Albrecht Dürer gelehrt; sein kleines Rasenstück, sein großes Rasenstück, seine Muttergottes unter den Tieren sind unvergleichliche Zeugnisse dafür.

Wer den »einfältigen Naturgenuß, ohn Alfanz drum und dran« des Matthias Claudius schätzt, der tut freilich gut, sich von den öffentlichen Schausammlungen des Aquariums entfernt zu halten, da es hier seinem absoluten Gegensatz, dem großstädtischen, und insbesondere dem amerikanischen, Gaffen zu entrinnen unmöglich ist.

Dieses ebenso geschäftige wie niederträchtige Durchblättern des großen Kataloges und Preisverzeichnisses aller Dinge der Welt, auf dessen Grunde die Langeweile des Todes verborgen ist, führt meinem alten Zweifel, ob die Amerikaner Menschen sind, neue Gründe zu, einem Zweifel, der sich durch das, was ich die Lutherschen Tischgespräche nenne, nämlich die indianischen Ausführungen eines gewissen Mister Luther aus Chicago, der sich in meiner Pension angesiedelt hat, noch verstärkt.

Der Dampfer der Station ist schon vor Tag unterwegs, und in den Vormittagsstunden wird die Beute in Glasgefäßen und flachen Schalen an die Arbeitsplätze gebracht. Mit feinsten Gazenetzen ist das im Wasser treibende Leben gefischt, der Grundstoff der Fluten des Golfes, der einer reichen, mächtigen Suppenschüssel gleicht — eine Welt von gläsernen Fäden, Stäbchen und Kügelchen. Schleppnetze haben mit

schweren Bügeln die Algenteppiche abgeschoren und sich prall mit dem Mannigfaltigen gefüllt, das auf diesen farbigen Weiden sich liebt und Jagd aufeinander macht. Und immer ist etwas ganz Besonderes darunter, etwas, das man wie die bunte Spitze am Weihnachtsbaum zum ersten Male sieht — ein scharlachroter Ringelwurm von phantastischer Länge, ein feinstrahliger, safrangelber Haarstern, ein durchsichtiges Krebschen, das in einer kleinen Gelatinetonne haust, eine fleischige Flügelschnecke, der Venusgürtel, in dessen Kristallkörper ein grünvioletter Feuerfunke oszilliert. Auch die Befruchtung des Seeigeleies, die sich zu dieser Jahreszeit im warmen Wasser des Golfes myriadenfach vollzieht und bei der sich der Ansatz des Lebens scheinbar als reine Kraftstrahlung in einem hauchzarten, fast unsichtbaren Medium beobachten läßt, ist etwas, das eigentlich jeder Deutsche einmal gesehen haben müßte.

So ein Raum, in dem das Leben in vielen Formen versammelt ist, drängt den Vergleich mit der Werkstatt eines Uhrmachers auf, in der große und kleine Zeiger über hundert bemalte Ziffernblätter gehen. Zur Verwaltung des Raumes gesellt sich die der Zeit; der einfache Rhythmus, in dem der Schirm einer Qualle sich spannt und schließt, ja selbst das Pulsieren jener winzigen Flüssigkeitströpfchen in den einzelligen Tieren besitzt etwas ungemein Überzeugendes. Atmung und Kreislauf haben ihren Takt, die Stunden, in denen es zu zeugen und zu sterben gilt, sind eingeritzt; jedes kleinste Wesen trägt das ganze Gesetz in sich und ist in seiner Verantwortung unmittelbar. Jedes dieser Pendel, ob es nun lang ausholt oder kurz, schwingt in dem Punkte, der das Zentrum aller Zeiten ist. Daher verleiht es ein Gefühl der Sicherheit, vom Ticken der Lebensuhren umgeben zu sein, wie vergänglich sie auch sind; und ich teile den Geschmack des Fürsten von Ligne, dieses liebenswerten Ritters und Kriegers von Geblüt, der auf seinen Schlössern, auf deren Firsten Ketten von Tauben rasteten, von weiten Parks umringt sein wollte mit von Genisten erfüllten Gebüschen, mit dicht be-

lebten Weideplätzen, mit von Bienen und Schmetterlingen wimmelnden Blumenbeeten und mit Teichen, deren Spiegel unaufhörlich unter dem Aufschlage fetter, schnellender Karpfen erzittern sollte.

Es gibt für Versteinerungen in tieferen Schichten einen Grad des Druckes, der ihre Form in ganz besondere Klarheit preßt, der sie jedoch, nur um ein geringes gesteigert, schnell und gründlich zerstört. So findet man zuweilen, dicht neben ausgeprägten Abdrücken von Muscheln oder Pflanzen, im Gestein verworrene Einsprengungen als Zeugnisse einer zerpulvernden und scheinbar ganz übergangslosen Vernichtung der Form.

Unter einem solchen, sehr einseitig gerichteten, Druck stand das Verhältnis des in den großen Krieg hineinwachsenden Geschlechtes zur Wissenschaft. Die letzten schwächlichen Einwände gegen die Vorherrschaft der wissenschaftlichen Fragestellung schienen durch die Väter längst so gründlich zurückgewiesen, daß es nicht lohnte, sich noch mit ihnen zu beschäftigen; ebenso hatte der Siegeszug der wissenschaftlichen Methode alle Widerstände überströmt.

In diesem mathematischen, von der trockenen und angesäuerten Luft der Laboratorien erfüllten Raume schien es dem Werdenden ganz undenkbar, *nicht* in der Richtung des Fortschrittes zu gehen. Die fast vollständige Unterstellung aller Formen des Lebens unter die Entscheidungen des Verstandes wurde gesteigert durch eine Art von aufrührerischer Sittlichkeit, die aus den Gebieten der Kunst, der Politik und der Gesellschaft, die sich ihrerseits drängten, sich zu einem möglichst unmittelbaren Echo der wissenschaftlichen Erkenntnis zu machen, auch auf die Schulen ausstrahlte. Sie konnte ihren Eindruck auf die Jugend nicht verfehlen, die stets die Quellen der Bewegung nur im Bewegten, nicht auch im Ruhenden zu erfassen imstande ist. Und wirklich, wenn es auch kaum noch zu kämpfen galt, so war doch hier allein der Klang der Hörner zu hören, die zur Verfolgung

der letzten Versprengten riefen, denen freilich mit billigen Stößen der Garaus zu machen war.

Der Tag, an dem während einer Bahnfahrt nach dem Schwarzwald mir ein älterer Kamerad eines jener Bücher in die Hände drückte, die sich mit der Lösung der Welträtsel beschäftigten, scheint mir bemerkenswert. Es ist nicht der sachliche Inhalt, der in der Erinnerung geblieben ist, sondern ein gewisser grimmiger und angriffslustiger Humor gegen ich weiß nicht was, der hinter den Argumenten lauerte und den auch ich beim Lesen empfand. In dieser Weise drängte sich viel heran und wurde mit einer seltsamen Begierde aufgenommen: Romane französischer, flämischer und nordischer Naturalisten, das soziale Drama, das kritische Sittenstück, die kultischen Ansprüche der Volkswirtschaftler, Astronomen, Zoologen und Chemiker.

Ohne Zweifel bestand der Genuß, den diese Beschäftigungen erweckten, im unbewußten Behagen an einer sich der Formen einer scheinbaren Ordnung bedienenden Anarchie, die kälter und strenger als die des Herzens war. Sie wurde von den Vertretern der Autorität mit Wohlwollen betrachtet, von patenten Oberlehrern, eingeschworen auf das Dogma der großen Heidelberger Scheidekünstler und Jenenser Biologen, und von Vätern, die bei Tisch auf den Unsinn der humanistischen Gymnasien schimpften und denen, wie jede Bindung, längst auch die einer tieferen erzieherischen Verpflichtung lästig geworden war.

Es ist nun zwischen der Anarchie des Verstandes und der des Herzens ein großer Unterschied. Der Verstand wird in demselben Maße, in dem er vernichtet, unfruchtbar, da er sich der Inhalte beraubt, die seiner Tätigkeit Nachdruck verleihen. Umringt von zertrümmerten Werten, verliert er seine Gültigkeit; nichts als der öde Triumph entleerter Maße, nichts als die tödliche Herrschaft der Zahlen bleibt zurück.

Für das Herz dagegen gilt der alte Spruch, daß den Unerschrockenen die Ruinen nicht verschütten können. Auch ihm ist der Drang nach Vernichtung eingeboren, doch wenn

es sich auch von allem abscheidet, was es umgibt, und die Werte in seinem eigenen Schmiedefeuer verbrennt, so bleibt ihm doch immer jener unsichtbare und nicht zu fassende Wachstumspunkt, von dem aus der Aufbau neu und wunderbar beginnen kann. So bildet sich um den heiligen Antonius mitten in chaotischen Wüsten eine mächtige Welt, von Himmeln und Höllen umspannt, reicher, wilder und geheimnisvoller als jede wirkliche Welt. Das gläubige Gemüt war sich dieses unaussprechlichen Rangunterschiedes wohl bewußt. Es liegt eine tiefe Überzeugung von der Aristokratie, vom unverleihbaren Uradel der Seele in einer Anschauung, die ein winziges Kloster, in das ein Heiliger sich zurückgezogen hat, von Legionen von Dämonen umlagert und von Heeren von Engeln verteidigt werden läßt, während daneben eine riesige Stadt, von der Geschäftigkeit der Millionen erfüllt, ganz unbeachtet bleibt. Es ist dieselbe Überzeugung, die in der heroischen Welt, wie sie im Nibelungenliede oder in den Gesängen Ariosts zum Ausdruck kommt, einen einzigen Ritter sich einer ganzen Armee von Bewaffneten entgegenstellen läßt als Symbol, daß die Zahl dem Werte gegenüber ohne Bedeutung ist und daß der Wert über jede Vernichtung triumphiert.

Sicherlich trugen die guten Kräfte jener Generation, die so bald in schreckliche Einöden und flammende Wüsten verschlagen werden sollte, sowohl den Drang zur Zerstörung wie den magischen Wachstumspunkt in sich. Sicherlich tauchte ein anarchischer Trieb des Herzens ihre Seele in das Element der Unruhe und Gefahr, das von Anbeginn in ihrem Horoskope verzeichnet stand. Aber wo hätte diese Unrast einen Angriffspunkt finden können inmitten der Sicherheit und Zweifellosigkeit der peinlich durchkonstruierten Welt, in die hineinzuwachsen sie im Begriffe standen? Hier sah sich jede Unzufriedenheit mit Notwendigkeit in den leeren Raum verbannt, wenn sie nicht die Mittel des Verstandes für sich in Anspruch nahm und sich in den Rüstkammern der Wissenschaft bis an die Zähne bewaffnete. Und so entstand das

sonderbare Bild, daß junge Leute, durch ein geheimnisvolles Walten für die heiße und grausame Welt des Abenteuers bestimmt, sich vorbereiteten, in die Mauern der Bibliotheken Bresche zu schlagen und sich in die weißen Arbeitsmäntel der wissenschaftlichen Institute zu panzern — in der festen Überzeugung, auf dem Wege ins vorderste, schärfste Treffen zu sein.

Ja — und *waren* sie es nicht trotz alledem? Schließlich ist der Verstand ein Mittel wie jedes andere, und in einer Welt, der nur die Mathematik von Bedeutung schiene, würden neue Lehrsätze von unerhörter Kühnheit die gegebenen Handhaben des Umsturzes sein. Wie man, sofern man es nur will, mit jedem Kieselstein, der zufällig am Wege liegt, einen Mord begehen kann, so wird jedes Feldzeichen gefährlich, wenn es das Herz ist, das es entrollt.

So begannen wir das seltsame Schauspiel zu ahnen, das sich bereitet, wenn Blut in einen erstarrenden Mechanismus schießt. Sein erstes Symbol war der Krieg, in dem die Materie in ihrer tödlichsten Herrschaft triumphierte und in dem gleichzeitig das Blut der Jugend eine Verantwortung nach der anderen auf sich lud — in dem sie beide sich gegenüberstanden, um sich ihren Sinn zu entziehen, und sich doch durchdrangen wie Ströme von flüssigem Metall. In diesem unvergleichlichen Ereignis, dessen Folgen noch unübersehbar sind, wurde jener Grad des Druckes erreicht, der eine alte Ordnung, eine versteinerte Form des Lebens zu Pulver zersprengt.

Seien wir uns darüber klar, daß das, was dieses Geschlecht damals so jubelnd begrüßte, ebensosehr die innere Aussicht auf Zerstörung wie die auf Wachstum war. Hier riß das Schicksal einen kürzesten und gefährlichsten Weg auf zu dem, was von Anbeginn notwendig in ihm beschlossen lag.

Es ist im einzelnen nicht ohne Reiz zu beobachten, wie man die Lasten auf andere Schultern legt. Gerade die Über-

gänge verraten etwas sehr unter Zwang Stehendes; einerseits sucht sich das Leben noch auf die gewohnte Weise zu motivieren, andererseits sind es sehr neuartige Dinge, die es zu treiben beginnt. Es ist nur der Akzent, der sich verschiebt, aber schließlich macht der Ton die Musik; und wenn etwa ein Zoologe plötzlich im höchsten Maße von Mutationen statt von Variationen gefesselt zu werden beginnt, so setzt das bereits eine umfassende Zerstörung voraus.

So schließt man in aller wissenschaftlichen Harmlosigkeit und in der exakten Haltung von Beamten, die ihre Kontrolluhr stechen, recht dunklen und längst zum Hauptportal hinausgejagten Existenzen die Hintertüren auf. Ohne Zweifel dringt ein peinlicher Hintertreppengeruch langsam bis in die Staatsgemächer vor — aber was besagt das viel? Neue Zeiten pflegen sich unter der Kapuze einzuschleichen; die Hintertreppe ist ihr gegebener Weg, und an den Tagen der Bastillestürme ist alles Wesentliche längst geschehen.

Solche Zeiten des Überganges erfüllen den Lebensraum mit einem starken und anregenden Parfüm, das Fäulnis und Fruchtbarkeit zu einer seltsamen Einheit mischt. Dieser Geruch ist dem des Seetangs verwandt, den das Meer in lichtgrünen Gespinsten, in schwarzen Büscheln und glasbraunen Trauben über die Strandlinie wirft als Bett, auf das es die bunten Opfer seines Überflusses streut. Vieles geht dort dahin, und der Wanderer sieht seinen Weg von Verwesung gesäumt. Er sieht die weißen, zarten Leiber der Fische von der Zersetzung gebläht, den Seestern von den Spitzen seiner leuchtenden Zacken her zu mißfarbigem Leder verdorren, den geschwungenen Rand der Muschel klaffend aufspringen, um den Tod zu empfangen, und die Quallen, diese treibenden Prunkaugen des Ozeans mit ihrer goldflimmernden Iris, so gänzlich dahinschwinden, daß kaum ein trockenes Schaumhäutchen von ihnen bleibt. Dennoch wird all dieses ständig von den spitzen, salzigen Raubtierzungen des Meeres beleckt, die nach dem Blutstoff zu spüren scheinen, um ihn wieder einzuschlürfen. Dieses Tote

ist den Quellen des Lebens verbunden, und daher ist sein Geruch dem männlichen Geschmack vertraut. Es ist nicht der Aashauch der reinen Verwesung, der schwül und drohend über den Schlachtfeldern lagert, die der Krieger verlassen hat. Wohl fällt auch hier, wenn die See in der Ferne summt wie eine der großen Muscheln, die wir als Kinder vom Kaminsims nahmen, um daran zu horchen, und deren rosafarbene Haut die fetten blauen Stockflecken einer seltenen tropischen Krankheit zu treiben schien — wohl fällt auch hier die Nähe des Todes jenen Tropfen Mohn ins Blut, der schwermütig und träumerisch stimmt und den dunklen Maskenzug der Vernichtung beschwört. Doch dafür trifft auch der Strahl des Lebens dreimal leuchtend das Herz wie aus dem geheimnisvollen schwarzen Stein, der rote Blitze schießt. Dies ist die krause Witterung des Fleisches, mit den beiden großen Symbolen des Todes und der Zeugung belehnt und daher wohl würdig, den Grenzgang zu würzen zwischen Festland und Meer.

So ist, was durch die Kraft einer Zeit über die Strandlinie der Erscheinung gehoben wird, dem Untergange geweiht. Der Punkt, an dem die Welle zurückströmt, offenbart die stärkste Prägung der lebendigen Form. Schon sind die feinsten Züge der Bildung sichtbar und so in sich geschlossen, daß jeder weitere Strich zuviel sein würde, und doch ist das Ganze noch eingehüllt in den flüssigen Schimmer des lebendigen Elements. Doch die Anziehung der Tiefe saugt das Leben von seinen Ausschweifungen zurück; und hier, nicht anschließend an ein Ende, sondern unmittelbar an einen Höhepunkt, beginnt das Künftige.

Die Arbeit dieses Künftigen, geleistet nicht etwa durch die Anstrengungen einer menschlichen Generation, sondern durch ein kosmisches Walten, das wunderbar und daher unerklärlich ist und das sich dieser Generation bedient, drückt sich zunächst als Vernichtung aus. Das bewegende Element, die Lebenskraft im tieferen Sinne, ihrerseits wiederum durch das Wunderbare bewegt, zieht sich ab von ihren

zeitlichen Bildungen, und der Hauch der Verwesung steigt auf. Aber da nun dieses Wesentliche, dieser Zusammenhang mit der Tiefe, aus den Bildungen scheidet, so bleiben sie nicht als Bildungen, sondern als Abbildungen zurück, so wie die Meereswelle nur die Panzer der Seeigel, die bröckelnden Schalen der Muscheln und den faden Schaum der gläsernen Tiere hinterläßt. Daher geschieht niemals, was ja auch völlig sinnlos und somit unmöglich wäre, Fäulnis im wesentlichen Kern. Ihr Dunst verrät wohl, daß das Leben stirbt; aber er verrät zugleich, daß es den rettenden Rückzug zur mütterlichen Tiefe gefunden hat. Dort, in den dunklen Zonen einer chaotischen Fruchtbarkeit, rüstet es zum neuen Vorstoß in die Zeit, dort, in der wärmeren Nähe des Wunderbaren, zeugt es die glänzenderen Urbilder, um sie wiederum als Bilder über die Barrieren der Erscheinung zu schleudern.

Es kann dem, der diese Flut und Ebbe, diese wilde Bewegung und diese noch bewegtere Stille des Lebens auch in sich lebendig fühlt, ihr Wirken in allen Zeiten und Räumen nicht verborgen bleiben. Gegenüber der unendlichen Spannung, vor der in einem frommen Herzen das Zeitliche verblaßt, bedeutet die Spannung zwischen zwei aufeinanderfolgenden Jahrhunderten ja nicht viel, noch weniger die zwischen Generationen oder gar zwischen Einzelnen. Und doch nimmt der Einzelne in seinen Konflikten, wie wenig oder viel sie bedeuten mögen, an all diesen Spannungen teil — nur in ihnen und durch sie kann er sich über das klar werden, was er sein Jahrhundert zu nennen liebt. Denn irgendwie fühlst du dich in dieser Zeit von einer wütenden Unruhe ergriffen, die größer, schmerzlicher und reicher an Hoffnung ist, als daß sie sich auf ein Einzelschicksal beziehen könnte.

Die Lage, in der sich unser Instinkt zurechtzufinden hat, ist immer noch die, daß die Abbilder der Werte eines durch verstandesmäßige Erkenntnis beherrschten Jahrhunderts das einzig Sichtbare sind, während das Leben bereits unter der

Bannkraft neuer, verborgener Urbilder steht. Dies bringt die gültigen Ordnungen und die sich immer dringender anmeldenden Werte in einen Gegensatz, der noch heute nicht entschieden ist.

Dieses Jahrhundert gleicht uns sehr. Obwohl es in seiner Wiege bereits eine Reihe von Schlangen erdrückte, ist es doch mit dreißig Jahren in bezug auf sein Bewußtsein noch ein Kind. Wir alle könnten unser Schulgeld zurückverlangen, insbesondere der vierte Stand, dem seine Lehrmeister ein geradezu hoffnungsloses Autoritätsbewußtsein mitgegeben haben. Wie soll einer Bäume ausreißen, der nicht auf den Rasen zu treten wagt.

Mit stereoskopischem Blick betrachtet, bietet etwa der späte Darwinismus, der noch auf unsere Jugend entscheidende Schatten warf, ein seltsames Bild. Auf der einen Seite erscheint er als Anstrengung des wissenschaftlichen Willens in seiner emsigsten Tätigkeit, bereit, das Leben nicht nur zu erklären, sondern es gänzlich auszufüllen und in den letzten seiner Bezirke einzuströmen.

Vom andern Pole aus jedoch überrascht ein phantastisches Spiegelbild: das Leben, vordringend in den wissenschaftlichen Raum, um sich mit dem Geschrei der Märkte, dem Haß der Blutsgemeinschaften und dem Toben politischer Kämpfe in ihm anzusiedeln. Das Ganze ist ein magischer Vorgang von hohem Rang, nur vergleichbar mit gewissen aus dem Dunkel von Träumen auftauchenden Masken, deren Ausdruck sowohl tödliche Starre wie dämonische Bewegung zu spiegeln scheint.

Der Zweifel, dessen bissige Meute das Leben von seiner eigentlichen Bühne in immer höhere und gefährlichere Ränge hetzt, bis es sich in eisige, luftleere Räume verschlagen sieht. Doch während hier sein Formenschatz in den Abgrund stürzt, schwingt sich das, was diesen Schatz zu schaffen ver-

mochte, mutig hinaus zur Herrschaft über ein neues Element — und wer weiß, ob hinter dem Ganzen nicht von vornherein die Sehnsucht zum Fluge lebendig war?

Da die Einzelnen sich darauf angewiesen sehen, in den vorhandenen Formen um die neuen Werte zu kämpfen, so schleppen sie, ohne es zu ahnen, in die Welt dieser Formen die Zersetzung ein. Aber, wie gesagt, geschieht Fäulnis niemals im wesentlichen Kern; und eine Untersuchung, auf welchen Wegen und Umwegen sich das wertvolle Leben rettet aus diesen unsichtbaren und tödlichen Mikrobenschlachten zwischen zwei Zeitaltern, würde ein lohnendes Schauspiel bieten. Jedes Sterben findet auf der Schattenseite des Lebens statt, wie jedes Leben sich vom Tode ernährt.

Ohne Zweifel sind die Psychologen diejenigen, die heute am wenigsten über die Seele auszusagen imstande sind, es sich aber zur Ehre anrechnen dürfen, durch ihre Tätigkeit allein den Bestand aller vier Fakultäten zu jenem Gedankenpuder zu zerreiben, der wie eine dichte Gipswolke die Trümmer des 19. Jahrhunderts verbirgt.

Wie geschäftig sperrt man der Scharlatanerie, den verspäteten Cagliostros und Saint-Germains, die Torflügel auf. Dies ist die Stunde, in welcher der Arzt und der Quacksalber sich in der Türe begegnen, die Stunde entre chien et loup.

Strindberg, der sich mit dem Falle Dreyfus und der Goldmacherei beschäftigt — ein gutes Beispiel für eine Haltung, die auf der gefährlichen Schneide zwischen zwei Zeitaltern steht.

*Zinnowitz*

Im dichten Gestrüpp hinter der Düne, das durch seine Üppigkeit erstaunt, erbeutete ich auf meinem gewöhnlichen Spaziergange ein glückliches Bild: das große Blatt einer Zitterpappel, in das ein kreisrundes Loch gebrochen war.

Bei näherer Betrachtung schien von seinem Rande ein dunkelgrüner Fransensaum herabzuhängen, der sich als ein aus einer Reihe von winzigen Raupen bestehendes Gebilde entpuppte, die sich nur mit den Kiefern am Blattmark hielten. Es mußte hier seit kurzem ein Schmetterlingsgelege ausgekommen sein; die junge Brut hatte sich wie ein Feuerbrand des Lebens auf ihrem Nährboden ausgedehnt. Das Seltene dieses Anblickes bestand in der fast absoluten Schmerzlosigkeit der Zerstörung, die er vorspiegelte; so machten jene Fransen den Eindruck herabhängender Fasern des Blattes selbst, so daß gar nichts an Substanz verlorengegangen schien. Hier war es so augenscheinlich, wie die doppelte Buchführung des Lebens sich abgleicht; ich mußte an den Trost Condés denken, den er dem über die sechstausend Gefallenen der Schlacht bei Freiburg weinenden Mazarin spendete: »Bah, eine einzige Nacht in Paris gibt mehr Menschen das Leben, als diese Aktion gekostet hat.«

Ich habe für diese Haltung der Schlachtenführer, die hinter der Verbrennung die Veränderung sieht, immer viel übrig gehabt, wie für jede Haltung, die dem Menschen einen Wert zumißt, gleichviel ob dieser Wert fast nichts oder fast alles umfaßt, weil sowohl die eisige wie die feurige Luft der so geschätzten Stalltemperatur gleich unzuträglich ist. So empfinde ich ein inniges Vergnügen bei dem Gedanken an das für Chateaubriand so ärgerliche Wort von der Consomption forte, vom starken Verzehr, das Napoleon zuweilen in jenen für den Feldherrn untätigen Augenblicken der Schlacht zu murmeln pflegte, in denen alle Reserven auf dem Marsche sind, während die Front unter Kavallerieattacken und dem Beschuß der vorgezogenen Artillerie wie unter einer Brandung von Stahl und Feuer zerschmilzt. Das sind so Worte, die man nicht missen möchte, Fetzen von Selbstgesprächen an magischen Schmelzöfen, die glühen und zittern, während im rauchenden Blute der Geist in die Essenz eines neuen Jahrhunderts überdestilliert.

Vergegenwärtigen wir uns aber, daß diesen Gipfeln einer

prächtigen Unbarmherzigkeit die doppelte Höhe zukommt, insofern sie der Tiefebene einer immer feineren und schmerzlicheren Empfindsamkeit entwachsen? Das Leben, das sich an die Tafel setzt, um seine eigenen Herzstücke zu verzehren — das ist auch ein Bild unserer selbst. Der Wille zur Macht, auf seinem schrecklichen Wege durch einen peinlichen Willen zur Wertung kontrolliert, der das Maß der angerichteten Zerstörung nachrechnet und sie in ihrer vollen Schmerzlichkeit vor das Bewußtsein zu bringen sucht — in diesem Bestreben, Raupe und Blatt zu gleicher Zeit zu sein, habe ich kurz nach dem Kriege das quälende Anzeichen der Unsicherheit unserer Ansprüche gesehen. Aber schon die Tatsache, daß dieser Chorus anklagender Stimmen sich nicht überhören läßt, daß jede einzelne von ihnen verarbeitet werden will, muß stutzig machen. Und wirklich verhält es sich ja auch nicht so, daß das Mitleid, die Humanität, kurz die Nerven im feineren Sinne, der Stoßkraft des Blutes Abbruch tun, sofern diese nur vorhanden ist. Es ist keine Kraftverminderung, die sich hier ergibt, sondern eine unerhörte Steigerung des Abstandes und der Gefährlichkeit. Der Fürst von Ligne: »Mit dem Vergnügen des Soldaten und dem Schmerze des Philosophen sah ich zwölfhundert Bomben in die Luft steigen, die ich auf jene armen Teufel abzuschießen befohlen hatte.« Man muß die Messer des Schmerzes am eigenen Leibe fühlen, wenn man mit ihnen sicher und kaltblütig operieren will; man muß die Münze kennen, mit der man bezahlt. Daher fallen auch an den herrlichen Kriegerköpfen, die die Bildhauerei und Erzgießerei uns erhalten haben, so oft die geheimen Siegel des Schmerzes auf. Das heroische Gemüt, das sich verpflichtet fühlt, keiner Belastung auszuweichen, darf auch diese nicht scheuen. Eine Idee, die nicht begierig ist, jede Möglichkeit der Verantwortung an sich zu reißen, gleicht einem Gebäude, das man zu unterkellern vergißt.

Gerade dies, das Ausweichen vor der Verantwortung dort, wo sie ernsthaft zu werden beginnt, und das Billige

der Erfolge, die heute zu ernten sind, hat mich die politische Tätigkeit sehr bald als unanständig empfinden lassen. Welche Mauselöcher der Verantwortungslosigkeit stellen die Parteien dar in einer Zeit, in der die Werte bei Tag und Nacht auf der Goldwaage zittern sollten, und wie dankbar muß man den jungen Leuten sein, die sich vor einer jedem entschlossenen Herzen unerträglichen Niederträchtigkeit hinter die Mauern der Gefängnisse zurückgezogen haben. Man kann sich heute nicht in Gesellschaft um Deutschland bemühen; man muß es einsam tun wie ein Mensch, der mit seinem Buschmesser im Urwald Bresche schlägt und den nur die Hoffnung erhält, daß irgendwo im Dickicht andere an der gleichen Arbeit sind.

Wir besitzen in der Welt den Ruf, daß wir Kathedralen zu zerstören imstande sind. Das will viel heißen zu einer Zeit, in der das Bewußtsein der Unfruchtbarkeit ein Museum neben dem andern aus dem Boden treibt. Und wirklich, wenn man mit schärferen Gläsern schaut, wenn man sich durch die scheinbare Schmerzlosigkeit der Vorgänge nicht täuschen läßt, muß man erkennen, daß wir uns bemühen, eines hohen Grades der Schonungslosigkeit würdig zu werden. Man muß erkennen, daß wir uns bemühen, uns Schmerz zuzufügen, und daß wieder wie im 15. Jahrhundert der Rauch der Scheiterhaufen über der Landschaft steht. Wir, deren Sprache die meisten Fremdworte zu ertragen vermag, haben nicht nur dem Osten und Westen weit die Tore geöffnet, sondern jedem Raum und jeder Zeit, die für uns erreichbar sind. Dies alles gleicht der peinlichen Frage der alten Kriminalordnung, und wer könnte etwa die eschatologische Welt Dostojewskis anders an sich herantreten lassen als mit Zähneklappern — mit der Furcht, keine Antwort zu finden, deren Unbarmherzigkeit dem Maße des angetanen Schmerzes entspricht. Die Beschäftigung des Deutschen zu dieser Zeit ist die, von allen Ecken der Welt Material herbeizuschleppen, um den Brand zu nähren, den er unter seinen Begriffen gestiftet hat. So ist es denn kein

Wunder, daß alles, was brennbar ist, in vollen Flammen steht.

Über das Schreckliche dieses Vorganges, der sich im menschlichen Bestande vollzieht, läßt sich eigentlich nur mit ganz jungen Menschen sprechen — mit besonders gefährdeten, mit solchen, deren Seele viel Zündstoff besitzt. Er hat nichts Problematisches, sondern im Gegenteil etwas sehr Notwendiges, unter Zwang Stehendes, und so gibt es nichts Unangenehmeres als den deutschen Literaten, der sich ihm mit seinen Fragestellungen des 19. Jahrhunderts, vor allem mit dem antiquierten Begriff der individuellen Freiheit zu nähern sucht. Den in unseren Städten so Zahlreichen, die wie ausgebrannte Krater sind, so daß sie fast der leisesten Bewegung unfähig scheinen, kann gar nicht geholfen, ihnen kann nichts abgenommen werden. Es gibt Schmerzen, die notwendig sind, und es gibt eine tragische Disziplin, zu der jeder sich selbst gegenüber verpflichtet ist. So kann man nur wünschen, daß die Zerstörung sich so langsam vollzieht, daß das Neue nachzuwachsen vermag, ähnlich wie im medizinischen Sinne eine Verbrennung überstanden werden kann, wenn nicht über ein Drittel der Haut auf einmal verlorengegangen ist. Dies ist auch der Wert der Reaktion, des retardierenden Momentes im ganzen wie im einzelnen. So liegt eine Möglichkeit der Erholung darin, daß in Zeiten intensiver Wandlung die Politik von mittelmäßigen und veralteten Köpfen geleitet wird, daß in der Wissenschaft die statischen Systeme noch Verfechter finden, daß dem Bürger die Normen nicht verlorengehen, denn auf diese Weise erhält sich eine Art von künstlichem Horizont, mit dessen Hilfe die verwirrenden Gestirne einer neuen Wirklichkeit notdürftig zu fixieren sind.

Klärt nicht auch die Tatsache, daß der Mensch dabei ist, seinen Bestand zu verbrennen, die sehr merkwürdige Stellung unserer Jugend auf? Da sich in ihr dieser Prozeß am heftigsten vollzieht, steht sie sehr schutzlos, sehr vereinsamt da. So ist es bezeichnend, daß sie in den Städten im eigent-

lichen Sinne des Wortes gar nicht wohnberechtigt ist und in den Häusern, die die Eltern vor dem Kriege erbauten, ihr Obdach suchen muß. Ebenso ergeht es ihr in den Berufen, in den wissenschaftlichen Disziplinen, in der Politik, im Moralischen — es mangeln ihr die Wände und harten Schalen, daher richtet sie sich in den vorhandenen notdürftig als Untermieter ein.

So entsteht das Bild von Kriegern, die in Bürgerzimmern kampieren, oder von Explosivstoffen, die in den Fächern von Krämerläden gelagert sind. Höchst merkwürdige Erscheinungen bilden sich so heraus, etwa von Mystikern, die sich der fachwissenschaftlichen Terminologie des 19. Jahrhunderts bedienen, von Revolutionären innerhalb konservativer Parteien, von Anarchisten, die allem Anschein nach auf dem Gebiete der Astrophysik oder der Atomtheorie produktiv tätig sind.

In der Summe dieser Vorgänge zeichnet sich die geheime Mathematik des letzten Krieges nach: Der scheint am meisten gewonnen zu haben, der am meisten verloren hat. Alle Menschen und Dinge dieser Zeit drängen einem magischen Nullpunkt zu. Ihn passieren, heißt der Flamme eines neuen Lebens ausgeliefert zu sein; ihn passiert zu haben, ein Teil der Flamme zu sein.

*Paris*

Recht spät nach dem Kriege habe ich einmal wieder die französische Grenze überschritten, oder diesmal überflogen, um etwas nachzuholen, was ich schon lange als Versäumnis empfunden habe, nämlich um Paris zu sehen.

Während des Fluges machte ich die Beobachtung, daß der reine Passagier eigentlich unbefangener reist als einer, der sich selbst einmal bemühte, einen dieser stählernen Vögel zu bändigen — allerdings recht ungeschickt, wie mein sehr exakter Lehrmeister meinte, der mit kaum zwanzig Jahren schon seine dreißig Gegner heruntergeschossen hatte und

der den Besitz des blaugoldenen Strahlenkreuzes für die beste Legitimation einer höheren technischen Einsicht hielt. So war ich in meinem bequemen Polster nicht ganz vom fatalen Gefühl des Auguren frei, der weiß, daß Vorgänge wie Start und Landung vorläufig noch keine automatischen Ereignisse, sondern von den Feinheiten des Temperamentes abhängig sind, und der geneigt ist, in dem betonten Luxus der Kabine doch mehr den raffinierten Anstrich der Sicherheit als die Sicherheit selbst zu erblicken. Demgegenüber besaß der einzige Mitreisende, ein Industrieller, mit seinem Frühstücken und Aktenlesen eine beneidenswerte Selbstverständlichkeit und gab so mir wiederum Gelegenheit, über mein Lieblingsgebiet, den verwickelten Traumzustand der modernen Zivilisation, diese und jene Betrachtung anzustellen.

Am Hohen Ast strich ein Zug von Graugänsen in einsamem Ruderfluge an uns vorbei. Dies war ein gutes, heroisches Bild, ein Ausdruck der tragischen Kälte, der großen Entfernung zwischen dem Lebendigen — gleichsam eine Begegnung mit der Kreidezeit.

Zum ersten Male und mit gemischten Gefühlen sah ich wieder die Front. Noch schien für einen Augenblick der stechende Explosionsdunst vorbeizuziehen, der unmittelbar vor dem Angriff aufkräuselte, aber dies alles ist uns noch zu nah, zu wirr und den namenloseren Gültigkeiten des Mythos noch zu fern. Mich zieht wenig an diese Stellen zurück, die der museale Trieb unserer Zeit für die amerikanischen Vergnügungsreisenden konserviert und an denen sicher das ekelhafte »Here you can see — — —« ertönt, das mir den Aufenthalt auf dem Forum Romanum zuwider machte. Was liegt an diesen Räumen — wir haben dort entschiedener gelebt als im Raume und in der Zeit. Daher werden mir auch alle Lichtbilder aus dem Kriege immer mehr verhaßt, wie denn überhaupt die Photographie einen der unangenehmsten Versuche darstellt, dem Zeitlichen eine unziemliche Gültigkeit zu verleihen — als Schöpferin materieller

Abbilder, die den dunklen Strahlen der geistigen Sonne, von der Swedenborg spricht, entzogen sind.

Lieber wüßte ich die Ruinen in der Einsamkeit riesiger Wälder verloren, in deren Dickicht man sich selten verirrt, lieber die Erinnerung an die Stimme eines erschlagenen Sängers geknüpft, gleich der Volkers in König Etzels glühendem Saal, in dem man das rauchende Blut aus Helmen trank, lieber noch dies alles hinabgesunken in eine jener Sagen von ewiger Fruchtbarkeit — vom schrecklichen Aufstand irgendeines Giganten Chthonios oder von einer Ausgeburt des chaotischen Meeres, einem schwarzen Stier, der mit feuersprühenden Nüstern die zitternden Flanken Europas besprang.

So war ich eigentlich froh, daß dort unten die Gräben mit ihren Schulterwehren nur noch als matte weiße Bänder schimmerten, deren Spur der Pflug bald ganz verwischt haben wird, und daß die Dörfer wieder in ihrer friedlichen Ordnung schienen, allerdings ein wenig amerikanisch, wie auf Bestellung serienweise aus dem Boden gestampft, jedes mit einer sauberen Kirche aus Ankers Steinbaukasten im Mittelpunkt. Zerstörung war auf dieser Route wenig mehr zu sehen; es scheint uns auch selbst das Talent zu mangeln, so rechte Ruinen zu schaffen wie etwa Karl der Kühne von Burgund, einer meiner Lieblinge, der auf seinen Märschen gegen das Paris Ludwigs XI. mit seiner Garde wackerer Bogenschützen in manchem dieser uralten Nester gerastet haben mag.

Einige bereits dicht mit Brombeerranken versponnene Schützenlöcher riefen die Erinnerung am lebhaftesten wach, und als gleich darauf andere erschienen, aus denen die Erde nach Osten geworfen war, wußte ich, daß ich noch niemals so bequem über das Niemandsland hinweggekommen war. Auch daß es ein französischer Pilot war, der mir dazu verhalf — denn wir hatten in Köln die Maschine gewechselt —, schien mir nicht ohne Reiz.

Als mir das durch den Sinn fuhr, hatte ich wieder ein-

mal Gelegenheit, mich selbst zu begrüßen, wenn ich einen seltsamen Zustand so nennen darf, der keinem Menschen ganz unbekannt sein wird. Ich meine die Beantwortung von Fragen, die man sich einmal, vor Jahren, stellte und für die man später, in einem entwickelteren Zustande, die Antwort hat: Im Augenblicke der Erinnerung tritt man sich gleichsam selbst in zwei Personen, in der des Fragenden von früher und in der des Antwortenden von heute, gegenüber; und ein Gefühl der Rührung löst sich aus, dessen Sinn wohl in dem Mitleid besteht, mit dem man sich so aus dem dunklen Strome der Zeit auftauchen sieht und aus zwei kleinen Lichtpunkten ermißt, wie sehr man doch ins Ungewisse verschlagen ist.

Damals, dort unten, im Fegefeuer, wenn der nächtliche Grabendienst gar kein Ende nehmen wollte, dachte ich oft, halb im Fieber an meine Schulterwehr gelehnt und die rechte Hand auf den groben Knauf der Leuchtpistole gestützt, wie denn dies alles enden würde, welchen verborgenen Zielen es zutriebe, und der große Bann schien mir so stark, daß ich mir eine künftige Welt des Friedens gar nicht vorstellen konnte. Eine Bemerkung La Bruyères, auf die ich später stieß, drückt es aus: »Wenn das Volk in Bewegung ist, begreift man nicht, wie die Ruhe wieder einziehen könnte; und wenn es friedlich ist, sieht man nicht, wie sie aufhören könnte.«

In diesen Nächten schien kein Entrinnen möglich, man war auf den Grund eines Brunnens versenkt, in den nicht der schwächste Fixstern hinunterleuchtete; die tiefe, finstere Schlucht des Grabens besaß etwas Erdrückendes. Und hier schien es mir eigentlich nicht so schrecklich, fallen zu müssen, als vor dem Schlusse des letzten Aktes aus einem Stücke auszuscheiden, bei dem man doch mit Leib und Seele Mitspielender war — als so aus dem Dunklen ins Dunkle zu gehen. Dieses Gefühl verließ mich nie ganz, jede Möglichkeit einer Lösung schien mir absurd; und heute will es mich mit einem leisen Schauer erfüllen, daß ich mich einmal, als

mir der Tod am Herzen vorbeifuhr, der Lösung am nächsten fand.

Nun, beim Anblick der verwachsenen Erdlöcher, wurde die Erinnerung an jene Fragen und an jenen Fragenden wach. Es ist doch so, daß in der Art der Frage bereits die Antwort, in der Unruhe bereits die Ahnung einer ganz bestimmten Ruhe liegt. So kann ich jetzt wohl begreifen, warum mir damals kein Grad des Sieges und kein Grad der Niederlage im Sinne der Kriegs- und Friedensziele geeignet schien, dem Geschehen, in das wir verflochten waren, seinen sinnvollen Abschluß zu geben. Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne — oder auch verspielte — — —

Ich erinnere mich, daß ich mich eines Tages mit einem Mitschüler um eine gemeinsame Briefmarkensammlung stritt, zu der ich kaum weniger als alles beigesteuert hatte. Ein Prachtstück nach dem anderen zählte ich auf, und als ich meinte, alle meine Trümpfe gründlich ausgespielt zu haben, erhielt ich zur Antwort: »Vergiß aber meine braune Parma nicht.« Merkwürdigerweise war es gerade die Winzigkeit, die Hilflosigkeit dieses Arguments, die mich völlig entwaffnete. Sie verlieh mit einem Schlage dem Braun dieses Papierfetzens einen seltsamen Glanz. Diese braune Parma, die Gefühlswert gewonnen hatte und dadurch unwiderstehlich geworden war — es sind nicht die *Dinge*, bei denen die letzte Entscheidung liegt.

So will es mir auch scheinen, daß die Kriegsziele, die meine Gedanken damals beschäftigten, all diese Provinzen, Inseln und Kolonien, die ich für uns erträumte, mich deshalb nicht befriedigen konnten, weil ihnen der entschiedene Gefühlswert mangelte. Noch waren es mehr äußere Möglichkeiten, die sich hier andeuteten, als die Bedürfnisse einer inneren Notwendigkeit. Immerhin waren, wie mir inzwischen sehr deutlich geworden ist, diese geographischen Träumereien nichts als verkappte ethische Forderungen; und die Logik der Sittlichkeit ist weit unbestechlicher als die, die

dem Verstande innewohnt. Daß es um viel mehr ging als um Besitz und Bestand, nämlich um ein tieferes Sein, mit einem Worte um *Läuterung*, das deutete sich, obwohl man es nicht wissen konnte, nicht wissen durfte, bereits in der Unruhe an. Man durfte es nicht wissen: weil man sonst nicht hätte kämpfen können. Noch unsere innersten Kämpfe bedürfen des Orchesters der realen Welt, und unsere Verehrung der Kräfte ist an Bilder geknüpft. Eine eroberte Provinz ist ein großes, verpflichtendes Symbol, ein reiches Stück Leben, in dem das Blut einer gefallenen Jugend fruchtbar wird.

Aber wenn solche Verwirklichungen fehlen, meldet das Blut der Erschlagenen dunklere Ansprüche an. Wo die äußere Prägung fehlt, richtet sich die Aufmerksamkeit schärfer der inneren Währung zu.

Zu dem, was ich dort unten gefunden habe, gehört die tiefere Liebe zur Nation, die mir, wie ich wohl weiß, vor dem Kriege mangelte. Der Pöbel hat, wie das nicht anders zu erwarten war, das Land im Stiche gelassen. Der Bürger hat sich von der deutschen Idee abgeschnürt, um ein Deutschland der zeitlichen Erscheinung zu konservieren. Er hat die vordersten Kampfgräben verlassen, und das ist gut, denn es befreit den großen Aufstand von jenem Hauch der Wohlanständigkeit, der auch den stärksten Wein ansäuerlich macht. Wie leicht wäre es ferner, mit den Geistreichen geistreich zu sein. Aber dies alles, dieses Gasgemisch aus Verrat, Stickluft und wohlfeiler Ironie, das den Motor der Korruption in Bewegung hält, muß sich schon deshalb selbst verzehren, weil es dem Willen zur Unfruchtbarkeit entstiegen ist. Daher heißt, hiergegen anzukämpfen, sich seine Aufgabe gar zu billig machen. Es hat keinen Sinn, sich einer Zerstörung entgegenzustellen, die unaufhaltsam ist. In der sauberen Begrenzung und im gerüsteten Abwarten liegt die Kraft kleiner, kriegerischer Gemeinschaften, denn Fäulnis geschieht nicht im wesentlichen Kern; und der Bestand, der

abgebrochen wird, ist ebenso belanglos wie jene Kräfte, die sich damit beschäftigen.

Es gibt heute in Deutschland vielmehr nur *ein* Verbrechen, und dies kann nur von den wertvollsten Kräften begangen werden. Es besteht, ob man nun denkt oder handelt, in der Unterlassung des Bestrebens, jede Fragestellung bis in die letzte Schicht der Verantwortung hineinzutreiben. Ein einziger Schlageter ist unendlich wertvoller als die öde Soldatenspielerei von hunderttausend anderen. Dieses Beispiel zeigt, wie das der Idee gemäße Handeln einer höheren als der zweckmäßigen Ordnung angehört und *Bilder* von höchster Fruchtbarkeit und Abgeschlossenheit erzeugt, an denen der gemeine Sinn nicht teilhaben darf.

Jenes Gefühl einer tödlichen Verwundung, das ich immer wieder streifen muß, hat mir vielleicht den größten Aufschluß gegeben, den durch ein Erlebnis zu erlangen überhaupt möglich ist. Ich hatte schon oft gehört, daß bei Ertrinkenden oder im Gebirge Abstürzenden in dem Augenblick, in dem der Untergang entschieden ist, sich ein sehr angenehmer, friedlicher Zustand einstellen soll, verbunden mit einem stürmischen Anfluten der Vergangenheit, mit einem blitzartigen Abrollen von Bildern einer inneren Laterna magica. Solche Dinge fesseln uns immer, wenn wir von ihnen hören; es ist jedoch schwer, sich eine auch nur annähernde Vorstellung von ihnen zu bilden. So scheinen mir auch die Vorgänge jenes unfaßlich kurzen Augenblickes weit sinnreicher zu sein, als daß man sie erklären könnte.

Was mir nachträglich besonders wunderbar erscheinen will, ist der urplötzliche Übergang aus der wildesten Anstrengung des Willens, aus einem Sturmangriff heraus in eine vollkommene und willenlose Beschaulichkeit — aus einem Übermaß der Raserei in die hellsichtigste Klarheit und Ruhe, die sich denken läßt. Dies alles, an dem man sich eben noch bis zum letzten Nerv beteiligt hatte, blieb wie das Tosen der Brandung zurück, die doch nur für den

Bedeutung besitzt, der von ihr geschleudert wird, während sie für den Versinkenden verklingt. Aber nicht dies ist das treffende Bild, sondern es war eher, als ob im Raume des Schlachtfeldes noch ein tieferer Raum vorhanden gewesen sei, eine geheimere Kammer, deren man sich in ebendemselben Maße bewußt wurde, in dem das äußere Bewußtsein erlosch.

Aber was sich dann abspielte, das war etwas ganz anderes als das Auftauchen der Bilder der Vergangenheit. Es war vielmehr das Auftauchen ihrer Inhalte, ihrer bedeutsamen Quelle, und zwar in einer Weise, die alles Geschehene als durchaus notwendig, als gut, als fromm, als richtig oder was man sonst noch für Maßstäbe anlegen möge, begriff.

Es war eine Erinnerung, der bereits das Gedächtnis verlorengegangen war. Es war, als ob nach einer Oper, wenn der Vorhang schon gefallen ist und alle Personen, die auftraten, bereits in der Garderobe beim Umkleiden sind, noch einmal im leeren Raum von einem unsichtbaren Orchester das Grundmotiv gespielt würde — einsam, tragisch, stolz und mit einer tödlichen Bedeutsamkeit.

Wenn man im dichten Nebel einen Berggipfel erstiegen hat und beim Durchbruch der Sonne sich plötzlich inmitten einer ungeheuren, nur dunkel vorgeahnten Landschaft sieht, erkennt man mit Überraschung, daß man sich eigentlich während des ganzen Weges in ihrem Zentrum befand und daß jeder einzelne Schritt zu ihr in Beziehung stand.

Wenn man sich in lange, verworrene und von Gefahren erfüllte Träume verloren hat, kommt es vor, daß man zu sterben träumt. Im Augenblick, in dem das geschieht, schneidet sich die Katastrophe mit einem Geräusche der äußeren Welt, etwa dem Rasseln eines Weckers, der auf dem Nachttisch steht. Wie wunderbar ist es nun, wenn man erwacht und sich bewußt wird, daß, während man in ein unendliches Dickicht von fremden Räumen und Zeiten verschlagen war, man sich doch immer in seinem Zimmer befand, so daß man zugleich in Gefahr und im Bannkreis einer höheren Sicherheit war.

Unerhörte Entdeckungen sind in »Tausendundeiner Nacht« zu machen; einer plastischen Phantasie sind hier Fischzüge gelungen, deren sich die beste Metaphysik nicht zu schämen brauchte. Es fiel mir darin eine Erzählung auf, in der ein Zauberer einen Sultan bei Tisch in einen Wasserkessel treten läßt. Unter dem Banne der Magie scheint sich diesem der Kessel unermeßlich auszudehnen und zu einem Meere anzuschwellen, in das er versinkt, um lange Zeit auf seinem Grunde entlangzuwandern, bis er an einer fremden Küste ans Land geworfen wird. Dort nehmen ihn die Einwohner einer Stadt als Schiffbrüchigen auf. Er beginnt Handel zu treiben, erwirbt Vermögen, verheiratet sich, zeugt Kinder und wird endlich in ein Gerichtsverfahren verstrickt, um zum Tode verurteilt zu werden. Er wird gehängt, und wie ihn der Henker in die Höhe zieht, sieht er sich langsam aus ebendemselben Kessel herausgezogen, in den er vor Jahren getreten war. Es ist aber während dieser Geschehnisse kaum eine Sekunde verstrichen, und die Tischgenossen sitzen noch in der gleichen Haltung da.

Wir leben in einer Zeit, in der man es nur sehr schwer begreiflich machen kann, daß der individuelle Raum nicht der entscheidende ist. Ich sprach einmal, was man vermeiden sollte, mit einem Arzt über diese Dinge, der tödliche Geisteskrankheiten, bei denen sich das langsame Abbröckeln, die völlige Zerstörung der seelischen Kräfte am lebendigen Körper beobachten läßt, als Gegenargument anführte, Krankheiten, bei denen der Geist »einem von Flintenschüssen durchsiebten Uhrwerk« gleicht.

Welcher Unterschied liegt denn darin, ob sich ein Glas Wasser langsam ausschüttet oder schnell?

*Berlin*

Einer der erstaunlichsten Augenblicke des Lebens ist es, in dem uns das Leben selbst überrascht — in dem das Tier auf der Bildfläche erscheint. Er ist es, der die Jagd und die weite Fahrt zu den höchsten Genüssen zählen läßt.

In Stunden, während deren wir im Dickicht auf Anstand sitzen, macht uns zuweilen ein Anblick betroffen, gleichermaßen fremd wie vertraut, in dem sich die tiefe Kluft verrät, die zwischen den Trägern des Lebens besteht, und doch zugleich die Brücke, die darüber geschlagen ist. Es ist, als falte sich aus dem Menschen in seiner Stille eine Idee heraus, die nun auf geheimnisvollen Lichtungen, gehörnt und gefiedert, spielend, flatternd und jagend, ihr Wesen zu treiben beginnt. Und jede Bewegung, die sich dort vollzieht und die wie eine verbotene Enthüllung den Atem erregt, ruft eine Empfindung des Nie-Gesehenen hervor, die sich dennoch streng auf der Linie des unbedingt Notwendigen hält, als ob auch sie einem Urbild entspräche, das sich unveränderlich im Herzen bewahrt. Es ist das Leben selbst, das sich hier vorführt in geheimen Charakteren, in einsamen Tänzen und schweigender Musik — dies eine Mal und nimmermehr, und doch ein und für allemal. So hat auch der Schuß des Jägers, der dieses Spiel zerreißt, seinen Sinn, denn nur was wir dem Tode anvertrauen, erhält sich in seiner unvergänglichen Essenz.

In solchen Augenblicken geschieht es, daß der Mensch sich tiefer besinnt und sich im Tiere sein Gleichnis setzt. Alle diese Symbole des Geistes und der Kraft, die wir auf alten Wappenschildern schauen, setzen einen magischen Blick voraus, einen Augenblick des Einverständnisses, den das Leben mit sich wechselte. Dies ist die köstlichste Beute des Jägers, die Beute am Wesen selbst, und so einfach sie scheint, so gleicht sie doch einer Namengebung im Bereiche der Sprache, einem jener Worte für lange bekannte Dinge, das einmal ins Schwarze trifft und dort für immer haften bleibt. Dies

kann nur geschehen, wenn nicht der Sprechende allein, sondern wenn in ihm auch das Ding sich ausgesprochen hat. Jede Sprache ist ein Abenteuerbuch, in dem sich die Geschichte unerhörter Fischzüge und Beutefahrten niedergeschlagen hat. Jedes Wort ist eine Trophäe, wie die Philologie eine feinere Art der Kriegsgeschichte ist.

Der Augenblick, in dem das Tier auf der Bildfläche erscheint, ist auch der entscheidende, in dem man den Menschen freundlich oder feindlich erkennt. Es gibt ganz unvergleichliche Stunden, in denen der Mensch die Vorsicht vergißt, nachdem er wie ein austretendes Wild geäugt und gewittert hat, und in denen er sein Wesen wie ein Instrument mit einigen zaghaften Griffen in Stimmung bringt, um plötzlich zu singen und zu schwingen, wie es Gott gefällt. Daher liebt man es, Bekanntschaften beim Weine zu schließen, weil hier das Herz leichter seine Gehege verläßt. Dies ist es auch, was wir vom Schauspieler erwarten; er soll uns das Leben vorführen, gleichsam als ob es unbeobachtet wäre, als ob es auf freier Wildbahn an uns vorüberzöge. Je mehr der Vorgang auf der Bühne den Eindruck einer eigenen, unabhängigen Gesetzmäßigkeit, den Eindruck eines Organismus erweckt, desto inniger die Illusion. Daher trifft auch ein Monolog um so stärker, je weniger er an das Publikum gerichtet ist.

Was ließe sich hier nicht alles über die Bücher sagen, die unsere verschwiegensten Freunde sind. Das höchste Glück, das sie uns gewähren können, ist, daß sie uns der Eigenart begegnen lassen, die sich ohne Absicht bewegt. So besteht auch einer der schönsten Momente, die sie bieten, in der freudigen Überraschung, die uns zusammenfahren läßt, wenn wir jenes Rascheln vernehmen, das die Nähe eines verborgenen Lebens verkündet, und wenn wir im Unterholz der Worte auf den Geist stoßen, der in seiner natürlichen Landschaft sein Spiel zu treiben beginnt, das uns bald mit einem Gefühl hoher Notwendigkeit erfüllt. »Ich werde die Ge-

danken unter meiner Feder in derselben Reihenfolge hervorgehen lassen, wie die Dinge sich mir bieten, weil sie so am besten die Bewegungen und den Marsch meines Geistes veranschaulichen werden«, sagt Diderot in seinem Vorwort zu »Jacques le Fataliste«; und so konnte Goethe wohl in sein Tagebuch schreiben, daß er diesen Roman »auf einmal, als wärs ein Glas Wasser, und doch mit unbeschreiblicher Wollust« verschlungen hätte.

Ich wüßte keinen Eingang, der mich so ergriffen hätte wie der des »Abenteuerlichen Simplizissimus«. Wie hier der Krieg auf stampfenden Hufen mit Mord und Brand in das entlegene Spessarttal bricht, wie dieser Vorgang sich unauslöschlich in einem eben erst erwachten, so naiven und kindlichen, in einem so deutschen Gemüte vollzieht und von ihm vollzogen wird, wie das Schreckliche hinter der Maske des Gelächters erscheint, so daß der Zuschauer versteinert und mit weit geöffneten Augen seinen Ablauf verfolgt: das macht die Bewegung und den innersten, in sich begründeten Sinn einer ganzen Zeit in einem Maße lebendig, das kein Studium erbringen könnte — mit wenigen Strichen, wie ja auch die Kunst, die ein Tier wirklich erfaßt, sich weniger Striche bedient. Auch muß ich mich hier an Rabelais erinnern, dessen Humor wie ein Schauer von Erdklumpen trifft, die ein wütender Eber mit Gras und Wurzeln dem Boden entreißt.

Alles dies facht, denke ich, eine Sehnsucht in uns an, eine noble Passion, die der des Jägers und des Abenteurers gleicht. Wie verständlich sind jene Priester Montezumas, die Tag für Tag über ihre Opferblöcke von Obsidian das Herzblut der Menschen, das »Edelsteinwasser« springen ließen. Sie hoben den zuckenden Muskel, den sie mit steinernen Messern dem Dunkel der Brust entrissen hatten, unter Musik und dem Blitzen goldener Idole empor, gleichsam um dem höchsten Wesen zu zeigen, daß das anvertraute Erbteil, die große Kraft noch nicht ausgestorben sei.

Dies ist es doch eigentlich, was auch wir sehen wollen an Menschen und Dingen, wenn sie wert sein sollen, daß wir uns mit ihnen beschäftigen; und es ist unsere innerste Lust, die an ihnen im Sinne jener Priester verfährt. Selbst das Entfernteste und Verflossenste läßt uns nicht zur Ruhe kommen, und unsere Teleskope, die gegen die Fixsterne gerichtet sind, unsere Netze, die sich in die Tiefsee senken, die Hacken, die den Schutt abräumen, der über verschollenen Städten, Theatern und Tempeln liegt, sie alle werden durch die Frage bewegt, ob denn auch dort und damals der innerste Kern des Lebens, die Essence divine zu spüren ist, die auch uns bewohnt. Und aus je seltsameren und rätselhafteren Räumen, und sei es als ein mattestes Echo über Jahrtausende und eisige Zonen hinweg, uns die Antwort entgegenklingt, desto inniger werden wir durch sie beglückt.

Welch herrlichen Tag verlebte ich damals, kurz nachdem ich die Zugspitze zum letzten Male bestiegen hatte, ehe sie die Technik für immer unbesteiglich machte. Es war spät im September, die Kirschbäume an den Landstraßen trugen schon ihr leuchtendes, weinrotes Herbstlaub, und die Ulmen waren mit goldenen Büscheln durchschossen. Ich war in ein großes bayrisches Waldrevier eingedrungen, um auf Jagd zu gehen, auf die einzige Jagd, die in Deutschland Reiz besitzt, weil jeder Zug eine neue, noch nie gesehene Beute bringen kann. Es regnete, und der Boden gab die Feuchtigkeit als einen dichten Dunst zurück, der zwischen den Baumkronen schwamm.

Vor einem mächtigen Buchenstamme, den vielleicht vor Jahren die Holzfahrer vergessen hatten, machte ich halt. Seine aufgesprungene Borke war dicht mit Moos und weißgrauen Flechten überzogen, und aus seinen verwitterten Schnittflächen streckten sich flache Schwämme wie rote, giftige Zungen hervor. Die wie von Schrotschüssen durchlöcherte Rinde verriet, daß unter ihr an geheimen Bewohnern kein Mangel war. Ich suchte also mit erwartungsfreudiger Um-

ständlichkeit die Rindenaxt mit der breiten, meißelförmigen Klinge aus dem Rucksack hervor, das Mulmsieb, Glasröhren und die Pinzette aus Uhrfederstahl, mit der man die feinen, flüchtigen Wesen ergreift, die so leicht zu zerdrücken sind. Vielleicht würde ich hier dem Cucujus begegnen, jenem scharlachroten, seidenglänzenden Einsiedler, den zu erbeuten schon früh ein Ziel meiner Wünsche war. Gar oft war er mir im Traume erschienen, herrlich leuchtend und ganz greifbar — doch dies kann nur der Sammler verstehen.

Doch nicht der rote Cucujus sollte mir in dieser Einsamkeit zur Beute fallen, sondern ein Augenblick, der freilich in seiner Art ganz unvergeßlich war. Bereits beim ersten Schlage sprang mir ein Holzsplitterchen in die linke Hand, das ich in ihrer hohlen Fläche liegen ließ, um es zu betrachten, wie wir zuweilen gedankenlos auf ein Stückchen Substanz zu starren pflegen. Es schien schon recht morsch, und der Schimmel hatte seine gelblichen Fäden vielfach hindurchgeschnürt. Aber wie erstaunte ich, als dieses Krümelchen plötzlich mit zwei zierlichen Fühlern zu spielen begann, als es sechs feine Beinchen von sich streckte und sich in einen kleinen Gesellen verwandelte, der einen schwarzen, mit weißgelben Silberschuppen tauschierten Panzerrock trug.

Freilich ist solch ein Wesen nicht so groß wie ein Elefant, aber wenn es sich so vorstellt, in einem sehr empfänglichen Augenblick und gleichsam aus dem Nichts heraus, werden wir durch eine vollkommene Idee des Lebens beglückt. In solchen Erscheinungen liegt ein großer Triumph; das Tier stimmt heiter, und oft werden wir auf Leute stoßen, die bei seinem überraschenden Anblick ein Gelächter überfällt. So ging es damals auch mir.

Übrigens sind die Insekten wirklich erstaunliche Wesen, die, wenn man sie sich vergrößert denkt, jeden Saurier an Seltsamkeit weit übertreffen würden. Auch wäre es eine gute Aufgabe, das Leben dieser Tiere, zu dessen intimer Kenntnis in letzter Zeit der Franzose Fabre viel beigetragen hat, einmal mit dichterischen Mitteln zu schildern. Dies müßte

in der Art geschehen, die der modernen Wissenschaft durchaus zuwider ist, nämlich als ob es von verwandelten Menschen gelebt würde — über welche Stellungnahme sich ja auch die Wissenschaft keineswegs erhebt, was durch einiges Nachdenken leicht beizubringen ist. Nur spiegelt sich hier im Tiere eine rationalistische Grundhaltung, also ein sehr unvollkommenes Sein in einem Wesen voll Harmonie und magischer Natur. Ein Deutscher, Albrecht Erich Günther, hat zu diesem Thema in seinem Buche »Totem« vorzügliche Bemerkungen gemacht.

Betrachte das Tier, als ob es ein Mensch wäre, und den Menschen als ein besonderes Tier. Betrachte das Leben als einen Traum unter tausend Träumen und jeden Traum als einen besonderen Aufschluß der Wirklichkeit. Dies alles vermagst du, wenn du über den magischen Schlüssel verfügst. Denn das eigentliche Leben breitet sich unter diesen seinen Formen aus, in die es sich zersplittert, um sich seiner selbst im Vielfältigen bewußt zu werden, und in denen es sich verschlingt, um sich an sich selbst zu sättigen. Der Tag zehrt an den Schätzen der Nacht, die ihn wiederum in ihrem dunklen Rachen empfängt. Der Mensch ernährt sich vom Tier, bis er ihm endlich selbst zur Beute anheimgegeben wird. Jede Ordnung trägt schon die Träume im Schoß, in denen ihr Untergang beschlossen liegt, und jeder Traum schießt in kristallische Ordnungen aus. Die Bilder sind tiefer als ihr Abglanz, der zwischen silbernen und stählernen Spiegeln hin und zurück geworfen wird. Dies mußt du wissen, weil ein gewaltiger Angriff der Wirklichkeit gegen die Realität, des Lebens gegen seine Formen in Vorbereitung ist.

Daher kommt es, daß diese Zeit eine Tugend vor allen anderen verlangt: die der *Entschiedenheit.* Es kommt darauf an, wollen und glauben zu können, ganz abgesehen von den Inhalten, die sich dieses Wollen und Glauben gibt. *So* finden sich heute die Gemeinschaften; die Extreme berühren sich heftiger als sonst. Um nun der großen Gefahr zu ent-

gehen, das Leben mit einer seiner Formen zu verwechseln, einer Verwechslung, die heute viele tüchtige Kerle in unhaltbare Stellungen drängt, ist es ein gutes Mittel, diese Formen gegeneinander auszuspielen und auszutauschen und gleichsam in keiner Haut und bei keiner Partei zu warm zu werden, weil so der Blickpunkt am sichersten auf die Zone der tieferen Fruchtbarkeit gerichtet wird und weil man so am wenigsten zu verteidigen hat und zugleich am schärfsten angreifen kann. Dies ist, um offen zu sein, ein ausgesuchtes Mittel der Zerstörung, denn so wird jeder Kraft ihre Hülse heruntergerissen und jeder Anspruch angezweifelt, der sich auf eine Erscheinung und nicht unmittelbar auf eine Gewalt beruft. Aber alles, was heute um Fahnen und Zeichen, um Gesetze und Dogmen, um Ordnungen und Systeme im Kampfe liegt, treibt Spiegelfechterei. Schon dein Abscheu gegen diese Zänkereien unserer Väter mit unseren Großvätern und gegen jede mögliche Art ihrer Lösung verrät, daß es nicht Antworten, sondern schärfere Fragestellungen, nicht Fahnen, sondern Kämpfer, nicht Ordnungen, sondern Aufstände, nicht Systeme, sondern Menschen sind, deren du bedürftig bist.

So ein alter Baumstamm, den mitten in der Einsamkeit großer Wälder unter seiner ruhenden Erscheinung ein geschäftiges Leben zu Pulver zerreibt und den das Ticken der Totenuhren, die in ebendemselben Sinne auch Lebensuhren sind, rastlos durchrieselt, bis er eines Tages in sich zusammenstürzt, bietet von unserem Treiben ein gutes Bild. Es ist ein dunkles Weben und Pochen, in dem wir beisammen sind, und selbst in unseren schrecklichsten Feindschaften liegt noch eine tiefe Brüderlichkeit.

Zuweilen wird sich vielleicht jeder dieses geheimeren Sinnes bewußt, etwa wenn er in einem Zuge sitzt, der die Nacht durchrollt. Denn die Kehrseite des modernen Lebens tritt am schärfsten hervor, wenn seine Träger in Ruhe sind, und dies ist, abgesehen vom Schlafe, besonders in unseren

Verkehrsmitteln der Fall. Daher besitzt auch eine Großstadt bei tiefer Nacht ebenso wie eine Fahrt zwischen regungslosen, gleichsam erstarrten Menschen etwas sehr Bedrückendes. Es ist eine große Kälte, ein finsterer Wald, der das Leben umgibt, das sich hier im engen Raume eingeschachtelt hat und das sich so bald ins Nichts zerstreut, so daß vielleicht schon in fünfzig Jahren von all diesen Weggenossen des Zufalls selbst die Erinnerung versunken sein mag. Da ist es tröstlich, in ein wärmeres Gehäuse einzudringen, in dem wir, unabhängiger von den Geschäften des Tages, beisammen sind.

Wer hätte noch nicht in einem jener großen, von blitzenden Lichtern erfüllten Säle gesessen, in denen man trinkt und lacht und in denen zwei Kapellen am Werke sind, damit die Bewegung der Musik keinen Augenblick unterbrochen wird. Ach, wir lieben es nicht, wenn das Leben den Taktstock fallen läßt. Aber nur einen Augenblick müssen wir rasten, um des wilden Aufschreis im Circus maximus zu gedenken, der erscholl, während man den getroffenen Fechter ins Spoliarium trug, oder jener unbekanntesten Gemeinschaft, die in einer der versunkenen Magierstädte des Fernen Ostens versammelt war. Leben wir denn nicht in Fernen, die ebenso sonderbar und unseres höchsten Erstaunens würdig sind? Drängt nicht auch in uns das ewige Tier mit Ungestüm aus dem Dickicht heraus?

Es ist eine innigere und unbarmherzigere, eine tragische Liebe, deren wir bedürftig sind. Selbst im tödlichsten Haß liegt noch eine tiefere Liebe, eine stärkere Erfüllung unserer Verantwortung, als in einer mechanischen Geschäftigkeit. Mit Freude nehme ich wahr, wie die Städte sich mit Bewaffneten zu füllen beginnen und wie selbst das ödeste System, die langweiligste Haltung auf kriegerische Vertretung nicht mehr verzichten kann.

*Berlin*

Erneute — vielleicht letzte — Lektüre Stendhals. Ich muß heute zugeben, daß dieses Feuer, das mich so entzückte und das ich auch jetzt noch schätze, stark auf Eis gehalten ist, wie überhaupt die französische Romantik sich zu der deutschen verhält wie ein Glas Sekt zu einem Trunke aus einer Waldquelle.

Stendhal behauptet, daß das ganze übrige Europa nicht imstande sei, ein einziges der guten gallischen Bücher hervorzubringen. Dies ist richtig; wir können es beurteilen, da wir vorzügliche Übersetzungen besitzen; auch geht das schon aus dem kläglichen Scheitern der unzähligen Versuche hervor, den französischen Gesellschaftsroman bei uns fortzuführen. Dagegen läßt sich sagen, daß das ganze übrige Europa nicht nur außerstande ist, eines der guten deutschen Bücher hervorzubringen, sondern auch, ihnen überhaupt nur näherzutreten.

»Aimer c'est avoir du plaisir à voir, toucher, sentir par tous les sens et d'aussi près que possible, un objet aimable et qui nous aime« (»De l'Amour«). Dies könnte in einer preußischen Dienstvorschrift über den Kampf um Festungen stehen — ich kann das beurteilen, da ich selbst in der Kommission zur Aufstellung der neuen Reglements mir vielleicht schon für den nächsten Krieg meine bescheidenen Verdienste erworben habe. Es wird sich übrigens kaum lohnen, diesen Krieg zu gewinnen, wenn wir bis dahin nicht, um einen literarischen Vergleich zu setzen, gelernt haben sollten, den ganzen Stendhal für ein einziges Hölderlinsches Gedicht, für eine einzige »Hymne an die Nacht«, für einen einzigen Absatz der kabbalistischen Prosa Hamanns dranzugeben.

Der Aspekt jener Materialschlachten, der mir damals so wunderlich schien, dieser glühende Horizont, der die feindlichen Fronten scheinbar lückenlos zusammenschweißte,

kommt mir nun immer sinnvoller vor. Es war ein zerstörerischer Krieg, ein konzentrisches Wüten gegen einen geheimen Mittelpunkt, ein Ereignis auf der westlichen Oberfläche. Wir haben stramm nihilistisch einige Jahre mit Dynamit gearbeitet und, auf das unscheinbarste Feigenblatt einer eigentlichen Fragestellung verzichtend, das 19. Jahrhundert — uns selbst — in Grund und Boden geschossen; nur ganz am Ende deuteten sich dunkel Mittel und Männer des 20. an. Wir haben Europa den Krieg erklärt — als gute Europäer mit den anderen einträchtig um eine Roulette geschart, die nur eine einzige Farbe besaß — die des Zéro, das die Bank unter allen Umständen gewinnen läßt. Wir Deutschen haben Europa keine Chance gegeben zu verlieren. Da wir aber keine Chance zu verlieren gaben, so gaben wir im wesentlichen Sinne auch nichts zu gewinnen; wir spielten gegen die Bank mit ihrer eigenen Substanz. Daher als Resultat die gleichzeitige Inflation und Auszehrung des Europäischen, das nunmehr sich wie eine farblose, dünne Eihaut dehnt, die bereits der Blutatem seltsamer Früchte spannt. Wildes Vergnügen bei der Entdeckung, daß unser Einsatz nur aus Rechenpfennigen bestand, daß die wichtigsten Reserven noch gar nicht mobilisiert, nicht im Treffen waren, daß die Stollen zur entscheidenden Schicht noch nicht getrieben sind. Wir waren kaum bis an die Zähne gerüstet, geschweige denn bis ins innerste Herz, ins innerste Mark. Wir hatten unsere Ursprache noch gar nicht sprechen gelernt — um dies zu können, müßten wir zunächst bei uns selbst in die Schule gehen. Daher waren wir genötigt, der Diskussion einen hypothetischen, flacheren Schwerpunkt zu geben. So sind die Schlüsse noch nicht bindend, nicht notwendig, vielmehr flottierend und von einer Gültigkeit, wie sie auf schwimmenden Inseln herrschen mag. Einen *hypothetischen* Schwerpunkt: insofern Europa eine Arbeitshypothese, in deren Räumen es mit Anstand zu antichambrieren, zu überwintern, sich zu verpuppen gilt. Noch für unsere Generation besteht die Notwendigkeit, sie ernst zu nehmen oder

einmal ernst genommen zu haben; hier ist heute noch einer der Zugänge zur deutschen Wirklichkeit, aber auch nicht mehr; eine vorletzte Nußschale, die geknackt werden muß. Das Europäische als große Mode, wie der Voltairismus Friedrichs II. — wobei allerdings zu berücksichtigen, daß es »viel weniger bloße Mode gibt, als der oberflächliche Zuschauer ahnt« (Weininger). Wir müssen Europa nicht als Kategorie, sondern als deutschen Spezialfall sehen lernen. Endlich: daß die Juden außer uns die einzigen verdächtigen Europäer sind — freilich mit einer ganz anderen Nachtseite, mit anderen Träumen im Hintergrund; aber beachtlich auf der Tagseite, dort, wo die Symbole Verkehrswert besitzen (Geld, Presse, der trockene Imperialismus des Völkerbundes, auch Europa ein Verkehrsmittel; die gefährlichen Bankiers und mystischen Wucherer Balzacs: deutsche Juden).

Von außen gesehen: Man traut uns nicht. Man hegt den Verdacht geheimer Waffenübungen und stählender Manöver zwischen Truppen, die nur durch bunte Armbinden unterschieden sind. Diese Aufmärsche der Humanität in Gruppenkolonne, diese kleinen Zeitungsschreiber und schlechten Romanciers, die trotz allem beim Erz-Boche Nietzsche in die Schule gegangen sind, dies alles, weniger das Was als das Wie, deutet auf eine innere Sekretion des Militärischen hin. Man spürt keine gute Witterung — einen foetor germanicus, in dem der Hauch künftiger, chaotischer Schlachtfelder zu schlummern scheint. Daher auch die konsequenten Versuche der Humanität, in jedem Buschmann eher den Menschen anzuerkennen als in uns, daher auch (insofern wir Europäer sind) unsere immer wieder durchbrechende Scheu vor uns selbst. Vorzüglich, und nur kein Mitleid mit uns! Dies ist eine Position, aus der sich arbeiten läßt. Dieses Maßnehmen an dem geheimen, zu Paris aufbewahrten Urmeter der Zivilisation — das bedeutet für uns, den verlorenen Krieg zu Ende zu verlieren, bedeutet die konsequente Durchführung eines nihilistischen Aktes bis zu seinem notwendigen Punkt.

Wir marschieren seit langem einem magischen Nullpunkt zu, über den nur der hinwegkommen wird, der über andere, unsichtbarere Kraftquellen verfügt.

An das, was übrigbleibt, da es am Europäischen nicht gemessen werden kann, sondern selbst Maßgebendes ist, ist *unsere* Hoffnung geknüpft.

*Berlin*

Strandgang mit Inselbewohnern an einer verlassenen Küste. Wir entdecken im Körper eines ungeheuren, vom Meere ausgeworfenen Fisches einen Toten, den wir nackt wie einen Neugeborenen aus bräunlichen Fleischmassen ziehen. Ein Mann in blauer Schifferjacke bittet mich um Schweigen und größte Vorsicht: »Dies ist ein böser Fund. Wissen Sie denn nicht, daß es einer seiner schrecklichsten und letzten Schachzüge ist, sich als Leichnam zu verkleiden und antreiben zu lassen?« Plötzliches Angstgefühl, während der Strand chaotisch und düster wird. Eiliger Rückmarsch durch einen Eichenwald, an einem strohgedeckten Gehöft vorbei, in dem die *Alte* wohnt. Wir kommen nicht unbemerkt vorüber, denn ihre gezähmten Sperber begleiten uns flatternd im Gebüsch. Sehr geheimnisvoller Zusammenhang, der zwischen den Sperbern und dem Toten besteht. Als wir uns am Waldrande noch einmal flüchtig umwenden, werden wir durch eine Schlachtszene erschreckt, die auf dem Hofe spielt. Vor einem offenen Scheunentor haben Knechte den Körper eines kräftigen Mannes mit den Beinen nach oben ans Spannholz gehängt; das Fleisch ist unangenehm weiß, bereits gebrüht und rasiert. In einem dampfenden Trog schwimmt der Kopf, dessen Anblick ein großer schwarzer Vollbart noch beängstigender macht. Der Bart bringt etwas sehr Tierisches hinein; er weckt in mir ungefähr das Gefühl: Dies muß aber ein richtiges, anstrengendes Schlachten gewesen sein, so eins, bei dem an Schnaps nicht gespart werden darf.

Es schließt sich eine schreckliche Verfolgung durch die Alte an, bei der wir uns in Winkelzügen bewegen, während sie uns auf dem kürzesten Wege zu Leibe rückt. Der geheime Mechanismus dieser komplizierten und aufregenden Bewegungen scheint im Kampfe des Guten, zu dem wir unsere Zuflucht nehmen, gegen das Böse zu liegen. Da wir jedoch nicht von Grund auf gut, die Alte dagegen vollkommen böse ist, so müssen wir unterliegen. Dieser magische Zwang drückt sich im dauernden Raumgewinn der Alten aus. Das wachsende Angstgefühl wäscht die Bilder endlich völlig aus dem Gewebe heraus.

*H ... und Berlin*

Am Nachmittag war ich beim Maskenschnitzer. Er saß grübelnd in seinen Sessel gekauert, den verwitterten Jägerhut mit der Entenfeder, den er zum Schutz gegen die Geister trägt, auf dem Kopf, während sich sein treuer Kater an seine Brust schmiegte und sein Fell an dem langen weißen Bart seines Meisters rieb.

Es ist sonderbar, daß ich diesen Mann gerade damals kennenlernte, als ich mich kurz nach dem Kriege — um mich abzulenken, wie ich mir einbildete — mit der Geschichte des Hexenprozesses zu beschäftigen begann. Mit Erstaunen mußte ich feststellen, daß er, der in seinem ganzen Leben nur Indianergeschichten schätzte und las, mit großer Selbstverständlichkeit Dinge streifte, die eigentlich eine sehr eingehende Bekanntschaft mit den Gebilden einer versunkenen dämonischen Vorstellungswelt voraussetzen — etwa daß der »digitus tertius, digitus diaboli« zwiegespalten sei. — — —

Der Maskenschnitzer im Jahre 1903. Ein rührendes und furchtbares Bild. Von einer unerträglichen Angst gepackt, ist er in den einsamen Wald gelaufen. Der Wind knarrt in den Bäumen, alle Zweige haben menschliche Stimmen angenommen, der ganze Wald ist dämonisch belebt. Boshafte Zurufe hetzen den Erschöpften durch das Gestrüpp. Dann

ertönt eine Donnerstimme: »De Hunde raupet nah deck!« Die Hunde rufen nach dir! Die Meute sitzt ihm auf den Fersen. Er hat den Gedanken, ihr etwas zuzuwerfen, um sie aufzuhalten. Er läßt seinen Hut fallen. Er zieht Mantel und Stiefel aus. Er schleudert den Verfolgern ein Kleidungsstück nach dem anderen zu. Endlich rast er nackt, brüllend durch den höllischen Trubel, der ihn umkreist. Er tritt mit den bloßen Füßen in spitzes Gestein, Brombeerranken schlagen sich in seine Hüften, die dünnen Eiskrusten der Gräben und Tümpel schneiden ihm die Schenkel entzwei. Er bricht in einem Gebüsch zusammen und liegt lange, ehe er von Holzarbeitern gefunden wird. Man schafft ihn in ein Lazarett und nimmt ihm eine Zehe ab. — — —

Eine donnernde Stimme, ganz von Ingrimm geladen: »De Hunde raupet nah deck!«

Es gibt eigentlich nichts Einleuchtenderes als den Ausspruch des Maskenschnitzers, daß jeder Mensch seinen eigenen Teufel besitzt oder, wenn man sich der Sprache der Schönredner, die präzise Angaben scheuen, bedienen will, daß jeder Mensch mit seinem Wesen in eine ganz bestimmte Schicht des Bösen stößt. Freilich haben die Teufel im Lauf der Zeit sehr an Interesse verloren, sie sind von Kräften gekommen, denn auch ihnen gilt mit Gautier »la barbarie mieux que la platitude«. Kaum hatte sie nach den immer strengeren Eiszeiten des Protestantismus, des Rationalismus und der Aufklärung die Romantik wieder etwas aufgetaut, als die Heraufkunft der Demokratie sie nur noch als die Schatten ihrer selbst umherschleichen ließ. Sie sind Feinschmecker der Werte — da ihre Speise die Seele ist, sind sie auf Hierarchie angewiesen; und so geht es ihnen heute schlecht, wie jedem, dem nur die Produkte der modernen Garküchen zur Verfügung stehen. Behauptet man also, daß jeder Mensch seinen Teufel besitzt, so ist die Voraussetzung, daß der wirkliche Mensch und nicht etwa der Bürger in Frage steht, dessen eigentliches Wesen gerade dadurch aus-

gedrückt werden kann, daß ihm jedes Verhältnis zum Bösen fehlt.

Man kommt jedoch in Verlegenheit, wenn man einen Teufel beschreiben soll, denn es gibt Dinge, die man zwar sehr deutlich sieht, von denen sich trotzdem wenig sagen läßt. Ich möchte es dennoch versuchen; einem Studium der Räusche, dem ich dieselbe erste, furchtbare Zeit nach dem Kriege widmete, verdanke ich manche Anschauungsmöglichkeit. Ich glaube, dem damals in Deutschland allgemeinen und tiefbegründeten Bedürfnis, aus der Realität in die siedenden Kessel des Rausches zu stürzen, mit einer gewissen Systematik nachgekommen zu sein.

Zu streifen wäre hier die Tatsache, daß der Import der Rauschmittel etwas sehr Geheimnisvolles besitzt. Wie der körperliche Leib sich innerhalb der Kultur vor der Notwendigkeit sieht, fremde Kornkammern zu erschließen, so strebt der geistige nach dem Genuß der mannigfachen beruhigenden und erregenden Essenzen, die eine heißere Sonne in den Pflanzen ferner Landschaften speicherte. Die Pflanzen selbst gehören ja zu den schweigendsten, geheimnisvollsten Erscheinungen der Welt — sie, auf deren Existenz alles Leben sich stützt, sind gleichsam das Urbild des Lebens überhaupt. Sie entwachsen unmittelbarer der schöpferischen Kraft, und so ist es kein Wunder, daß auch das Böse besonders innig in ihre Säfte übergeht. Viele von ihnen schließen ein Stück paradiesischen Urwaldes ein. Die Sucht nach dem Rausche ist das Bestreben, sich zeitweilig dem Bösen zu vermählen, um ihm Kräfte für die Entfaltung, für die größere Ausspannung und Distanz des geistigen Lebens zu entziehen; und die Pflanze spielt die Rolle der Vermittlerin. Im Genusse des Apfels, den die Ophiten verehren, vollzieht sich der erste Sündenfall, der erste Schritt zu einer tieferen Erkenntnis der Welt; und so ist es nur logisch, daß man in dem für Menschen von Kultur unbewohnbarsten Lande der Welt, in Nordamerika, den Genuß des Weines verboten hat und auch den des Tabaks ver-

bieten möchte. Wo Zufriedenheit und Nützlichkeit regieren, wo Geld die beste Gabe Gottes ist und wo man es auch vollauf hat, da ist es freilich ein Verbrechen, die Stimme der Dämonen zu beschwören, die den rechten Weg verwirrt, der durch die großen Weizenfelder führt. Da spielt ein Mann wie E. A. Poe die Rolle eines recht üblen Subjekts.

Aber dort, wo man unzufrieden, wo man in *Gefahr* ist, da kann man sich nicht mehr darauf beschränken, um die berühmte Fingerbreite vom rechten Wege abzuweichen, sondern man kehrt ihm völlig den Rücken, um auf den Schleichpfaden des Lebens voranzugehen. In Zeiten der Krankheit, der Niederlage werden die Gifte zum Medikament, und wenn man nicht zu einer der Quacksalbersekten gehört, die das Land mit unerträglichem Geschrei erfüllen, kann man diesem Prozeß nur mit einem Gefühl der Bewunderung gegenüberstehen. Die Not macht das Leben tief, sie ist die Mutter des Notwendigen, und es gehört zu den erstaunlichsten Augenblicken, wie, wenn sich ihr Damm vor einem Leben aufwirft, alle Wässerchen an die Arbeit gehen, damit er überklettert werden kann. Wenn das Leben ins Gefecht tritt, entfaltet es aus seiner Einheit Reserven wunderbarer Art; und wo es vor seinen Hemmungen steht, beginnt es, an tausend Pünktchen zu glühen — es setzt sich unter Temperatur, um zu intensiverer Arbeit fähig zu sein. Wenn man in solche Manöver hineingezogen wird, muß man auch dankbar sein, indem man die Normalmaße zu Hause läßt.

So hatte ich, nachdem mir das Jahr 1918 einen unauslöschlichen Begriff vom dynamischen Menschen und von den dynamischen Maßen, mit denen man ihn messen muß, vermittelt hatte, in den ersten Jahren nach dem Kriege vollauf Gelegenheit zur Übung, in der neuen Weise zu sehen. Daher halte ich auch sie noch mehr als den Krieg selbst für die entscheidende Zäsur, die zwei Generationen trennt, denn wenn sich auch im Kriege das 19. Jahrhundert an der Flamme des 20. verbrannte, so mußten nun bereits Brenn-

stoffe aufgespürt werden, die ganz und gar der Zeit selbst zugehörten.

Die innere Nervosität, die damals ausbrach, erinnert an ein Bienenvolk, wie man es nach seinem Auszuge in einer zitternden, braungoldenen Traube in höchster Unruhe an irgendeinem zufälligen Stützpunkte harren sehen kann, solange die ausgesandten Kundschafter auf Suche sind. Und wirklich kann man nicht sagen, daß der Geist nicht auf fieberhafter Suche sei. Man hat nicht nur die Ideen aller Zeiten und Länder in das Deutschland der Gegenwart hineinprojiziert, sondern man hat ihnen sogar zum Teil bewaffnete Hilfstruppen gestellt. Die Art der Beweisführung ist schärfer und durchgehender geworden, man beginnt einzusehen, daß Druckerschwärze und Schießpulver adäquate Mittel sind. Ein angeborenes Landsknechtstum hat sich nach innen gewandt und trägt die Konflikte der ganzen Welt im eigenen Hause aus, so wie der Alchimist alle irdischen Stoffe in die Retorte warf, aus der er den Stein zu ziehen hoffte. Es findet eine peinliche Musterung und Mobilisierung der Werte statt, ähnlich wie man in einer belagerten Festung eine Bestandsaufnahme aller Dinge vornimmt, aus denen sich unter Umständen Nahrung ziehen läßt. Die Lektüre etwa des Buchhändlerbörsenblattes besitzt seit einigen Jahren etwas Erschreckendes; und als sich in Bozen ein Individuum in mein Abteil setzte, das sich wie ein fahrender Spielmann des 15. Jahrhunderts zurechtgemacht hatte und das die Vorschriften des Zendawesta als die einzigen pries, nach denen wirklich zu leben sei, da wußte ich, daß wir nun bald an die Grenze kommen mußten.

Diese Geschäftigkeit einer Zeit, in der das Leben seinen Ausweg sucht, in der es flüchtigen Fußes in jede Sackgasse springt, greift mit Notwendigkeit auch in die moralische Welt. Nach großen Umwälzungen stellen die Völker neue Gesetzbücher auf; die Tastwurzeln des Lebens suchen aus dem Verwitterungsboden der Werte, aus einem sich verändernden Gut und Böse neue Nahrung zu ziehen. Mit

dieser Erscheinung steht auch das angedeutete Bedürfnis nach Räuschen in engem Zusammenhang; es sind dies Schlüssel zu Blaubarts verbotenen Zimmern, und eine historische Toxikologie zu schreiben, wäre keine undankbare Aufgabe. So muß, um ein Beispiel anzuführen, der unmäßige Gebrauch des heute kaum noch angebauten Safrans in der Renaissance seine ganz bestimmte Bedeutung besitzen. Hierher fällt auch die Geschichte der beiden großen Stimulantien des Blutes und der Musik; das Leben weiß in jedem seiner Augenblicke, welche Lieder es zu singen und welche Sorte Blut es zu vergießen hat. Es wußte dies zur Zeit des Hexenprozesses mit nicht geringerer Schärfe als heute, daher sind solche Erscheinungen nur meßbar mit den Maßen einer dynamischen, nicht aber einer statischen Moral. Der Soldan-Heppe enthält nicht die Geschichte des Hexenprozesses, sondern die Auffassung des 19. Jahrhunderts über den Hexenprozeß. Wir gleichen Seeleuten auf ununterbrochener Fahrt; *werten* heißt, das Besteck aufnehmen; und jedes Buch kann nicht mehr als ein Logbuch sein.

So ist auch das Böse, so sind die Mittel, mit denen man sich ihm nähert, und die Träume, in denen man zu ihm vordringt, veränderlich. Es gibt Arten des Schlafes, wie es Arten einzuschlafen gibt. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß ein Erwachen mit jenem sicherlich einem jeden wohlbekannten Gefühl einer absoluten Angst, das Swedenborg der Anwesenheit des Bösen zuschreibt, sich bereits ankündigt durch eine Art des Einschlafens, die einer halben Betäubung ähnlich ist. In dieser sehr wenig angenehmen Stimmungslage gelingt der Versuch aufzuwachen wohl, aber er verändert nicht die Art der Schläfrigkeit, die mich zum ersten Male überfiel, als ich im Kriege in einem sehr entlegenen Unterstand übernachtete. Auch besitzen die Traumbilder, die sich vorstellen, ein verwandtes Gepräge, so daß der Versuch, eine Anschauung ihres Dämons zu gewinnen, seine Berechtigung besitzt. Da es sich um Träume handelt,

braucht die Frage der Wirklichkeit gar nicht angeschnitten zu werden. Übrigens besitzt der Mensch auch längere Zeit nach dem Erwachen aus einem solchen Traum ein Maß der Gewißheit, wie es im Tageslicht, etwa während der Beschäftigung mit einem logisch einwandfreien Beweise, ganz unerreichbar ist. Meine persönliche Neigung geht dahin, in der Wirklichkeit eine seelische Qualität zu sehen, einen besonderen Akzent, den das Leben auf die Erscheinungen legt, die ihm von Bedeutung sind. Unsere Zeit bietet fast täglich Gelegenheit zu beobachten, wie sich dieser Akzent verschiebt und wie es die Logik an nachträglicher Gefälligkeit nicht fehlen läßt, so etwa in der Frage der Hellseherei, die drauf und dran ist, sich den Rang eines forensischen Mittels zu erobern.

Um aber ein Beispiel anzuführen, mit welcher Wucht eine Erscheinung des Traumes sich Anerkennung erzwingt, muß man sich den Eindruck vergegenwärtigen, den man empfängt, wenn plötzlich ein Gegenstand, den man für tot hielt, sich zu beleben beginnt oder, umgekehrt, wenn ein anscheinend Lebendiges sich als tot erweist. Der dämonische Eindruck eines Wachsfigurenkabinetts, dem sich so leicht niemand entzieht, gehört hierher; ebenso die mannigfaltige Welt, die sich um den Begriff der Maske gruppiert. In Gedichten Baudelaires wandelt die Seele lautlos durch eine zu Metall und schwarzem Marmor erstarrte Natur, während bei Hoffmann die Kristalle und Erze in den Schächten der Bergwerke sich magisch beleben oder umgekehrt hinter den Bewegungen des Lebens sich plötzlich die künstliche Mechanik, das spielende Uhrwerk einer Marionette offenbart. In der Maske betten sich Leben und Tod auf wundersame Weise ineinander ein; so kann man eine Sammlung von Masken, wie sie der Japaner zum Nô-Feste verwendet, nur mit Herzklopfen beobachten, und ich stehe nicht an, die dämonische Welt, die sich hier zum Ausdruck bringt, an Wucht jeder anderen für ebenbürtig zu halten.

Der Augenblick, in dem Leben und Tod die Plätze wech-

seln, besitzt etwas sehr Erschreckendes, und der Mensch schlägt, wenn er seinen Bann überwunden hat, nicht ohne Grund oft ein Gelächter an. Ich erinnere mich hier eines Verkäufers in einem Warenhause, der plötzlich inmitten einer Gruppe von Modepuppen Leben zu gewinnen schien, ich erinnere mich der ersten Toten im Kriege, die ich für schlafende Soldaten hielt. Das Leben ist reich an solchen Andeutungen; die Erscheinungen der Mimikry, jene Schmetterlinge, die welken Blättern gleichen und plötzlich zwei bunte Augen aufklappen, die Heuschrecken, die sich als dürre Zweige maskieren, während ihre gefährlichen Fangarme weit ausgebreitet sind, geben Zeugnis davon. Selbst Steine, von deren magischen Eigenschaften Albertus Magnus in seinem Buche über die Geheimnisse der Steine spricht, können erschrecken; und die weitverbreitete Auffassung des Opals als eines Trägers besonders bösartiger Kräfte erscheint recht einleuchtend, denn kein anderer Stein wacht unter dem Spiele des Lichtes zu einem so katzenhaft beweglichen Leben auf wie er.

Als solchen Augenblick einer stärksten Verwandlung habe ich es auch empfunden, wenn man im Kriege, vielleicht aus einer Rauchwolke heraustretend, in einer scheinbar toten Landschaft den Gegner zum Leben erwachen sah. Und ich hatte das Gefühl, daß eigentlich weniger der Mensch mit seinen feindlichen Absichten das Schreckliche war als die Überraschung, ihn so plötzlich leibhaftig zu sehen. Nichts war so geeignet, die mechanisch taktische Welt des Soldaten mit einem Schlage in die dämonische des Kriegers zu verwandeln wie dies. Nur so, nur durch einen plötzlichen Einsturz des Bewußtseins, kann ich mir auch die furchtbare Angriffslust erklären, die sich selbst von Grund auf vorsichtiger Naturen bemächtigte.

Auf diesen Moment der Erschütterung ziele ich ab bei einer Angelegenheit, die sich eigentlich der Erklärung, der Rechenschaft entzieht. Ihn zu vermeiden, ist das Bestreben des Bewußtseins, ja bewußter Zeiten, wie des 19. Jahrhun-

derts, überhaupt, das sich gleichsam auf einer künstlichen Straße durch eine unsichere Landschaft bewegt. Dieser Moment, in dem sich zwei Erscheinungen übereinanderschieben und in dem das Unerwartete, das »Andere« hervortritt, markiert die Eingangspforte zur dämonischen Welt. Er wirkt durch Überraschung, er reißt dem Bewußtsein plötzlich den Boden unter den Füßen weg und ruft ein Gefühl des Absturzes, ein Stocken des Herzschlages hervor. Es stellt sich eine Empfindung der Leere ein, gleichsam eine Interferenzerscheinung der inneren Optik, die die scharfen Merkzeichen des Denkens erblassen läßt. Ein neuer, ungewohnter Raum tut sich auf, in den der Mensch wie durch eine plötzlich in den Boden gerissene Spalte stürzt.

Hier fällt vielleicht ein Licht auf die Aufgabe der schrecklichen Gestalten, die die priesterliche Kunst vielfach an die Eingänge der Kultstätten stellt. Der Anblick des Dämons soll der Seele die Gewänder des Denkens herunterreißen, auf daß sie nackt und zur völligen Hingabe bereit im magischen Raume des Glaubens erscheint, in dem sie durch Musik, splitternde Lichter, schwebende Pfeiler und den Geruch des Opfers empfangen wird.

Dies ist auch der tiefere Grund, aus dem vernichtende Kriege die vorzüglichen Eingangspforten in entscheidende Abschnitte des Seelentumes sind und aus dem bei neuen Entfaltungen des Weltbildes, bei Revolutionen, die brutale Tatsache des fließenden Blutes erschütternder und fruchtbarer als jede geistige Erschütterung ist. Und so, seines Gleichgewichtes beraubt, tritt der Mensch auch durch seltsame Bildpfeiler in das magische Höhlensystem der Räusche und Träume ein, in dem ein neuer Schwerpunkt gültig wird.

In der besonderen Art des Einschlafens — jedes Einschlafen ist übrigens auch ein Erwachen — und des Traumes, von der hier die Rede ist und über die ein jeder mitreden kann, wenn er sich nur scharf besinnt, stellt die

Erschütterung nur den ersten Augenblick dar. Der Trinker kennt ihn wohl, es ist der Augenblick, in dem es »so gemütlich« wird, das heißt, in dem ein neuer Glanz aus den Dingen zu brechen beginnt. Es ist dies allerdings eine Gemütlichkeit, die einer gelegentlichen Untersuchung bedarf.

Das Einschlafen findet nicht plötzlich statt, obwohl es einen ganz bestimmten Wendepunkt besitzt. Der Schläfer gleicht einem Menschen, der den Eingang einer Höhle betritt, an deren Wände noch einige Zeit das Tageslicht seine immer blasser werdenden Figuren wirft. Das Bewußtsein durchschreitet einen Zustand der Dämmerung, des Zwielichtes, in dem die Bilder noch einen gewissen Gehalt an Tageslicht besitzen — sie unterstehen immer noch der geschwächten Kontrolle einer bewußten Kritik, die sich langsam verwischt. Erst kürzlich schrak ich noch einmal an einem sehr bezeichnenden Punkte der ersten Wegstrecke auf. Ich hatte das Bild eines Mannes beobachtet, der Freiübungen machte, indem er beide Arme seitlich ausstreckte und wieder senkte. Nach einiger Zeit begannen seine Konturen zu verschmelzen und sich in eine schwarze Flamme zu verwandeln, die in denselben Abständen, aber mit wachsenden Ausschlägen nach der Seite züngelte. Ein letzter Widerstand, ein Gefühl, das die Entwicklung dieses Bildes als bösartig und gefährlich ablehnte, führte das Erwachen herbei.

Dieser Augenblick ist wirklich sehr bezeichnend, denn mit jedem Schritte tiefer in den Schlaf werden die Farben des Tages durch nächtliche Farben ersetzt. Die Nacht besitzt ihren eigenen Glanz, und hat dieser eine genügende Stärke erreicht, so stellt sich die Wirkung der Maske ein. An irgendeiner Stelle faßt man den Fries von Bildern, an dem man gedankenlos entlangschlenderte, schärfer ins Auge und wird durch einen neuen, geheimen Sinn erschreckt, der sich plötzlich offenbart. Nun tritt gleichsam die Komplementärfarbe des Tageslichtes auf der inneren Netzhaut hervor. Man gleicht einem Soldaten, der bemerkt, daß er während eines friedlichen Spazierganges unversehens in die ge-

fährliche Zone geraten ist, die ganz andere Gesetze des Handelns verlangt.

Aber hier bleibt keine Zeit, nachzudenken, denn nun stürzt der Schläfer, von einer seltsamen Erstarrung befallen, fasziniert, wie durch eine Spalte in die Welt des Traumes hinein. Kein Zweifel ist ihm mehr erlaubt an der Fülle der Gestalten, die er in allen Winkeln sich regen und vorbewegen sieht. So merkt man nach einer guten Ouvertüre kaum, wie der Vorhang in die Höhe rollt. Und so gibt es Träume, in denen man durch einen Vorhang nach dem anderen tritt. — — —

Ein solcher Traum war es, in dem mir zum ersten Male eine Gestalt auffiel, die man wohl als einen Teufel bezeichnen könnte, obwohl sie mit dem der Theologen ebenso wie mit dem der Sage wenig Verwandtschaft besaß. Sie zeigte sich spät, aber sehr deutlich und in einer Art und Weise, die verriet, daß sie schon von Anfang an dagewesen war. Äußerlich wäre zu sagen, daß sie weder Haare noch Hörner und Klauen besaß und daß sie durchaus nicht innerhalb der Temperaturen des brennenden Schwefels heimisch war, sondern in einer etwas gesteigerten, schwülen Sonnenwärme wirkte, die an sich recht annehmbar wäre. Sie war, wie gesagt, nicht haarig, sondern von einer dunkel strahlenden Glätte, die an Asphalt erinnerte. Ihr Körper war nackt, wohlproportioniert, ungefähr anderthalb Mannshöhen groß und meist in steinerne Ruhe versunken, die jedoch eine unglaubliche Geschmeidigkeit ahnen ließ.

Was die Wirksamkeit dieser seltsamen Erscheinung, die meine Aufmerksamkeit in höchstem Maße fesselte, betrifft, so schien sie sich in einer absoluten Despotie zu gefallen, die ihr Vergnügen in der völligen Ohnmacht ihrer Opfer fand. Obwohl von Humor bei ihr nicht im mindesten die Rede sein konnte, so schien ihr Behagen doch in einer Art von Witz zu liegen, dessen Pointe darin bestand, die Hoffnung zu erwecken, daß es möglich sein könnte, ihr zu entfliehen, und diese Hoffnung mit unfehlbarer Regelmäßigkeit

zusammenbrechen zu lassen. Es war dies das Spiel der Katze mit der Maus; jedes mögliche Versteck war ihr schon im voraus bekannt, ja man hatte den Eindruck, daß sie selbst es war, die der Angst die Verstecke vorzuspiegeln verstand. Spiegel spielten hier überhaupt eine große Rolle — Spiegel etwa, auf die man zuschritt, während sich die Gefahr unter dem Trugbild der eigenen Gestalt näherte. Auch der Kreis wurde verwandt, der sich in seiner wahren Figur erst enthüllte, nachdem man lange Zeit und auf den kompliziertesten Wegen sich zu entfernen geglaubt hatte: plötzlich erkannte man, daß die Gefahr stets im Zentrum der Bewegung geblieben war. Ebenso dienten endlose Ketten der verschiedenartigsten Erlebnisse dazu, das Angstgefühl zu steigern, das in einem Maße wuchs, in dem der fallende Stein an Geschwindigkeit gewinnt. Lange Zeit war man in andere, furchtbare Vorgänge verwickelt, bis man dann doch wieder magnetisch auf die dunkle Gestalt zugeführt wurde, die zu erkennen gab, daß sie auch hier als die wirkende Kraft tätig gewesen war.

Alle speziellen Bilder haben sich verwischt, nur eins ist mir noch halb in Erinnerung, von dem ich annehme, daß es in Amsterdam gespielt haben muß. Ich träume oft von dieser Stadt, in der ich niemals gewesen bin; dunkle Wasserzüge, die schweigend zwischen alten Häusern stehen, besitzen etwas Bedrückendes. Dort stand ich mit einem Geheimpolizisten, der mir wie ein von der öffentlichen Ordnung bestimmter guter Geist zum Schutze beigegeben war, halb über die Steinbrüstung einer schmalen Brücke gelehnt und starrte auf eine Reihe von Wäscherinnen, die Leinenstücke durch das trübe Wasser zogen. Das heißt, diese Tätigkeit war nur eine vorgespiegelte; wer durch sie hindurchsehen konnte, erkannte wohl, daß hier irgendein dämonisches Geschäft getrieben wurde. Vergebens versuchte ich aber, dies meinem Begleiter zu erklären, der Maßnahmen zu meiner Rettung treffen sollte und der doch nur die friedliche Außenseite zu erblicken imstande war. Ich aber

übersah sowohl die Bosheit des Feindes, der gegen mich tätig war, wie die völlige Aussichtslosigkeit, einen normalen, wachen Verstand von ihr zu überzeugen; und dieses Unvermögen stürzte mich in eine Verzweiflung, die mich immer schneller, dringender und, wie ich mit Entsetzen wahrzunehmen begann, nun völlig sinnlos reden ließ. In demselben Maße, in dem meine Stimme rasender wurde, wurde das Gesicht meines Begleiters abweisender, während das Hohngelächter auf der anderen Seite sich steigerte. Es wurde mir gewiß, daß ich rettungslos verfallen war. — — —

Träume sind tief; ihre Bereiche sind es, in denen der Seele die Flügel weniger gebunden sind, und sie sprechen uns in Bildern an, die von Bedeutung geladen sind. Träume deuten, heißt unter ihrem Bildwerk den geheimen Sinn aufspüren, der sowohl der Nacht wie dem Tage zugrunde liegt. Es ist mein geheimer Stolz, daß ich hinter der Mathematik der Schlachten den prächtigen Traum witterte, in den sich das Leben stürzte, als ihm das Licht zu langweilig ward. Daher ist es mir gelungen, den Krieg den Spießbürgern aus den Zähnen zu reißen, was in einer Zeit der allgemeinen Wehrpflicht nicht einfach ist und wofür mir mancher wackere Kerl seinen Dank ausgesprochen hat.

Aber was in den feurigen Traumlandschaften des Krieges gültig war, das ist auch in der Wachheit des modernen Lebens nicht tot. Wir schreiten über gläsernen Böden dahin, und ununterbrochen steigen die Träume zu uns empor, sie fassen unsere Städte wie steinerne Inseln ein und dringen auch in den kältesten ihrer Bezirke vor. Nichts ist wirklich, und doch ist alles Ausdruck der Wirklichkeit. Im Heulen des Sturmes und im Prasseln des Regens vernehmen wir einen verborgenen Sinn, und schon dem Zuschlagen einer Tür in einem einsamen Haus hört selbst der Nüchternste nicht ohne Spur von Mißtrauen zu. In dem sehr rätselhaften Gefühl des Schwindels deutet sich das uns ständig wie ein unsichtbarer Schatten begleitende Bewußtsein der Bedrohung an, und Pascal bemerkt mit Recht, daß auch

der größte Mathematiker, der an vollkommen sicherer Stelle vor einem Abgrunde steht, sich ihm nicht zu entziehen vermag. Der Glaube an die Anwesenheit feindlicher Mächte gehört dem Bereiche unserer tieferen Überzeugung an, und es gibt in Augenblicken, in denen der Mensch überraschend von einer tödlichen Krankheit Gewißheit erlangt, eine schreckliche, tonlose Art zu sagen: »Ich wußte es.« Und sicher stellt sich in der Stunde, in der das Leben verblaßt und in der wir schon auf dem halben Wege zur dunkelsten Pforte sind, ein Maskenzug sonderbar bekannter Gesichter ein.

Soviel ist gewiß, daß eine Art des Bewußtseins, die nur während des Lebens, und auch hier höchstens zur Hälfte seiner Zeit, von Gültigkeit ist und an der sowohl der Schlafende wie das Kind, auch Berauschte, Dichter und Liebende keinen Anteil haben, nur sehr bedingte Werte zu setzen vermag. Es gleicht dem Freunde in der Not, und je fester wir uns darauf verlassen, desto schutzloser stehen wir da. Daher besitzen Katastrophen innerhalb der Zivilisation etwas so unendlich Bedrückendes, weil hier alle tieferen Quellen der Hilfe verschüttet sind. In demselben Maße, in dem wir uns gegenseitig gegen äußere Unbilden zu versichern suchen — und dies ist eine der höchsten Bestrebungen dieser Zeit —, in demselben Maße, in dem wir unsere Beziehungen in juristische Verhältnisse auflösen und dem Individuum Ellbogenfreiheit geben, schneiden wir uns von den Gemeinschaften ab, in denen wir uns entscheidend zu Hilfe kommen können.

So lebt der Einzelne inmitten der Millionenstädte der Zeit in einer eisigen Isolation. So aber auch bereitet sich die Stunde der Rattenfänger vor, der großen Zauberer, denen die alten, furchtbaren Melodien überliefert sind.

Einen kleinen Beitrag über das Verhältnis, das zwischen dem Rausche und dem Bösen besteht, ergibt auch die folgende Betrachtung: Durch den Rausch spannt der Mensch gleichsam einen Schirm über sich aus, der ihn während seines Verkehrs mit dem Dämon verbirgt. Daher hat es seine Be-

deutung, daß den Rauschmitteln sowohl eine anreizende wie eine betäubende Kraft innewohnt. Die auf den ersten Blick fast unerklärliche Tatsache, daß es Drogen gibt, die sowohl einzuschläfern wie die Vitalität in unerhörtem Maße zu steigern imstande sind, steht in Beziehung zu der Bipolarität der moralischen Welt.

So ist es sehr glaubwürdig, daß der einmal von Tolstoi erwähnte Mörder, bereits in ein Haus eingedrungen, vor der Tat unschlüssig zaudert und seine letzten Bedenken erst nach dem hastigen Genusse einer Zigarette fallen läßt. Durch solche Maßnahmen wird ohne Zweifel eine Stimme des inneren Zwiegespräches betäubt und die andere wild und reißend gemacht.

Hier fällt ein besonderes Licht auf die Anwendung der Narkotika in der Medizin, die das 19. Jahrhundert in reichem Maße entwickelt hat. Der Schrift eines Freiherrn von Weizsäcker, die ich in diesen Tagen las, einer kleinen Oase übrigens, entnehme ich, daß man heute innerhalb der Medizin die alte Frage nicht mehr als ganz absurd betrachtet, ob in der Krankheit ein Schuldverhältnis zum Ausdruck kommt. Unter diesem Gesichtswinkel würde dem Schmerz die Rolle eines körperlichen Gewissens zufallen und in seiner künstlichen Betäubung das Ausweichen vor einer Verantwortung zu erblicken sein. Ohne Zweifel besitzt der Gedanke etwa an eine Geburt, die in der Narkose geschieht, etwas sehr Beunruhigendes. In meiner persönlichen Erfahrung verknüpft sich die Erinnerung an eine Schrapnellkugel, die mir, wie ich freilich gestehen muß, gegen meinen Willen, bei Bewußtsein herausgenommen wurde, mit dem Gefühl einer Art von Pflichterfüllung; und dergleichen dürfte bei einigem Nachdenken wohl jeder aufzuweisen haben. Auch dürfte die Erinnerung an einen völlig sinnlosen Rausch weit angenehmer sein als die an irgendwelche während des Rauschzustandes verübten Exzesse, die aber wenigstens als solche noch kontrollierbar sind. Hiermit hängt das quälende Gefühl zusammen, das sich einstellt, wenn beim Erwachen

der Traum verrinnt, wenn er gleichsam unter den Händen verrieselt, ohne Spuren zu hinterlassen. Der Mensch, der Wert auf seine Erlebnisse legt, wie sie auch immer seien, und der sie als Teile seiner selbst nicht im Reiche der Dunkelheit zurücklassen will, erweitert den Umkreis seiner Verantwortung.

Diesen Umkreis zu *verringern*, ist aber gerade das Bestreben der modernen Humanität. Daraus ergibt sich ihre Wertung des Rausches; sie schätzt seine narkotische Seite, das Chloroform, sie scheut die stimulierende, etwa das fließende Blut. So haftet auch allen Ideen, mit denen sie operiert, etwas Narkotisches an — ihr Sozialismus, ihr Pazifismus, ihre Auffassung der Justiz, des Verbrechens, der Gesellschaft überhaupt, dies sind alles Dinge, die ohne Scheuklappen gar nicht denkbar sind. Daher müssen sie auch jedem aufs tiefste zuwider sein, der die Fülle des Lebens, seine Mannigfaltigkeit und die glühende Pracht seiner Räusche liebt — jedem, der das tragische Bewußtsein und die Wucht seiner Verantwortung um keinen Preis drangeben möchte, auch wenn sie mit Keulenschlägen und Kanonenkugeln trifft.

Die moderne Humanität, diese Similisonne des Menschentums, ist den guten und bösen Geistern, den Höhen und Abgründen gleich weit entfernt. Ihr Weg gleicht dem eines Wanderers, den ein grauer Wolkenschirm vor den Strahlen eines unbarmherzigen Lichtes schützt und den eine staubige Landstraße von den unterirdischen Gewässern trennt. Sie ist ein Traum, aber einer ohne Farben und Bilder, einer der langweiligsten Träume, auf die man je verfallen ist, ein Traum, wie ihn ein Straßenbahnpassagier um drei Uhr nachmittags träumt. Sie ist eine Angelegenheit der Straßenbahnpassagiere überhaupt. Es ist unmöglich, an ihr teilzuhaben, insofern man sein Leben durch Spannung, Rang und Unterschied bestimmt, insofern man Krieger, Gläubiger oder Dichter, Mann, Weib oder Kind ist, ja schon insofern man die fehlende halbe Flasche Sekt im Leibe hat.

Über das deutsche Bier ist viel geredet worden. Seinen entscheidenden Mangel sehe ich darin, daß seine stimulierende Wirkung in gar keinem Verhältnis zur narkotischen steht, daß es also vor allem schläfrig macht. Die Seßhaftigkeit, die Kannegießerei, der Verein, die deutsche Politik, die deutsche Gemütlichkeit, die deutsche Objektivität — mit einem Worte, die deutsche Schläfrigkeit. Ein Soldat, der vor dem Sturmangriff einen halben Liter Bier austrinkt, dürfte ein Kuriosum sein.

Auch der Franzose hat seine ekelhaften Caféhausspießer, seine Bouvards und Pécuchets, aber man hat sich dort den Weg zur Bösartigkeit nicht künstlich verschwemmt. Der Weintrinker ist nüchterner, wie ein Mensch, der mit gefährlicheren Stoffen hantiert; so habe ich in Neapel, wo es mir Spaß machte zu hören, daß man während des Krieges nicht wagen durfte, das Weißbrot abzuschaffen, weil sich das Volk innerhalb von zwei Stunden auf den Plätzen zusammengerottet hätte, kaum einen Betrunkenen gesehen. Der Mann, qui boit son vin sec, besitzt ein Verhältnis zur Revolution, die einen der Versuche des Lebens darstellt, sich in Zeiten der Erschöpfung die Reservequellen zu erschließen, die im Bösen verborgen sind. So können die furchtbaren Reden im Konvent, in denen man im Spiel der Worte um Köpfe pointierte, noch heute nicht ohne Herzklopfen gelesen werden, während die Nationalversammlung von 1848 in den Folianten ihrer Berichte nichts als ein unfehlbares Schlafmittel, als die gesammelten Bierreden des deutschen Idealismus hinterlassen hat. Ohne die Fußtritte in den Hintern, die die Soldaten auf dem Marsche nach Spandau austeilten, würde doch gar zu wenig herausgesprungen sein; und einer der Augenblicke, die ich mir mit dem größten Behagen vorstelle, ist der, in welchem Schopenhauer dem preußischen Leutnant, der aus seinem Hause das Feuer eröffnen will, sein bestes Perspektiv zur Verfügung stellt.

Ja, es ist ein gut Ding um den deutschen Humor, wie einer der beliebten Sprüche sagt, aber für meinen Geschmack

besitzt ein Humor, wie er in der Reuterschen »Festungstid« zum Ausdruck kommt, verflucht wenig Erbauliches.

Der Gedanke, daß irgend jemand, von welcher Seite auch immer, jene Steckrübenrevolte von 1918, in der sich die Erschöpfung wohl am typischsten und mit den fadesten Mitteln narkotisierte, anstatt sich zu stimulieren, auf ähnliche Weise schmackhaft zu machen versuchen könnte, besitzt etwas Unleidliches; ebenso wie der Gedanke, daß damals der Plan einer Levée en masse nur in einem jüdischen Gehirn getragen wurde, etwas Beschämendes besitzt.

Es gibt Zeiten, in denen die einzig erfreuliche Stimmungslage des Humors die des blutigen Humores ist und in denen es ein gut Ding um die deutsche Galle wäre. Dies ist freilich fast ein Widerspruch in sich; eine Spur davon scheint nur in den grimmigen Liedern, mit denen die alten Landsknechte im wütenden Übermut angriffen, zurückgeblieben zu sein. »Schweizer, ich scheiß dir ein' Dreck auf den Bart!« Es scheint fast, als ob wir uns so prächtige Kerle wie einen Herzog Alba oder wie sie el Greco mit Farben wie aus Blut und Galle gemischt auf die Leinwand brachte, immer von außerhalb verschreiben müßten. Eigentlich gab nur der Sturm und Drang unserer Jugend einmal eine Stimmung, die die Zone durchbricht, innerhalb deren man Spaß versteht — Schiller, als er sich noch für den Karl Moor begeisterte, Klinger, dessen Helden sich so wenig zu lassen wissen, daß sie sich am liebsten in eine Pistole laden und in die Luft knallen lassen möchten, später Grabbe, dessen Herzog von Gotland eine der besten Ohrfeigen in das Gesicht der Gemütlichkeit ist. Man sollte das künstlich züchten, wie man in den Alpendistrikten das Wachstum der Schilddrüse zu fördern sucht, indem man das Salz mit Jodpräparaten versetzt. Vielleicht wäre es gut, das Bier anstatt mit Hopfen mit Stechapfelkörnern zu bittern oder mit jenen Fliegenpilzen, mit deren Aufgüssen sich der Lappländer bösartige Flugträume verschafft. Dieser Wunsch trieb Nietzsche, als er aus Turin an Brandes schrieb, daß man

die Deutschen durch »Esprit rasend machen« müsse, und ohne Zweifel mangelt es an Leuten, die die Rolle der Banderilleros beim Stiergefecht zu spielen, das heißt, dem faulen Stier mit Schwärmern und glühenden Schwämmen zu Leibe zu gehen verstehen.

Unsere Hoffnung ruht in den jungen Leuten, die an Temperaturerhöhung leiden, weil in ihnen der grüne Eiter des Ekels frißt, in den Seelen von Grandezza, deren Träger wir gleich Kranken zwischen der Ordnung der Futtertröge einherschleichen sehen. Sie ruht im Aufstand, der sich der Herrschaft der Gemütlichkeit entgegenstellt und der der Waffen einer gegen die Welt der Formen gerichteten Zerstörung, des *Sprengstoffes* bedarf, damit der Lebensraum leergefegt werde für eine neue Hierarchie.

Gestern noch, bei einem nächtlichen Spaziergang durch entlegene Straßen des östlichen Viertels, in dem ich wohne, bot sich ein einsames und finster heroisches Bild. Ein vergittertes Kellerfenster öffnete dem Blick einen Maschinenraum, in dem ohne jede menschliche Wartung ein ungeheures Schwungrad um die Achse pfiff. Während ein warmer, öliger Dunst von innen heraus durch das Fenster trieb, wurde das Ohr durch den prachtvollen Gang einer sicheren, gesteuerten Energie fasziniert, der sich ganz leise wie auf den Sohlen des Panthers des Sinnes bemächtigte, begleitet von einem feinen Knistern, wie es aus dem schwarzen Fell der Katzen springt, und vom pfeifenden Summen des Stahles in der Luft — dies alles ein wenig einschläfernd und sehr aufreizend zugleich. Und hier empfand ich wieder, was man hinter dem Triebwerk des Flugzeuges empfindet, wenn die Faust den Gashebel nach vorn stößt und das schreckliche Gebrüll der Kraft, die der Erde entfliehen will, sich erhebt oder wenn man nächtlich im D-Zug sich durch die zyklopische Landschaft des Ruhrgebietes stürzt, während die glühenden Flammenhauben der Hochöfen das Dunkel zerreißen und inmitten der rasenden Bewegung dem Gemüte

kein Atom mehr möglich scheint, das nicht *in Arbeit* ist. Es ist die kalte, niemals zu sättigende Wut, ein sehr modernes Gefühl, das im Spiel mit der Materie schon den Reiz gefährlicherer Spiele ahnt und der ich wünsche, daß sie noch recht lange nach ihren eigentlichen Symbolen auf der Suche sei. Denn sie als die sicherste Zerstörerin der Idylle, der Landschaften alten Stils, der Gemütlichkeit und der historischen Biedermeierei wird diese Aufgabe um so gründlicher erfüllen, je später sie sich von einer neuen Welt der Werte auffangen und in sie einbauen läßt.

O du stählernste Schlange der Erkenntnis — du, die wir verzaubern müssen, wenn du uns nicht erwürgen sollst!

In den letzten beiden Jahren habe ich zuweilen mit Fliegern verkehrt, einmal auch einige Herbstwochen auf einem Flugplatze gelebt. Es ist dies gute Gesellschaft, weil sich in ihr das für diese Zeit mögliche Höchstmaß an Rasse zusammendrängt, ein gesteigertes Arbeiter- und Soldatentum, ausgeprägt in ein gutes Metall, mit einem in Dienst gestellten Intellekt und doch nicht ohne eine gewisse Freizügigkeit und aristokratische Leichtigkeit.

Sehr fesselten mich eingehende Gespräche über den Luftkampf während der letzten Jahre des Krieges, und ich versäumte keine Gelegenheit, mich über die geringsten Daten ins Bild setzen zu lassen, schon um von der Menge ganz wunderbarer Gestalten zu hören, die sich unter so eigenartigen und einmaligen Bedingungen in der Zone einer explosiven Vitalität entfalteten.

Wiederum fand ich bestätigt, was mir schon von jeher klar gewesen ist, nämlich daß zur Beherrschung der Formen eines Lebens, das sich unter höchster Gefahr vollzieht, durchaus nicht die »Nerven von Stahl« die entscheidende Mitgift sind. Der Kampf im Rahmen der Zivilisation setzt im Gegenteil ein hohes Maß von Sensibilität voraus; und je tiefer man in eine kämpfende Einheit eindringt, über den Stahl der Waffe, die körperliche Konstitution, das

nervosanguinische Temperament bis zur metaphysischen Kraft, die in den Raum hineinwirkt, desto feiner wird die sich verwirklichende Substanz und desto fruchtbarer ihre Energie.

So ist es auch bei Katastrophen keineswegs gleichgültig, in welcher Zone das Leben zusammenbricht, denn seine Kampfkraft speist sich von innen heraus. Zerbrechen die Waffen, so schafft der Körper Rat; der kranke Körper wird dem Zwange der Nerven unterstellt, und selbst die Nerven können bezwungen werden. Es hängt von dem Grade der Gemeinheit ab, bis zu welchem Punkte das Leben seine Entscheidungen ausschlägt und an welchem es sich verloren gibt. Daß dies etwa im Naturalismus, im historischen Materialismus, im Darwinismus, kurz in allen für die Massen des späten 19. Jahrhunderts maßgeblichen Fragestellungen sehr früh, nämlich schon beim Hunger, geschieht, daß in ihnen die Konflikte nicht bis in die Wurzel vorgetrieben werden und daß damit auf die Beschwörung der letzten Tugenden, der schlummernden Löwen im innersten Dickicht, verzichtet wird, das spricht für den unübertrefflichen Grad an Gemeinheit einer ganzen Zeit, deren geschwätzige Normaluhren bei uns noch längst nicht abgelaufen sind.

Doch nicht hiervon, sondern von *uns* soll die Rede sein. Die Tatsache, daß es unter dieser Jugend vereinzelte Erscheinungen gab, die die versagenden Nerven durch Rauschmittel zu bändigen versuchten und sich so einer unbeschreiblich schnellen Zerstörung in die Arme warfen, liefert einen kleinen, aber aufschlußreichen Beitrag zum Studium der tragischen Welt. Vielleicht besitzt sie, wenigstens für mich, gerade deshalb etwas Liebenswertes, weil in ihr eine Schwäche, allerdings die Schwäche eines heroischen Geistes, zum Ausdruck kommt. Das große, abenteuerliche Herz, das sich von seinen Mitteln verlassen sieht und das sich fürchtet, von ihnen in der Stunde des Schreckens verraten zu werden, beschwört, weil es sich nicht stark genug fühlt, die Hilfe der Dämonen herbei. Es ist dies die Furcht vor der Furcht,

ein Gefühl, das sich freilich dem Feigling nicht gönnt. Bei diesem Worte muß ich des jungen Freundes gedenken, der, fast ohne militärische Ausbildung, aus dem Transportzuge heraus in einen flandrischen Nachtangriff geriet. Während die alten Soldaten um ihn herum längst Deckung genommen hatten, schritt er wie ein Kind in die unbekannte, feuersprühende Landschaft hinein, und er gestand später, fast verlegen, daß ihn dabei der Gedanke beschäftigt hätte, ob denn sich hinzulegen auch »statthaft« sei. So schritt er denn voran, bis ihn ein Geschoß zu Boden warf, und noch heute, wenn ich ihn mit seiner schiefgeschossenen Schulter in die Tür treten sehe, empfinde ich ein Gefühl der Dankbarkeit — darüber, daß wir trotz allem in einer Zeit leben, in der die Träume der Kinder doch nicht ganz enttäuscht worden sind. Nein, es ist nicht wahr, daß Plutarch gelogen hat, und Ariost noch viel weniger.

Der Gedanke eines Luftkampfes, zu dem sich ein Mensch durch Betäubung gezwungen haben könnte, besitzt, wenn man ihm näher nachgeht, etwas Verwirrendes; er bestätigt, daß das Leben sich in ganz phantastische Lagen begibt, in Räume, von deren verschwiegener Fremdheit man nur sehr entfernte Vorstellungen gewinnen kann. Besaßen die normalen Umstände schon etwas außerhalb aller Erfahrung Liegendes, gleich einem von allen modernen Energien durchfluteten Traume aus »Tausendundeiner Nacht«, so schob sich wohl nun ein zweiter, unerhörter Traum in sie hinein, der, mit dem Erlebnis des Fabelhaften als mit der gegebenen Basis operierend, es in eine neue seelische Potenz erhob. Übrigens hat die Erscheinung, die sich hinter diesem durch die Zeit gewobenen Schleier verbirgt, von jeher die Aufmerksamkeit des Dichters erregt; die Gestaltungen des Ajax, des Rasenden Roland, auch des Bruders Medardus und des Don Quixote stehen in Beziehung zu ihr. Es ist dies eine Art der Betrachtung, die die Regionen des Traumes und der Wirklichkeit wie zwei durchsichtige Gläser übereinanderschiebt, die auf den seelischen Brennpunkt gerichtet sind.

So liebte ich es damals, mir die erhabenen Träumereien eines Menschen vorzustellen, der aus Furcht vor der Furcht seine Nerven mit der weichen, weißen Watte der Betäubung umhüllte und der unter dem trügerischen Schutz einer künstlichen Schmerzlosigkeit, grenzenlos allein mit all den tausend Bildern und Gedanken, die der Rausch anfluten läßt, über den Wolken seine einsamen Kreise zog. Vielleicht schoß er, wenn die Begegnung erfolgte, mit einem Gefühl der Gleichgültigkeit seine Schüsse ab, als müßte dies so sein. Vielleicht tat sich während des Augenblickes, in dem er in der steilen Kurve lag und die Spanndrähte heulten, eine Welt sonderbarer Einsichten vor ihm auf, und er verfügte über eine endlose Zeit, seine Gedanken zu Ende zu denken, ehe er wiederum zum Schusse kam. Ja, und vielleicht war die Kette seiner Bilder gerade sinnvoll in sich zurückgelaufen, und alle Gedankenstrahlen waren ins Zentrum des letzten, endgültigen Schlusses gebracht, als das Geschoß ihn mit jener rätselhaften Notwendigkeit traf, mit der der Schnittpunkt von Traum, Schlaf und Erwachen im rasselnden Klange eines Weckers liegt.

Aber was der eigentliche Inhalt all dieser Formen des Lebens, die sich so einmalig, einzigartig und unwiderruflich vollendeten, gewesen ist und ob es auch wirklich ein Auge gab, das alles dieses sah, aufnahm und würdigte, oder ob es nur ein flüchtiges Spiel war, das wie eine Welle am Strande der Ewigkeit verrauschte und das wir trotzdem bejahen und mit unseren unvollkommenen Mitteln zu würdigen suchen müssen — *das* ist der tiefere Schmerz, der hinter diesen Vorstellungen brennt.

So müssen wir denn sagen mit dem Feldhauptmann Bernal Diaz, dem treuen Begleiter Cortez' auf dem wunderbaren Zuge durch Mexiko: *Wir* sind es, die von diesen Erlebnissen berichten müssen, da die Wolken und Berge, die auf sie herabsahen, dazu nicht imstande sind.

*Berlin*

In diesen Tagen schloß ich durch Zufall Bekanntschaft mit der »Philosophie du Boudoir« des Marquis de Sade. Dies ist ein Geist, der über seinen Rousseau mit Konsequenz hinausgelesen hat und zu dessen Prosa die gepuderte und mit Diavoletti gekörnte der Crébillon, Couvray und Laclos sich verhält wie der Stichdegen des Kavaliers zum breiten Beil des Septembriseurs. Dies ist der Erdwolf, der heulend durch die Kloaken jagt, mit feuchtem, klebrigem Fell und dem unersättlichen Fleischhunger, der endlich Blut säuft und die Abfälle des Lebens frißt. Jeder Trunk aus den roten Bechern ist wie Meerwasser, das den Durst immer rasender macht.

Recht aufschlußreich ist auch das Technische: so die Trennung der Worte und Satzfetzen durch Gedankenstriche, die die Sprache des Atems beraubt und sie in ein Röcheln und Stöhnen zerreißt; so das endlose Aneinanderreihen synonymer Worte für Handlungen und Gegenstände, die dadurch immer sinnfälliger und gieriger ertastet werden sollen — die Sprache bohrt sich mit glühenden Stacheln ins Fleisch; so die Anführungsstriche, durch die jedes beliebige Wort zur Zote gestempelt wird — die Voraussetzung eines verruchten Einverständnisses des Lesers mit dem Autor ist absolut; so eine Manier, inmitten der eindeutigsten Ausführungen plötzlich statt Hose »Unaussprechliche« zu sagen, um den Stellen des wildesten Handgemenges durch ein unerwartet abgebranntes Blitzlicht der Prüderie den letzten Grad der Sichtbarkeit zu verleihen.

Zufällig habe ich schon vor einiger Zeit ein aufschlußreiches Zwischenstück, ein missing Link aufgestöbert in Form des fast verschollenen Romanes »Gevatter Matthieu oder Die Ausschweifungen des menschlichen Geistes« von Dulaurens, der als Verfasser atheistischer Bücher im Gefängnis endete. Hier tritt der furchtbare Pater Johann auf, in dem die Tugend Rousseaus bereits sehr deutlich jenen Bestialismus abgespalten hat, der als eine ihrer Grundqualitäten in

ihr verborgen ist. Es macht mir Vergnügen, daß ich die »Confessions« schon sehr früh, schon vor dem Kriege, mit dem innersten Gefühl als das aufgenommen habe, was sie sind: als ein schändliches Buch.

Der Marquis de Sade ist übrigens nicht schändlich, sondern verrucht. Daher ist er für meinen Geschmack auch weit lesbarer als Rousseau. In ihm stellt sich, freilich in einer abnormen und höchst widerwärtigen Erscheinung, das Leben immerhin mit Krallen, Hörnern und Zähnen zum Kampf. Ohne sich in seiner Mißgeburt verleugnen zu wollen, stellt es sich dar und fordert in einer teuflischen Einsamkeit das Gesetz selbst gegen sich heraus. Hier liegt auch der Grund, aus dem mir der Anarchist viel sympathischer ist als der Kommunist, zwischen welchen beiden ein sehr ähnliches Verhältnis besteht wie zwischen Sade und Rousseau. Ebenso ist der Verbrecher, und vor allem der geborene Verbrecher, sympathischer als der Bettelmann.

Erkennt man die heroische Weltanschauung als verbindlich an, so muß man auch fühlen, daß der Schmerz, den die Gewalt verursacht, weit erträglicher ist als der, der mit den vergifteten Waffen des Mitleids trifft. Der Verbrecher ist ein Mann, der den Krieg erklärt — nun gut, und er selbst ist am wenigsten darüber erstaunt, daß man mit ihm nach Kriegsbrauch verfährt, denn diese Konklusion war bereits in seinen Prämissen enthalten, um so selbstverständlicher, je mehr er eine von Natur böse Natur und je weniger er einer von den kleinen, bürgerlichen Gelegenheitsdieben war, die der Zufall bäckt — oder auch ehrlich läßt. Auch gibt es eine unerbittliche Haltung, die dem Verbrecher menschlich viel näher ist als die moderne Humanität; Huysmans hat dies in seiner Abhandlung über den Prozeß des Gilles de Rais unübertrefflich hervorgehoben; er hat es die weiße Flamme der mittelalterlichen Liebe genannt.

Entsprechendes läßt sich von der Haltung des Anarchisten sagen, nicht aber vom Kommunismus, vom *deutschen* Kom-

munismus wohlgemerkt, der einen weit geringeren Zusatz vom Metall der Anarchie in sich verbirgt als etwa der russische — einem äußersten Kleinbürgertum, einer Aktiengesellschaft im Schrebergartenstil, deren Grundkapital der Schmerz und seine Reaktionen und deren Ziel nicht die Vernichtung, sondern eine besondere und langweiligere Ausbeutungsform der bestehenden Ordnung ist.

Diese Ordnung wird nicht angegriffen als Qualität, worüber sich sofort und hinsichtlich jeder möglichen Ordnung reden ließe, sondern in bezug auf eine ihrer quantitativen Eigenschaften, weshalb denn auch jedes Schwungrad munter weiterläuft und sich im Wesentlichen nichts verändert, was ja auch ganz absurd zu denken wäre. Dem entspricht eine Haltung, die zwar wenigstens auf kriegerische Taktik und Gewaltanwendung nicht verzichtet, ihr aber nicht jene Not, die von äußeren Dingen ganz unabhängig ist, zugrunde legt, sondern Leid und Mitleid, das sich dazu noch auf materielle Umstände bezieht.

Daher ist es auch ganz unmöglich, daß an Stelle von Intelligenzen führende Geister von Rasse in den Kommunismus einströmen, der ein Ausfluß der Unterdrückung, nicht aber der Selbstherrlichkeit ist — oder in dem Augenblick, in dem das geschähe, bliebe vom Kommunismus nur noch der Name zurück. Denn Geister dieser Art sind unfähig, sich rein in der materiellen Schicht zu verständigen. Auch spielen die Leiden keine entscheidende Rolle für sie, sie scheuen sie nicht — ja sie suchen sie auf. Außerdem wird man ihnen nicht klarmachen können, warum ein Zustand, der unwürdig ist, von dem Augenblick an, in dem er sich besser bezahlt macht, aufhören sollte, unwürdig zu sein. Sie fühlen wohl, daß in diesem Falle der Wille zu einem weit gründlicheren, zu einem qualitativen Umsturz aufzutreten hätte, der freilich ohne seelische Voraussetzungen gar nicht als notwendig empfunden wird und der von Bettelleuten, das heißt von Naturen, deren Gesinnung von Geld abhängig ist, nicht aufgebracht werden kann.

Demgegenüber stellt sich der Anarchist klar aus der Ordnung heraus; er greift sie nicht als eine in sie eingebettete, infizierte Zelle an, sondern er sucht das Verhältnis eines selbständigen, kämpfenden Organismus auf. Dieses Verhältnis besitzt eine weit sauberere und notwendigere Natur. So kommt es, daß der Kommunist warten muß, bis die Gesellschaft reif ist, ihm als Beute anheimzufallen, und daß er wiederum nur in Gesellschaft, nur en masse, diese Beute verwerten kann. Anders ausgedrückt: der Kommunismus ist zum entscheidenden Kampf gegen die Gesellschaft ganz unfähig, weil diese zu seinen Anschauungsformen gehört. Er ist kein Aufstand gegen die Ordnung, sondern ihr letzter und langweiligster Triumph.

Nicht so der Anarchismus, der sich daher auch sofort, in jedem Einzelnen und in allen seinen Konsequenzen, vollziehen läßt. Hier gibt es kein goldenes Zeitalter, dessen einziger Ertrag die Pränumerandozinsen sind, die sich die Agitation zugute kommen läßt. Jeder Einzelne, sofern er nur in sich selbst die Gesellschaft entschieden vernichtet hat, kann sofort dazu übergehen, diese Vernichtung auch am äußeren Bestande der Gesellschaft zu vollstrecken, insofern er es nicht überhaupt verachtet, sich selbst in dieser Form noch mit ihr abzugeben, weil er es vorzieht, in der Ferne, in ursprünglichen Landschaften als Täter oder auch in der hermetischen Abgeschlossenheit eines Großstadtzimmers als Denker und Träumer seinem Willen den Rang einer absoluten Instanz zu verleihen.

Damit hängt es zusammen, daß der Kommunismus als eine Erscheinung gesellschaftlicher Natur auf Vertretung durch einen gesellschaftlichen Körper, durch eine Partei, angewiesen ist und daß alle Kräfte, die außerhalb bleiben, ihm verloren gehen, während der Anarchismus einer solchen Vertretung durchaus nicht bedarf. Seine Tätigkeit summiert sich im Gegenteil um so besser, je einsamer, unzusammenhängender und verschlossener sie im einzelnen stattfindet — Stawrogin hat sehr Beachtliches darüber gesagt. Diese Tätig-

keit schneidet sich an jenem Orte, den ich den magischen Nullpunkt nenne, einem Punkte, den wir passieren werden und an dem zugleich nichts und alles ist. Sie wird heute von sehr vielen, in allen Lagern, Schichten und Parteien zerstreuten Kräften ausgeübt, von einer feindlichen Brüderschaft, von der keiner den anderen und von der doch jeder die *Signale* kennt. Wir leben in einer seltsamen Zeit.

»Was zum Teufel aber«, habe ich schon manchem anständigen Kerle gesagt, der sich eingeredet hatte, daß in einen leeren Beutel bereits gleichsam der Anspruch auf ein höheres Menschentum eingeschlossen sein müsse, »was zum Teufel haben wir mit der schmutzigen Wäsche des Pöbels zu tun?« Es gibt keine Gemeinschaft der Unzufriedenen, und jede Unzufriedenheit ist genau so viel wert wie das, worauf sie sich bezieht. Mit Leuten, die nur die Kassenschränke im Auge haben, ist schlecht auf Abenteuer ziehen. Ein Mensch von Rang sollte sich lieber in böse als in schlechte Gesellschaft begeben, weil Rang und Wert nur in der tragischen, nicht aber in der sozialen Welt zusammenfallen, in der vielmehr die Zahl die Rolle des Wertes übernimmt.

Aus diesem Grunde ist denn auch die Lösung des Anarchisten Karl Moor so durchaus menschlicher, die des Sozialisten Karl Marx aber nur humanitärer Natur, wie denn überhaupt der Sturm und Drang eine äußerst erfreuliche Epoche ist, weil hier der Deutsche eine seiner selteneren Eigenschaften an die Oberfläche bringt und zeigt, daß ihm die Ordnung auch einmal langweilig werden kann. Da werden dann freilich, weil es das Herz ist, das im Guten und Bösen regiert, alle Grenzen überschritten — jene Grenzen, die der Verstand nur einebnen kann.

Dieser Wertung, wie gesagt, entspricht es, daß ich lieber verruchte Bücher lese als schändliche, die verruchte Tat eher anerkennen möchte als die schändliche, den Mord eher als den Verrat. Als schändlich habe ich merkwürdigerweise schon sehr früh die bekannten Passagen empfunden, in

welche der Verfasser des »Contrat social« die ahnungslosen Herzen lockt, und ich meine, jene erste Schwalbe, von der Sainte-Beuve spricht, leitet einen trüben Sommer ein. Es hat mich immer erstaunt, daß junge Leute oft schon so sicher in der Ablehnung komplizierter Erscheinungen sind, längst vor dem Abschluß eines festeren Bewußtseins — aber schließlich geht ja der Geschmack dem Urteil voran.

Das, was schändlich ist und worüber die Meinungen unendlich verschieden sind, habe ich eigentlich früher, wie mir scheinen will, durch den Geschmack viel schneller und sicherer festgestellt, als ich es mir heute klarmachen könnte. Freilich hat man auch beim Trinken sehr schnell heraus, daß das Getränk unzuträglich ist, während diese Abneigung durch die nachträgliche chemische Analyse erst viel später gerechtfertigt wird.

Ich wette, der wahre Freund der Bücher, der verläßliche und unsichtbare Begleiter des Dichters, der es nicht verlernt hat, mit jener Wildheit aufzunehmen, deren man mit sechzehn Jahren fähig ist, wird das körperliche Gefühl kennen, mit dem das Herz das ablehnt, was ihm zuwider ist. Ist ihm nicht jener Augenblick vertraut, in dem man ein Buch bei ganz bestimmten Stellen plötzlich beiseite legt mit dem Gefühl, nicht weiterlesen zu können, ehe man Atem geholt, ehe man sich irgendwie gesammelt hat? mit dem Gefühl, das sich unmittelbar an den Autor wendet: »Dies, dieses Peinliche, diese Demütigung hättest du mir nicht antun dürfen«?

Ja, daß Hektor erschlagen und daß seine Leiche durch den Sand geschleift wird, das läßt sich ertragen, aber man kann es eigentlich selbst Homer nicht verzeihen, daß er ihn zuvor dreimal schändlich um die Stadtmauer gejagt werden läßt. Denn das Mitleid ist ein Schatten, den das Herz sich auf das strahlende Bildnis des Helden zu werfen scheut, es ist eine Kränkung, die es ihm nicht zufügen möchte — ihm, dessen Sturz und Untergang es wohl mit Rührung und Trauer, ja auch mit einem geheimen Stolze beizuwohnen

vermag. Freilich mögen auch den Helden gemeine Anwandlungen bedrängen, wie selbst die Sonne ihre Flecken besitzt, aber wir verlangen von ihm und seinem Dichter, daß er sie verbirgt. Wir verlangen von ihm als dem höchsten Sinnbild des Lebens auch die höchste Vornehmheit, die diesem Leben innewohnt — denn selbst das Tier zieht sich, wenn es nicht mehr gerüstet ist, wenn es die tödliche Schwäche überfällt und wenn es fühlt, daß es kampflos sterben muß, in die Dunkelheit zurück.

So sucht auch der Selbstmörder, wenn er die Waffen streckt, häufig die tiefste Verborgenheit, die finsteren Abgründe des Wassers oder den dichtesten Schatten der Wälder auf; und ich möchte sicher glauben, daß der Selbstmord lieber im Dunkel der Nacht als bei Tageslicht vollzogen wird. Es entspringt dies einer Scham, die jenseits des persönlichen Bewußtseins liegt, in einer Schicht, die für die Menschen eine geheimere und gültigere Verbindlichkeit besitzt. Denn da hinter dem Tode das Bewußtsein erlischt, so könnte ihm auch das fernere Schicksal des Körpers, der es trug, gleichgültig sein. Dies ist aber keineswegs der Fall, und die Neigung des Selbstmörders, seine Überreste dem Lichte zu entziehen, entspricht dem Wunsche, einem wesentlicheren Auge einen schmählichen Anblick zu verbergen, der verrät, daß hier das Leben seiner Last, seiner Verantwortung nicht gewachsen war, daß es zu Kreuze kriechen und sich selbst im Stiche lassen mußte. Daher stellt der Selbstmord Sswidrigailows, dieser sehr aufschlußreichen Persönlichkeit im »Raskolnikow«, das äußerste Maß an russischer Schamlosigkeit dar.

Daß dem so ist, spricht sich am klarsten in der höchsten und uns unzugänglichen, in der stoischen Form des Selbstmordes aus, die die Antike kannte und die gerade in voller Öffentlichkeit vollzogen wurde. Hier, im Falle Senecas und Petrons, hielt das Leben jedoch bis zum letzten Augenblick die Feldzeichen hoch, es blieb in Rüstung, traf seine Bestimmungen, und der Tod stellte sich nicht als ein Erlöschen

des Willens dar, sondern als ein strenger, entschiedener Willensakt. Daher liebte man es auch, langsam und bei Bewußtsein zu sterben, indem man sich die Adern öffnen und zeitweilig wieder verbinden ließ. Ebendaher konnte man Zeugen dulden, ja herbeirufen, weil man nicht zu fürchten brauchte, durch Mitleid befleckt zu werden, denn man bot keinen schmählichen Anblick dar, sondern eine Haltung, der gegenüber Trauer, Anteil, ja auch Bewunderung eher am Platze waren.

Ähnlich muß es sich mit dem japanischen Harakiri verhalten, einem Akt, durch den das Leben sich nicht entwürdigt, sondern gerade auf eine Entwürdigung hin, möge sie ihm von ihm selbst oder von außen her angetan sein, zur schärfsten Ablehnung greift, die ihm zur Verfügung steht. Hier wirft das Leben den Leib des Einzelnen ab, gleichsam als ein Symbol, daß Sühne notwendig ist und daß das Gefühl für Reinheit nicht verloren gehen darf. Dennoch hat dieses etwas sehr Unverständliches für uns, die wir den freiwilligen Tod am höchsten werten, wenn er mit einem Höchstmaß aktiver Energie zusammenfällt; dies ist bei Winkelried, der sich ein Bündel von Speeren in die Brust reißt, und beim Füsilier Klinke, der sich, um Bresche zu schlagen, selbst in die Luft sprengt, der Fall.

In dem vorher Angedeuteten liegt auch der Grund, aus dem, meiner Ansicht nach, Hinrichtungen unter größter Öffentlichkeit stattfinden müssen, wenigstens bei Völkern, deren Schuldbegriff noch nicht durch die Rechenmaschine der modernen Zivilisation gegangen ist. Denn mag es sich hier auch, kausal betrachtet, um eine Strafe handeln, so findet doch im Wesentlichen, also innerhalb der magischen Gemeinschaft des Lebens, eine Sühne statt, und zwar die Sühne für eine Entwürdigung, die der Verbrecher nicht seinem Opfer, nicht sich selbst und auch nicht der Gemeinschaft angetan hat, sondern der menschlichen Würde überhaupt. Da an dieser Würde, an diesem heroischen Kern des Lebens jeder Einzelne Anteil hat, so wird durch ihre Verletzung

auch jeder Einzelne verletzt. Daher trifft auch das Beil viel weniger entscheidend den Verbrecher, dessen persönliches Bewußtsein ja in eben dem Augenblick, in dem es fällt, erlischt und der rein körperlich eher Objekt als Subjekt der Sühne ist, als alle anderen. Denn wie die Untat und ihre Folgen in der realen Welt nicht das Eigentliche des Verbrechens ausmachen, sondern die in sie eingeschlossene Störung einer höheren Gesetzmäßigkeit, so ist auch der Tod des Verbrechers nicht das Eigentliche, sondern die in ihn eingeschlossene Wiederherstellung dieser Gesetzmäßigkeit. Daher gehört zu den Wunschbildern einer vollkommeneren Welt der Verbrecher, der sich selbst zum Tode verurteilt, damit den Brüdern der Glaube nicht verlorengeht.

Dies ist im echten Drama der Fall, in dem der Dichter aus seiner höheren Einsicht heraus dieses Urteil an seinem eigenen Fleisch und Blut vollstreckt. So und nicht anders erklären sich auch jene rätselhaften Selbstbeschuldigungen der Zauberei, die uns aus dem Mittelalter überliefert sind. Sie entsprangen dem Gemüte von Menschen, die sich für eine wandelnde Beleidigung Gottes durch das Böse hielten und die ihr geheimstes Trachten als so furchtbar erkannten, daß die Ausbrennung ihres körperlichen Bildes sich ihnen als die einzige Möglichkeit offenbarte, ihres Anteils an der göttlichen Würde nicht für ewig verlustig zu gehen.

Doch wohin verlieren wir uns! Denn hier wäre der Punkt gekommen, uns auf Fragen einzulassen, die uns unseres letzten, zweifelhaften Anspruches auf Zivilisation berauben würden. Beeilen wir uns vielmehr zuzugeben, daß diese unsere Zeit durchaus im Rechte ist, alle ihre Mittel und das ganze Maß an Einsicht, über welches die Presse verfügt, gegen die Todesstrafe spielen zu lassen. Und wirklich, wenn der Glaube an ein tieferes Schuldverhältnis verlorengegangen ist, bleibt das Verbrechen als eine Erscheinung zurück, die mit den Mitteln der Logik und der Psychologie aufgelöst werden muß. Dann aber ist man imstande nachzuweisen, daß das Verbrechen entweder auf abnormen, auf krank-

haften oder auf sozialen Grundlagen ruht. Auch hier wird jeder Einzelne durch das Verbrechen betroffen, auch hier ein jeder von der Klinge des Beiles gestreift — diese schneidet jetzt jedoch nicht mehr in ein inneres und überpersönliches, sondern in ein äußeres und höchst persönliches Mißverhältnis ein. Man könnte sagen, daß die Gemeinsamkeit sich heute auf gemeinere Dinge bezieht — man kann aber auch sagen, daß es keinen Sinn mehr hat, Opfer zu vollziehen, von denen nur das Schmerzliche der Form, nicht aber die Bedeutung des Inhaltes bestehen blieb. Die Humanität hat recht, wenn sie mit dem individuellen Leben sparsam verfährt, nicht deshalb, weil dieses das Kostbarste wäre, sondern deshalb, weil es das Kostbarste ist, was ihr blieb.

Doch ich kehre zum Freunde der Bücher, zum unsichtbaren Begleiter des Dichters zurück, von dem ich annehme, daß ihm der Anteil an einem innigeren und heroischen Leben, am Leben der Krieger und Gläubigen noch nicht verlorengegangen ist oder daß er seiner teilhaftig zu werden wünscht. Diese Welt ist es, die die Kunst erfaßt, wenn sie zu den heißeren Quellen des Willens dringt, und diese Anstrengung ist es, von der Baudelaire sagt:

Dies ist es o gott! was bei all deinen herrlichkeiten
An unsre würde uns den glauben erwirbt:
Der glühende seufzer der hinrollt von zeiten zu zeiten
Und der am rande deiner ewigkeit stirbt.

Wir sahen den Selbstmörder sich der Verletzung des heroischen Charakters des Lebens wohl bewußt, das Rüstung verlangt. Wir sahen, daß die Untat in gläubigen Zeiten das Gemüt tiefer verstört, weil sie das Ebenbild eines höheren Lebens im Täter vernichtet und dadurch dieses allen Gläubigen gemeinsame Leben in Frage stellt. Das gleiche nun vermag auch der Dichter seinem Freunde anzutun, der ihm sehr wehrlos ausgeliefert ist, weil er ihm mit offenem Her-

zen gegenübersteht. Dies macht, nebenbei gesagt, die Ironie, die heute drei Viertel unserer Bücher färbt, zu einem des Dichters unwürdigen Mittel, da sie, gegen wen und was sie auch gerichtet sei, doch immer den Leser trifft. Denn ihr Wesen besteht darin, daß sie ein *Gefühl* anschlägt, das dann durch den nachschreitenden Verstand als unecht und vorgespiegelt erkannt werden soll. Sie verkauft also gleichsam das Herz an den Verstand, während der Humor gerade umgekehrt den Witz als eine Facette vorschiebt, deren sich das Herz zur Spiegelung bedient.

*Was* nun eigentlich als schmählich empfunden wird, das kann, wie gesagt, unendlich verschieden sein. Jedenfalls aber werden wir in jenem Augenblick, in dem wir ein Buch beiseite legen, weil irgend etwas in uns zu revoltieren beginnt, immer feststellen können, daß dies geschah, weil uns das Leben in einer Lage vorgeführt wurde, die unserem Gefühl als unwürdig erschien. Was aber als unwürdig erscheint, hängt von der Eigenart der Wertung ab. So wird sich etwa ein sachlicher Charakter an jeder Stelle unangenehm getroffen fühlen, die sich zum Pathos oder zur lyrischen Eindringlichkeit erhebt, weil hier sein Gefühl für Realität beleidigt wird. Er wird durch Jean Paul auf die Folter gespannt. Dem heroischen Charakter wiederum, an dem hier Anteil genommen wird, wird die Haltung Rousseaus ganz unüberwindliche Hindernisse entgegensetzen, weil ihm den Windungen einer gemeinen Seele gegenüber der Grad der Offenheit, mit dem sie geschildert werden, nicht als sittliches Äquivalent erscheint.

Was hätte wohl auch Entblößung mit Rüstung zu tun? Und wenn wir auch das Zittern des Herzens noch in seinen feinsten Fibrillen spüren wollen, so verlangen wir doch zugleich, daß es dreifach gepanzert sei. Daher ist auch alles, was die Russen schreiben, für uns ganz unerträglich, und weder die nachtwandlerische Feinheit des Zugriffes noch seine Unerbittlichkeit können darüber trösten, wie hier dem Leben ein Lumpen nach dem anderen vom Leibe gezogen

wird, bis dann endlich die ganze Erbärmlichkeit erscheint. Es kann sich hier natürlich nur um eine Grundwertung handeln, um eine Wertung und Ablehnung des intelligiblen Charakters, die mit allem, was Gestaltung heißt, gar nichts zu schaffen hat und die doch selbst vom naiven Gemüte mit Sicherheit empfunden werden kann. Der jämmerliche Aufmarsch der Erniedrigten und Beleidigten — das ist der Aufmarsch gegen alles, was vornehm ist und was gerade niemals eine Erniedrigung und Beleidigung zu dulden sich herablassen würde. Hier aber schleicht alles, was sich ins Gesicht treten läßt, um den Blick eines schmählichen Einverständnisses zu erbeuten, an uns heran. Wie geschäftig und mit welch unsauberer Wärme das, sowie man mit ihm allein ist, sich auszuziehen beginnt, und mit welcher Geschicklichkeit es gerade die edelsten Herzen auf die schärfste Folter legt! Hier tröstet das Märchen von jenem Magier, der, um eine innerste Schatzkammer zu erschließen, einer Reihe von Trugbildern zu widerstehen hatte, deren letztes ihm in Gestalt seiner eigenen Mutter erschien, die er mit dem Schwerte in Stücke hieb. Unsere Bilder liegen in weiteren, glänzenderen Fernen, in denen die fremden Siegel nicht mehr gültig sind, und zu unseren geheimsten Brüderschaften führt ein Weg, der durch andere Leiden geht. Auch hat unser Kreuz einen festen Griff und einen Balken, der aus zwiefach zugeschliffenem Eisen geschmiedet ist.

Es ist nicht mehr die Zeit, in der man Bücher — und nicht die schlechtesten! — durch den Schinder verbrennen ließ. Diese Verbrennung kann heute nur im Herzen geschehen, das sich viel zumuten muß. Wie weit sich auch das Fremde hervorwagen durfte, so werden wir doch den Gefühlen der visionären Küchenschaben, die tastend, nackt und frierend in ihren dunklen Winkeln in den Abfällen des Lebens beschäftigt sind, noch gewachsen sein.

Immerhin ist die Entwürdigung, die hier dem heroischen Charakter entgegentritt und seine Symbole in Frage stellt, weit gefährlicher als jene andere, die seit langem ihre Vor-

posten in unsere Landschaft geschoben hat und die noch heute als ein letzter und schamlosester Aufguß des Naturalismus das Feld beherrscht. Das schmähliche Einverständnis, zu dem hier die Seele verlockt werden soll, bezieht sich jedoch nicht auf ihre verborgensten Kammern, sondern auf jene Schichten, die Jakob Böhme veranlaßten, vom Menschen zu sagen, er sei schon zu Lebzeiten zur Hälfte aus Totem zusammengesetzt — daher ist es auch weniger einschneidend, und die Seele begibt sich in viel geringere Gefahr, wenn sie dieser Versuchung zuzeiten unterliegt.

Wer sich aber auf eine Sprache einläßt, die andeutet, daß die Gesellschaft die entscheidende Gemeinschaft, daß die Erlösung im Sozialen möglich sei und daß der auf die Materie angewiesene Verstand das Leben wie ein geschliffenes Glas sprühend durchleuchten könne — wer sich hierauf einläßt, ohne sich immer bewußt zu bleiben, daß er so ein fesselndes Studium der Formen, der feinsten und diskretesten Abdrücke des Lebens treibt unter Verzicht auf seinen zarten, wirkenden Kern, der sucht eine Verständigung, die sich auf die toten Bestandteile dieses Lebens beschränkt, gerade so wie eine Photographie trotz täuschender Ähnlichkeit doch nur die Zeichen zu erfassen vermag, die das Sein ins Leblose eingegraben hat. Es ist dies die Verständigung in einer gemeineren Schicht, der frohlockende Blick, der über eine nach allen Regeln der Anatomie aufgebrochene Leiche gewechselt wird. Es ist die Verständigung über das, was man in den Eingeweiden des Bauches und des Kopfes gefunden hat, und noch mehr über das, was man dort *nicht* gefunden hat. Hier ist es auch, wo Scham empfunden oder nicht empfunden wird, denn die Unzufriedenheit ist mannigfaltig gestuft.

Ach, nur mit Kummer konnte ich vor kurzem ein Buch durchblättern, das mir verriet, daß selbst dort drüben, wo man wohl mit besserem Rechte als bei uns noch immer am Urmeter der Zivilisation das Maß nehmen könnte, unter der Jugend bereits eine tiefere Unzufriedenheit und eine

beißendere Scham lebendig ist. Es ist Georges Bernanos, ein gläubiger und kriegerischer Geist, in dessen Roman »Unter der Sonne Satans« Stellen wie diese zu finden sind:

»Die Jugend, die im Kriege einen frommen, leidenschaftlichen Dichter, Gott vor Augen, im Stroh liegen sah, wendet sich mit Ekel von den Sesseln ab, in denen die Übergescheiten ihre Nägel pflegen — — — jene, die über keine andere Hoffnung in dieser Welt verfügen, als ihren umständlichen, in die Nase stechenden Dreck an allen Quellen des Geistes abzulegen, woraus die Unglücklichen trinken wollen.«

Jener unerträgliche Augenblick, den ich dem idealen Leser zuschieben möchte, wird also durch die Revolte gegen ein schmähliches Einverständnis hervorgerufen, das der Dichter über den Gegenstand herbeiführen möchte, dem die Unterhaltung gilt. Es wird sich diese Revolte sehr oft auf Lagen beziehen, in denen reines, untätiges Mitleid angemessen wäre, das jedoch dem heroischen Menschen von Grund auf zuwider ist, der lieber wie Petrus irgend jemandem das Ohr abhaut, als daß er eine Entwürdigung wehrlos geschehen läßt. Das Mitleid ist der tragischen Welt, dem Schauplatz der ringenden Seelen, nicht gemäß, daher beeilt sich Homer, Hektor, den er für einen Augenblick als einen Gegenstand des reinen Mitleides vorführte, seinen Rang innerhalb der tragischen Ordnung zurückzugeben, indem er ihn fallen läßt. Allerdings muß heute wohl immer wieder betont werden, daß das Leiden ein seelischer Zustand von hoher Notwendigkeit ist, ein aristokratischer Zustand, dem von außen gar keine Hilfe gebracht werden kann. Der Held ist es vielmehr selbst, der durch Überwindung und Selbstüberwindung allen anderen hilft, indem er die Idee der Freiheit zum Durchbruch und sich selbst ihr zum Opfer bringt, und dieser Versuch, dieser »glühende Seufzer« ist dem Herzen des Dichters anvertraut.

Hier eröffnet sich der Rangunterschied zwischen der tra-

gischen und der *sozialen* Welt, in der das Leiden gerade durch äußere Verhältnisse sich bedingt und in der seine Überwindung durch Äußeres erwartet wird. In ihr ist das Äußere nicht Ausdruck und Mittel, sondern Wesen und Zweck. Das macht das soziale Drama zu einem Widerspruch in sich selbst, weil hier eine untragische, eine humanitäre und zivilisatorische Aufgabe mit tragischen Mitteln gelöst und das körperliche Leiden in den Rang einer seelischen Not erhoben werden soll. Es kann aber wohl nicht die Aufgabe des Dichters sein, Fragen zu lösen, die von Parlamenten und politischen Parteien, von Juristen, Medizinern und Nationalökonomen viel besser und einfacher zu lösen sind.

Fast aufschlußreicher noch als das, was den Leser in dem bewußten Augenblicke treibt, nämlich das Gefühl der Entwürdigung, ist das, was er in ihm tut — und das wird vielleicht gar nicht so wenig sein. Äußerlich sahen wir ihn sein Buch beiseite legen, um eine peinliche Vorstellung abzubrechen. Was jetzt geschieht, erinnert sehr an eine Anstrengung, die jeder Mensch aus seiner Traumwelt kennt. Auch hier drängen sich oft sehr peinliche Vorstellungen auf, mit Vorliebe etwa die, unbekleidet und ohne entrinnen zu können in eine große Gesellschaft versetzt zu sein. Gegen diesen durchaus wehrlosen Zustand gibt es nur *ein* Mittel, auf das der Mensch auch mit Notwendigkeit verfällt, nämlich den Willen zu erwachen. Dieser meldet sich an, indem er die Wirklichkeit des Erlebnisses in Frage stellt, und setzt sich auch endlich durch, indem er den Traum als einen Schemen, ja selbst als einen Gegenstand der Heiterkeit hinter sich läßt.

Ganz ähnlich ist die Art, in der der Leser verfährt, von dem ich immer voraussetze, daß er ein Leser fast vom Schlage Don Quixotes ist und beim Lesen gleichsam die Luft mit Schwerthieben zerteilt. Er sieht seinen Helden, das heißt also sich selbst, durch den Autor in eine jener Lagen gebracht, in denen ein Mensch von Gefühl bei lebendigem Leibe abgehäutet wird. Was wäre natürlicher, als daß er,

um seiner Verwirrung zu entrinnen, auf den Ausweg des Träumers verfällt? Er beginnt, die Wirklichkeit des Erlebnisses in Zweifel zu ziehen, und entdeckt zu seiner Beruhigung, daß alles dies doch eigentlich nur auf dem Papiere steht, auf dem es wahrscheinlich irgendein Querkopf ausgeheckt hat, und daß man ihm unter dieser Voraussetzung auch andere, vielleicht ganz amüsante Seiten abgewinnen kann. Nachdem er sich solchermaßen gesammelt und Atem geholt, vielleicht auch noch einen Apfel verspeist hat, ist er freilich imstande, sein Buch wieder aufzunehmen und nun, allerdings in einer bedeutend weniger naiven Weise, sich an den weiteren Ereignissen zu beteiligen. So hat er dem Dichter, der nicht nur auf Wirklichkeit, sondern sogar auf ihre höchste und gültigste Form, welche in der Idee begründet liegt, Anspruch erheben darf, seinen Verstoß mit doppelten Zinsen zurückgezahlt. Vielleicht ist es nötig anzumerken, daß unseren Leser nicht der Verstoß gegen die platten Realitäten der bürgerlichen Welt verstört, sondern allein der, der gegen die innere und magische Harmonie des Lebens und seiner als gültig empfundenen Werte gerichtet ist. Und sicherlich sind auch die kühnsten und abenteuerlichsten Gesänge Ariosts unendlich wirklicher als jeder realistische Roman.

Eben, da ich mich in dieser Betrachtung nun endgültig von meinem Leser verabschieden will, fällt es mir noch auf, wie sehr er doch ein preußischer Leser ist. Er ist der Mann, den mit Kant ein Mißverhältnis des empirischen Charakters zum intelligiblen verstören würde, dem mit Schopenhauer als reinem Subjekt der Erkenntnis nur das Objekt als *Idee* gemäß erscheint, der mit Hegel die Einheit von Sein und Idee postuliert, dem mit Fichte die Welt nur das Material des heroischen Willens ist und den mit Nietzsche der entschiedenste Austritt aus den Grenzen des Nur-Menschlichen entzückt. Mehr noch: er ist die höchst seltsame Erscheinung des preußischen Anarchisten, möglich geworden in einer Zeit,

da jede Ordnung Schiffbruch erlitt, und der, allein mit dem kategorischen Imperativ des Herzens bewaffnet und nur ihm verantwortlich, das Chaos der Gewalten nach den Grundmaßen neuer Ordnungen durchstreift.

O du einsamer Leser, der du nach der Gesellschaft von Helden begierig bist! Du wirst auch die Stunden kennen, in denen du das abenteuerlichste Buch der Welt durchblätterst, jenes, das du selbst mit deinem Blute geschrieben hast und dessen Lektüre man die Erinnerung nennt. Sicherlich wirst du hier, wie wir alle, auch auf schwache Stellen stoßen, auf Stellen, die du nicht geschrieben haben möchtest und an denen du zuließest, daß die Gemeinheit ihr Feldzeichen auf irgendeine Mauer pflanzte, die deinem Schutze unterstand. Und da du dein eigener Autor bist, wird es dich doppelt brennen, daß du dich selbst vor deinem Anspruch auf Wirklichkeit im Stiche lassen konntest, welche allein in der Idee und dem ihr gemäßen Handeln besteht. Hier wirst du jenes fruchtbareren Leidens teilhaftig werden, dem nicht von außen geholfen werden kann, jener Unzufriedenheit, die aus sich selbst heraus die einzig entscheidende Hilfe bringt.

So wirst du auch vielleicht mit dieser deiner Zeit, deren Gebäude du für wert erkennst, neuen Grundrissen geopfert zu werden, verfahren wie mit einem jener Bücher, vor denen du die Augen schließt und die du beiseite schiebst, um sie dann wieder aufzunehmen und ohne innere Anteilnahme zu verfolgen, bis das letzte Kapitel beendet ist. Denn ich kenne dich, du gehörst jener Jugend an, in deren Herzen diese Zeit bereits seit langem ihr Urteil erfahren hat und die leidend ihre treibenden Bilder verfolgt wie einen schmählichen Traum, dessen sich nur Unwürdige erfreuen. Die Macht und Inbrunst deines Willens zum Erwachen allein bestimmt die Dauer seiner trügerischen Wirklichkeit.

*Berlin*

Die Idee des Vornehmen repräsentiert sich für mich in einem jener jungen Soldaten des letzten Kriegsjahres, einem von denen, die eben die Schulmappe gegen das Gewehr vertauscht hatten und deren Gestalt unter dem hochbepackten Tornister fast verschwand. Der Anblick, wie dieser noble Junge in einer Nacht voll Regen und Feuer kurz vor seinem Tode wortlos und tapfer zwei der großen Munitionskästen, die viel zu schwer für ihn waren, durch die Dunkelheit schleppte, gehört zu den fruchtbaren Bildern, die sich mir erhalten haben.

Es gibt einen Schlag von großen Herzen, die das Bewußtsein einer einsamen Verantwortung treibt, sich mit den schwersten Lasten zu beladen, und die man den Menschen nicht gönnen möchte, wenn man sie sich verschwenden sieht. Es gibt nur eins, was versöhnt: die glühenden Träume, die das Vorrecht der Jugend sind, das stolze geheime Wild, das vor Sonnenaufgang auf die Lichtungen der Seele tritt. Hier wird dem Andenken jener Namenlosen, Verschollenen manche stille Messe geweiht. In diesen Augenblicken des gläubigen und heroischen Einklanges mit der Welt tritt der Mensch in die verborgene Brüderschaft ein, in einen höheren Kreis des Lebens, der sich durch das geistige Brot des Opfers erhält. Auf daß dieser Limbus bestehe, auf daß die Feuerluft, deren die Seele zur Atmung bedarf, erzeugt werde, ist es nötig, daß fortwährend, bei Tag und Nacht, einsam gestorben wird. In den Stunden, in denen der Jugend die inneren Flügel sich regen, während sie aus ihren Dachfenstern über die Häuser der Krämer starrt, muß sie ahnen, daß dort ganz hinten, an den Grenzen des Unbekannten, am Niemandsland, jedes Feldzeichen bewacht und jeder Vorposten bezogen ist. Sie muß das Gefühl haben, mit von der Armee zu sein, vom Schicksal in der Reserve gehalten zu werden und in höchster Alarmbereitschaft zu stehen.

Zu den bedrohlichsten Zweifeln des Werdenden gehört, besonders in einer Zeit, in der die Gemeinheit sich mit der

Maske des höheren Menschentums schminkt, der Zweifel an der Wirklichkeit der Träume, am Vorhandensein einer Zone, in der die Wertungen eines kühneren, vornehmeren Lebens Gültigkeit besitzen — kurzum der Zweifel, ob es *Menschen* gibt. Hier tritt der Versucher auf mit dem Ansinnen, die Seele einem niederen Grade der Wirklichkeit zu verschreiben, denn wenn auch der Mut viel zu bewältigen vermag, so geht er doch an sich selber ein, wenn sein erster Feuerbrand im luftleeren Raume verglimmt.

Hier ist es, wo Aufgabe und Verantwortung des Dichters beginnt, denn ihm ist die Wirklichkeit des Kreises offenbar, dem der Einzelne angehört als ein Punkt seiner Peripherie. Er sieht dort, wo jeder für sich im Kampfe liegt, die durchlaufende Front. Daher ist es *seine* Stimme, die inmitten der Verwirrung von einer höheren Einheit Kunde gibt oder die gleich der eines Meldeläufers bei Nacht das Herz in seiner Verlassenheit darüber beruhigt, daß der Anschluß besteht. So beruht auch das unvergleichliche Entzücken, dessen nur ganz junge Menschen beim Lesen fähig sind, vor allem darin, daß sie ihre geheimsten Wertungen als gültig bestätigt sehen. »Dies alles gibt es also« — die Vermittlung dieses Gefühls bedeutet für die Robinsons unserer großen Städte nicht weniger als der Abdruck des menschlichen Fußes, den der wirkliche Robinson am Strande seiner Insel fand. Es bedeutet, daß es Menschen gibt.

Nur von diesem Punkte aus, als Ausdruck einer innersten und entschiedensten Rangordnung, scheint mir auch der Kultus des Unbekannten Soldaten, unter dem ich mir eine Gestalt gleich der jenes jungen Kämpfers vorstelle, fruchtbar zu sein. Der weiße Flammenstrahl, der aus dem Asphalt schlägt, sollte der Jugend, die ihn grüßt, ein Symbol dafür sein, daß unter uns der göttliche Funke noch nicht ausgestorben ist, daß es immer noch Herzen gibt, die sich der letzten Läuterung, der Läuterung der Flamme bedürftig fühlen, und daß die Kameradschaft dieser Herzen die einzig erstrebenswerte ist.

# DAS ABENTEUERLICHE HERZ

*Zweite Fassung*

## FIGUREN UND CAPRICCIOS

»Den Samen von allem, was ich im Sinn habe, finde ich allenthalben.«

Hamann

»Dies alles gibt es also.«

Das abenteuerliche Herz. *Erste Fassung*, S. 176

ERSTAUSGABE 1938

*Die Tigerlilie* *Steglitz*

Lilium tigrinum. Sehr stark zurückgebogene Blütenblätter von einem geschminkten, wächsernen Rot, das zart, aber von hoher Leuchtkraft und mit zahlreichen ovalen, schwarzblauen Makeln gesprenkelt ist. Diese Makeln sind in einer Weise verteilt, die darauf schließen läßt, daß die lebendige Kraft, die sie erzeugt, allmählich schwächer wird. So fehlen sie an der Spitze ganz, während sie in der Nähe des Kelchgrundes so kräftig hervorgetrieben sind, daß sie wie auf Stelzen auf hohen, fleischigen Auswüchsen stehen. Staubgefäße von der narkotischen Farbe eines dunkelrotbraunen Sammets, der zu Puder zermahlen ist.

Im Anblick erwächst die Vorstellung eines indischen Gauklerzeltes, in dessen Inneren eine leise, vorbereitende Musik erklingt.

*Fliegende Fische* *Steglitz*

Vergeblich, doch nicht ohne Vergnügen, suchte ich kleine, sehr bewegliche perlmutterblaue Fische zu erhaschen, indem ich mit den Händen in ein Becken griff. Wenn sie mir gar nicht mehr entschlüpfen konnten, hoben sie sich über den Wasserspiegel empor und schwirrten, indem sie ihre winzigen Flossen wie Flügel bewegten, zierlich im Zimmer umher. Nachdem sie in der Luft mannigfaltige Bogen beschrieben hatten, tauchten sie wieder in das Wasser ein. Dieser Wechsel der Mittel hatte etwas ungemein Erheiterndes.

*Flugträume* *Stralau*

Die Flugträume gleichen Erinnerungen an den Besitz einer besonderen, geistigen Kraft. Es sind eigentlich mehr

Schwebeträume, bei denen ein Gefühl der Schwere immer erhalten bleibt. Man gleitet im Zwielicht dicht über den Boden dahin, und der Traum reißt ab, wenn man ihn berührt. Man schwebt über die Treppenstufen aus dem Haus und hebt sich zuweilen über niedrige Hindernisse, wie über Zäune und Hecken, hinweg. Hierbei drückt man sich durch eine Anstrengung hoch, die in den angewinkelten Ellenbogen und in der geballten Faust empfunden wird. Der Körper ist halb ausgestreckt, als ob man bequem im Sessel läge; man schwebt mit den Beinen voran. Diese Träume sind angenehm; es gibt aber auch andere, bösartige, bei denen der Träumer in steifer Haltung, vornübergeneigt, mit dem Gesicht zur Erde über den Boden fliegt. Er erhebt sich in einer Art von Starrkrampf vom Lager, indem der Körper über die Fußspitzen einen Zirkel schlägt. So gleitet er über nächtliche Straßen und Plätze dahin und taucht zuweilen wie ein Fisch vor einsamen Passanten auf, indem er ihnen in die entsetzten Gesichter starrt.

Wie mühelos erscheint demgegenüber der hohe Flug, den man auf alten Schwebebildern sieht. Pompeji ist auch dafür einer der Fundorte. Hier ist es ein heiterer und wunderbarer Wirbel, der die Gestalten trägt, obwohl er ihre Haare und Gewänder kaum zu kräuseln scheint.

### *Die Kiesgrube* — *Goslar*

Die eigenen Bücher nimmt man deshalb so ungern zur Hand, weil man sich ihnen gegenüber als Falschmünzer erscheint. Man ist in der Höhle des Ali Baba gewesen und hat nur eine lumpige Handvoll Silber zutage gebracht. Auch hat man das Gefühl, zu Zuständen zurückzukehren, die man abstreifte wie eine vergilbte Schlangenhaut.

So ergeht es mir auch mit diesen Aufzeichnungen, die ich nach fast zehn Jahren zum ersten Male wieder aufschlage. Wie ich höre, finden sie seit langem mit erstaunlicher Regel-

mäßigkeit ihre fünfzehn Leser im Vierteljahr. Ein solcher Zuspruch erinnert an gewisse Blumen wie an Silene noctiflora, deren während einer einzigen Nachtstunde geöffnete Kelche eine winzige Gesellschaft beflügelter Gäste umkreist.

Dennoch ist für den Autor gerade die Wiederaufnahme des bereits Abgeschlossenen von besonderem Wert — als seltene Gelegenheit, die Sprache im Stück, gewissermaßen mit dem Auge des Bildhauers zu erfassen und an ihr als an einem Körper zu arbeiten. Auf diese Weise hoffe ich noch ein wenig schärfer zu treffen, was den Leser vielleicht fesselte. Zunächst soll an Abstrichen nicht gespart und sodann das so Gewonnene aus dem Vorrat ergänzt werden. Auch sind einige verbotene Stücke nachzutragen, die ich damals zurücklegte — denn was die Gewürze betrifft, so gewinnt man erst im Laufe der Zeit die sichere Hand.

Als Form dieses Mannigfaltigen schwebt mir eine jener Vertiefungen vor, wie man sie auf Alpengängen zuweilen in ausgetrockneten Bachbetten erblickt. Wir finden da grobe Stücke, geschliffene Kiesel, blinkende Splitter und Sand — ein buntes Geröll, wie es der Strudel im Frühling und Herbst aus den oberen Schichten zu Tale trug. Hin und wieder greifen wir ein Fundstück mit der Hand und wenden es vor den Augen hin und her — vielleicht einen Bergkristall, vielleicht ein zerbrochenes Schneckenhaus, an dem uns der Bau der inneren Spindel überrascht, oder einen mondblassen Tropfsteinzacken aus den unbekannten Höhlen, in denen die Fledermaus ihre lautlosen Kreise beschreibt. Hier ist die Heimat der Capriccios, nächtlicher Scherze, die der Geist ohne Regung wie in einer einsamen Loge und nicht ohne Gefährdung genießt. Doch gibt es auch runde Granite, die in den Gletschermühlen geschliffen sind, an Punkten weiter Aussicht, an denen die Welt ein wenig kleiner, aber auch klarer und regelmäßiger, wie auf gestochenen Landkarten, erscheint, denn die hohe Ordnung ist im Mannigfaltigen wie in einem Vexierbild versteckt. Das sind erstaunliche Rätsel — mit wachsender Entfernung nähern wir uns

der Auflösung. Am äußersten Punkt, im Unendlichen, wird sie erfaßt.

An Stoff ist also kein Mangel, doch soll ihm die Sprache noch etwas hinzufügen. Sie hat das Wasser wieder herbeizuzaubern, das mit und über diesen Gebilden spielt — ein Wasser, das zugleich bewegt und *durchsichtig* ist.

## *Zur Kristallographie* *Überlingen*

Es scheint mir, daß ich während der letzten Jahre gerade in bezug auf jenen Kunstgriff der Sprache, der das Wort erhellt und durchsichtig macht, manches gelernt habe. Ihn vor allem halte ich für geeignet, einen Zwiespalt zu lösen, der uns oft heftig ergreift — den Zwiespalt, der zwischen der Oberfläche und der Tiefe des Lebens besteht. Oft scheint uns der Sinn der Tiefe darin zu liegen, die Oberfläche zu erzeugen, die regenbogenfarbige Haut der Welt, deren Anblick uns brennend bewegt. Dann wiederum scheint dieses bunte Muster uns nur aus Zeichen und Buchstaben gefügt, durch welche die Tiefe zu uns von ihren Geheimnissen spricht. So packt uns, ob wir draußen oder drinnen leben, der Schmerz dessen an, der, wohin er sich wende, sich von herrlichen Gütern abwendet. Unruhe befällt uns während der strengen Genüsse der Einsamkeit wie an den festlich gedeckten Tafeln der Welt.

Die durchsichtige Bildung nun ist die, an der unserem Blick Tiefe und Oberfläche zugleich einleuchten. Sie ist am Kristall zu studieren, den man als ein Wesen bezeichnen könnte, das sowohl innere Oberfläche zu bilden als seine Tiefe nach außen zu kehren vermag. Ich möchte nun die Frage stellen, ob nicht die Welt im großen und kleinen überhaupt nach dem Muster der Kristalle gebildet sei — doch so, daß unser Auge sie nur selten in dieser Eigenschaft durchdringt? Es gibt Zeichen, die darauf hinweisen: wohl jeder hat einmal gespürt, wie in bedeutenden Augenblicken

Menschen und Dinge sich aufhellten, und das vielleicht in einem Maße, daß ihn ein Gefühl des Schwindels, ja des Schauderns ergriff. Das ist in der Gegenwart des Todes der Fall, aber auch jede andere bedeutende Macht, wie etwa die Schönheit, bringt solche Wirkung hervor — im besonderen schreibt man sie der Wahrheit zu. So ist, um ein beliebiges Beispiel zu nennen, die Erfassung der Urpflanze nichts anderes als die Wahrnehmung des eigentlich kristallischen Charakters im günstigen Augenblick. Ebenso werden in einem Gespräch über Dinge, die uns im Innersten berühren, die Stimmen durchsichtig; wir begreifen unseren Partner durch die Übereinkunft der Worte hindurch in einem anderen, entscheidenden Sinn. Darüber hinaus dürfen wir Punkte vermuten, an denen diese Art der Einsicht nicht durch Zustände der ungewöhnlichen Erhebung vermittelt wird, sondern zum Bestand eines herrlichen Lebens gehört.

Was nun die Verwendung des Wortes in diesem Sinne betrifft, so kommt ihr zustatten, daß auch die Sprache Tiefe und Oberfläche besitzt. Wir verfügen über zahllose Wendungen, denen sowohl eine handgreifliche als auch eine sehr verborgene Bedeutung innewohnt, und was in der Welt des Auges die Durchsichtigkeit, das ist hier die geheime Konsonanz. Auch in den Figuren, vor allem im Vergleich, liegt viel, was den Trug der Gegensätze überbrückt. Doch muß das Verfahren beweglich sein — wenn man hier ein geschliffenes Glas verwendet, um die Schönheit der niederen Tiere zu erspähen, so darf man sich dort nicht scheuen, einen Wurm auf den Haken zu ziehen, wenn man dem wunderbaren Leben nachzustellen gedenkt, das die dunkleren Gewässer bewohnt. Aber immer ist vom Autor zu verlangen, daß ihm die Dinge nicht vereinzelt erscheinen, nicht treibend und zufällig — ihm ist das Wort verliehen, damit es an das Ein und Alles gerichtet wird.

## *Violette Endivien* — *Steglitz*

Ich trat in ein üppiges Schlemmergeschäft ein, weil eine im Schaufenster ausgestellte, ganz besondere violette Art von Endivien mir aufgefallen war. Es überraschte mich nicht, daß der Verkäufer mir erklärte, die einzige Sorte Fleisch, für die dieses Gericht als Zukost in Frage käme, sei Menschenfleisch — ich hatte das vielmehr schon dunkel vorausgeahnt.

Es entspann sich eine lange Unterhaltung über die Art der Zubereitung, dann stiegen wir in die Kühlräume hinab, in denen ich die Menschen, wie Hasen vor dem Laden eines Wildbrethändlers, an den Wänden hängen sah. Der Verkäufer hob besonders hervor, daß ich hier durchweg auf der Jagd erbeutete und nicht etwa in den Zuchtanstalten reihenweise gemästete Stücke betrachtete: »Magerer, aber — ich sage das nicht, um Reklame zu machen — weit aromatischer«. Die Hände, Füße und Köpfe waren in besonderen Schüsseln ausgestellt und mit kleinen Preistäfelchen besteckt.

Als wir die Treppe wieder hinaufstiegen, machte ich die Bemerkung: »Ich wußte nicht, daß die Zivilisation in dieser Stadt schon so weit fortgeschritten ist« — worauf der Verkäufer einen Augenblick zu stutzen schien, um dann mit einem sehr verbindlichen Lächeln zu quittieren.

## *Im Blindenviertel* — *Überlingen*

Die ganze Nacht hatte ich mich im Vergnügungsviertel einer Großstadt bewegt, ohne zu wissen, in welchem Lande der Welt ich mich befand. Manche Einzelheiten erinnerten an marokkanische Bazare, andere an Rummelplätze, wie man sie in den Berliner Vorstädten sieht. Gegen Morgen geriet ich in einen Winkel, der mir, obwohl starkes Leben in ihm herrschte, noch nicht aufgefallen war. In seinen Gassen waren Tanzzelte aufgeschlagen; vor jedem waren zehn,

zwanzig oder noch mehr Tänzerinnen zur Schau gestellt. Ich sah, wie manche der Vorübergehenden sich eine von ihnen auswählten und sie zum Tanz in ihr Zelt führten. Auch ich schloß mich ihnen an, obwohl mir die Mädchen nicht zusagten, denn sie waren nachlässig gekleidet und hatten alle das gleiche ausdruckslose Gesicht. Sowie man sie indessen berührte, wurden sie lebhafter und tauten auf. Auch im Zelt gefiel es mir nicht; die Musik war zu laut, und die Farben waren achtlos verteilt. Das Ganze kam mir wie ein Rätsel vor, und als mein Auge den Teppich streifte, auf dem wir tanzten, erriet ich die Auflösung. Dieser Teppich war mit runden Ornamenten gesäumt, die indessen nicht eingewebt waren, sondern etwa wie schmale Korkscheiben über den geschorenen Stoff hervorragten. Ich begriff sogleich, daß dies eine unauffällige Maßnahme war, um zu verhindern, daß die Mädchen über die Fläche des Teppichs hinaustanzten. Denn alle diese Tänzerinnen waren blind.

Als ich das Zelt verließ, spürte ich, daß ich hungrig war. Gleich gegenüber lag eine Frühstücksstube; in ihr empfing mich ein Weißbierwirt mit aufgekrempelten Hemdärmeln. Ich bestellte ein Frühstück bei ihm, und während er den Kaffee brühte und Brote belegte, ordnete er einen jungen Mann zu meiner Unterhaltung ab. Jetzt erst erkannte ich, daß ich in das Blindenviertel geraten war, denn auch dieser Unterhalter war des Lichtes beraubt. Der Wirt hielt ihn als eine Art von philosophischem Lockvogel, um Gäste an seine Tische zu ziehen. Man durfte ihm ein Thema stellen, zu dem er dann infolge seiner Blindheit in einer unerwarteten und absonderlichen Weise Stellung nahm. Da ihm jedoch die Anschauung fehlte, verliehen seine Ausführungen den Gästen zugleich ein angenehmes Gefühl der Überlegenheit, das sie noch zu steigern versuchten, indem sie ihn über die Farbenlehre und ähnliche Gebiete zu sprechen nötigten.

Nun entsann ich mich auch, daß ich von dieser Stube bereits als von dem Lieblingslokal der Berliner Metaphy-

siker gehört hatte. Das Schicksal des jungen Mannes in diesem Ausschank dauerte mich um so mehr, als ich bald erkannte, daß er wirklich tiefer und kühner Gedanken fähig war und daß ihm nichts fehlte als ein wenig Empirie. Um ihn zu erheitern, dachte ich über ein Thema nach, das so beschaffen sein sollte, daß sowohl er mir als Blinder wie ich ihm als Sehender überlegen war — denn ich wollte ihn weder durch eine Niederlage noch durch einen billigen Sieg demütigen. Und so führten wir während des Frühstücks ein herrliches Gespräch über »das Unvorhergesehene«.

## *Das Entsetzen* — *Berlin*

Es gibt eine Art von dünnem und großflächigem Blech, mittels dessen man an kleinen Theatern den Donner vorzutäuschen pflegt. Sehr viele solcher Bleche, noch dünner und klangfähiger, denke ich mir in regelmäßigen Abständen übereinander angebracht, gleich Blättern eines Buches, die jedoch nicht gepreßt liegen, sondern durch eine sperrige Vorrichtung voneinander entfernt gehalten sind.

Auf das oberste Blatt dieses gewaltigen Stoßes hebe ich dich empor, und sowie das Gewicht deines Körpers es berührt, reißt es krachend entzwei. Du stürzt, und stürzest auf das zweite Blatt, das ebenfalls und mit heftigerem Knalle zerbirst. Der Sturz trifft auf das dritte, vierte und fünfte Blatt und so fort, und die Steigerung des Falles läßt die Schläge in einer Beschleunigung aufeinanderfolgen, die einem an Tempo und Heftigkeit anwachsenden Trommelwirbel gleicht. Immer noch rasender werden Fall und Wirbel, in einen mächtig rollenden Donner sich verwandelnd, der endlich die Grenzen des Bewußtseins sprengt.

So pflegt das Entsetzen den Menschen zu vergewaltigen — das Entsetzen, das etwas ganz anderes ist als das Grauen, die Angst oder die Furcht. Eher ist es schon dem Grausen verwandt, das das Gesicht der Gorgo mit gesträubtem Haar

und zum Schrei geöffnetem Munde erkennt, während das Grauen das Unheimliche mehr ahnt als sieht, aber gerade deshalb von ihm mit mächtigerem Griff gefesselt wird. Die Furcht ist noch von der Grenze entfernt und darf mit der Hoffnung Zwiesprach halten, und der Schreck — ja, der Schreck ist das, was empfunden wird, wenn das oberste Blatt zerreißt. Und dann, im tödlichen Sturze, steigern sich die grellen Paukenschläge und roten Glühlichter, nicht mehr als Warnungen, sondern als schreckliche Bestätigungen, bis zum Entsetzlichen.

Ahnst du, was vorgeht in jenem Raume, den wir vielleicht eines Tages durchstürzen werden und der sich zwischen der Erkenntnis des Unterganges und dem Untergang erstreckt?

*Fremder Besuch* *Leipzig*

Ich schlief in einem altertümlichen Hause und erwachte durch eine Reihe seltsamer Töne, die wie ein nasales »dang, dang, dang« summend erklangen und mich sofort auf das höchste beunruhigten. Ich sprang auf und lief mit gelähmtem Kopfe um einen Tisch. Als ich an der Tischdecke zog, bewegte sie sich. Da wußte ich: es ist kein Traum, du bist wach. Meine Angst steigerte sich, während das »dang, dang« immer schneller und drohender klang. Es wurde durch eine schwingende, in der Mauer verborgene Warnungsplatte hervorgebracht. Ich lief an das Fenster, aus dem ich auf eine alte, ganz schmale Gasse blickte, die im tiefen Schacht der Häuser lag, während über ihr der gezackte Schweif eines Kometen funkelte. Unten stand eine Gruppe von Menschen, Männer mit hohen, spitzen Hüten, Frauen und Mädchen, altertümlich und unordentlich angetan. Sie schienen soeben aus den Häusern auf die Gasse gelaufen zu sein; ihre Stimmen schollen zu mir herauf. Ich hörte den Satz: »Der *Fremde* ist wieder in der Stadt.«

Als ich mich umwandte, saß jemand auf meinem Bett.

Ich wollte aus dem Fenster springen, aber ich war an den Boden gebannt. Die Gestalt erhob sich langsam und starrte mich an. Ihre Augen waren glühend und nahmen mit der Schärfe des Anstarrens an Umfang zu, was ihnen etwas grauenhaft Drohendes verlieh. In dem Augenblick, in dem ihre Größe und ihr roter Glanz unerträglich wurden, zersprangen sie und rieselten, als ob glühende Kohlenbrocken einen Rost durchglitten, in Funken herab. Nur die schwarzen, ausgebrannten Augenhöhlen blieben zurück, als das absolute Nichts, das sich hinter dem letzten Schleier des Grauens verbirgt.

## *»Tristram Shandy«* — *Berlin*

Den »Tristram Shandy« trug ich während der Gefechte bei Bapaume in einer handlichen Ausgabe in der Kartentasche herum und hatte ihn auch bei mir, als wir vor Favreuil bereitstanden. Da man uns in Höhe der Artilleriestellungen vom Morgen bis zum späten Nachmittag warten ließ, wurde es bald recht langweilig, obwohl die Lage nicht ungefährlich war. Ich begann also zu blättern, und die verquickte, von mannigfachen Lichtern durchbrochene Weise setzte sich bald wie eine geheime Begleitstimme in eine helldunkle Harmonie zu den äußeren Umständen. Nach vielen Unterbrechungen und nachdem ich einige Kapitel gelesen hatte, erhielten wir endlich den Befehl zum Angriff; ich steckte das Buch wieder ein und lag bereits bei Sonnenuntergang mit einer Verwundung da.

Im Lazarett nahm ich den Faden wieder auf, als ob alles Dazwischenliegende nur ein Traum gewesen wäre oder zum Inhalt des Buches selbst gehörte, als eine Einschaltung von besonderer geistiger Kraft. Ich bekam Morphium und las bald wach, bald in halber Dämmerung fort, so daß mannigfache seelische Zustände die tausend Schachtelungen des Textes noch einmal zerstückelten und einschachtelten. Fieber-

anfälle, die mit Burgunder und Kodein bekämpft wurden, Beschießungen und Bombenabwürfe auf den Ort, durch den schon der Rückzug zu fluten begann und in dem man uns zuweilen ganz vergaß, steigerten die Verwirrung noch, so daß ich heute von jenen Tagen nur noch die unklare Erinnerung an eine halb empfindsame, halb wilde Erregung zurückbehalten habe, in der man selbst durch einen Vulkanausbruch nicht mehr in Erstaunen geraten wäre und in welcher der arme Yorick und der biedere Onkel Toby noch die vertrautesten der Gestalten waren, die sich vorstellten.

So trat ich unter würdigen Umständen in den geheimen Orden der Shandysten ein, dem ich bis heute treu geblieben bin.

## *Die einsamen Wächter* — *Berlin*

Swedenborg verurteilt den »geistigen Geiz«, der seine Träume und Erkenntnisse verschließt.

Wie aber ist es mit der Verachtung des Geistes davor, sich auszumünzen und in Kurs zu bringen — mit seiner aristokratischen Abgeschlossenheit in den Zauberschlössern Ariosts? Das Unaussprechliche entwürdigt sich, indem es sich ausspricht und mitteilsam macht; es gleicht dem Golde, das man mit Kupfer versetzen muß, wenn man es kursfähig machen will. Wer im Morgenlicht seine Träume zu fassen sucht, sieht sie dem Gedankennetz entschlüpfen wie der Fischer von Neapel die flüchtige Silberbrut, die sich zuweilen in die oberen Schichten des Golfes verirrt.

In den Sammlungen des Leipziger Mineralogischen Instituts sah ich einen fußhohen Bergkristall, der bei der Tunnelbohrung aus dem innersten Stock des Sankt Gotthard gebrochen war — einen sehr einsamen und exklusiven Traum der Materie.

Zu den Dingen, die Nigromontanus mich lehrte, gehört die Gewißheit, daß unter uns eine erlesene Schar, die sich

längst aus den Bibliotheken und dem Staub der Arenen zurückgezogen hat, im innersten Raume, in einem dunkelsten Tibet an der Arbeit ist. Er sprach von Menschen, die einsam in nächtlichen Zimmern sitzen, unbeweglich wie Felsen, durch deren Höhlen die Strömung funkelt, die draußen jedes Mühlrad dreht und das Heer der Maschinen im Schwunge hält — hier aber jedem Zweck entfremdet und von Herzen aufgefangen, die als die heißen, zitternden Wiegen aller Kräfte und Gewalten jedem äußeren Lichte für immer entzogen sind.

An der Arbeit? Sind es die entscheidenden Adern, in denen das Blut unter der Haut sichtbar wird? Die schwersten Träume werden in namenlosen Fruchtböden geträumt, in Zonen, von denen aus gesehen das Werk etwas Zufälliges, einen minderen Grad der Notwendigkeit besitzt. Michelangelo, der zuletzt die Gesichte nur noch in Umrissen in den Marmor wirft und die rohen Blöcke in Höhlen schlummern läßt wie Schmetterlingspuppen, deren eingefaltetes Leben er der Ewigkeit anvertraut. Die Prosa des »Willens zur Macht« — ein unaufgeräumtes Schlachtfeld des Denkens, das Relikt einer einsamen, schrecklichen Verantwortung, Werksäle voll Schlüsseln, fortgeworfen von einem, der keine Zeit mehr aufzuschließen besaß. Selbst ein im Zenit Schaffender wie der Cavaliere Bernini spricht vom Widerwillen gegen das abgeschlossene Werk, Huysmans im späteren Vorwort zu »A Rebours« von der Unmöglichkeit, die eigenen Bücher zu lesen. Das ist auch ein paradoxes Bild — wie das eines Menschen, der das Original besitzt und schlechte Kommentare studiert. Die großen Romane, die nicht vollendet wurden, nicht vollendet werden konnten, weil die eigene Konzeption sie erdrückt. Sie gleichen den Dombauten.

An der Arbeit? Wo sind jene Klöster der Heiligen, in denen die Seele in ihren mitternächtlichen und herrlichen Triumphen den Schatz der Gnade erstritt? die Säulen der Einsiedler als Monumente einer höheren Sozietät? Wo ist das Bewußtsein geblieben, daß Gedanken und Gefühle ganz

unvergänglich sind, daß etwas wie eine geheime doppelte Buchführung besteht, bei der jede Ausgabe an einer sehr entfernten Stelle als Einnahme wieder in Erscheinung tritt? Die einzig tröstliche Erinnerung knüpft sich an Augenblicke aus dem Kriege, in denen plötzlich der Feuerschein einer Explosion die einsame Gestalt eines Postens, der dort schon lange gestanden haben mußte, aus dem Dunkel riß. Durch diese unzähligen und schrecklichen Nachtwachen in der Finsternis wurde ein Schatz gesammelt, der spät verzehrt werden wird.

Der Glaube an die Einsamen entspringt der Sehnsucht nach einer namenlosen Brüderlichkeit, nach einem tieferen geistigen Verhältnis, als es unter Menschen möglich ist.

*Blaue Nattern* — *Berlin, Osthafen*

Ich schritt eine staubige, langweilige Straße entlang, die sich durch eine hügelige Wiesenlandschaft zog. Plötzlich glitt eine herrliche, stahlgrau und distelblau gemusterte Natter an mir vorbei, und obwohl ich das Gefühl hatte, sie aufnehmen zu müssen, ließ ich es zu, daß sie im dichten Grase verschwand. Dieser Vorgang wiederholte sich, nur wurden die Schlangen immer matter, unansehnlicher und farbloser; die letzten lagen sogar tot und schon ganz von Staub überzogen auf dem Weg. Bald danach fand ich einen Haufen von Geldscheinen in einer Pfütze verstreut. Ich las sorgfältig jeden einzelnen auf, säuberte ihn vom Schmutz und steckte ihn ein.

*Die Klosterkirche* — *Leipzig*

Wir standen in einer alten Klosterkirche beisammen, in prächtige rot- und goldgestickte Gewänder gehüllt. Unter den versammelten Mönchen waren einige, darunter auch ich, die sich nachts in den Grabgewölben verabredeten. Wir

gehörten zu jenen, die abirren, weil sie die Güte des Mächtigen wie Wein berauscht. Unser Führer war ein noch junger Mensch, der kostbarer als alle anderen gekleidet war. Der hohe Raum, unter dessen Wölbungen sich bunte Lichtbalken kreuzten und von dessen Altären Steine und Metalle schimmerten, hielt einen schwingenden Ton, wie ihn das Springen eines herrlichen, noch unbenutzten Glases hinterläßt. Es war sehr kalt.

Plötzlich wurde unser Führer ergriffen und auf eine Chorbank gezerrt. Wir sahen, wie vor sein Gesicht zwei vergoldete Wachskerzen gehalten wurden, die sprühend brannten und einen betäubenden Rauch verbreiteten. Dann wurde er bewußtlos auf einen der Altäre geschleppt. Eine Gruppe von niederen Mönchen mit Gesichtern von verknöcherter Bosheit umringte die liegende Gestalt; aber kälter noch als ihre blanken Messer erschienen mir die Blicke der Hierarchen, die am Hochaltar, am Tor der Sakristei und am Reliquiarium aus dem Claustrum heraustraten und die Gruppe in feierlicher Haltung betrachteten. Es war nicht zu sehen, was geschah; ich nahm nur mit Entsetzen wahr, daß die Mönche Kelche zum Munde führten, mit einer milchigen Flüssigkeit gefüllt, auf der sich ein blutiger Schaum kräuselte.

Alles vollzog sich sehr schnell. Die furchtbaren Gesellen traten zurück, und der Gemarterte stand langsam auf. Wir lasen aus seinem Gesicht, daß er nicht wußte, was mit ihm vorgegangen war. Es war alt geworden, eingefallen, blutleer und weiß wie gebrannter Kalk. Mit dem ersten Schritt, den er vorwärts tat, kam er leblos zu Fall.

Dieses Exempel, das die alte Ordnung unwiderruflich wiederherstellte, erfüllte uns mit ungeheurer Angst. Aber seltsam mischte sich noch ein anderes Gefühl in den niedermähenden Schmerz, den ich empfand und dessen Erinnerung mich fortan wie ein zweites Bewußtsein begleitete. Ich fühlte es wie einen Aufschlag, mit dem man aus dem Schlaf erwacht. Wie ein jäher Schreck zuweilen dem Stummen die

Sprache verleiht, so berührte mich von Stund an der theologische Sinn.

## *Die Überzeugung* *Berlin*

Wir müssen unterscheiden, ob wir etwas bloß wissen oder ob wir auch überzeugt davon sind. Zwischen dem Gewußten und dem durch Überzeugung Erworbenen besteht ein Unterschied wie zwischen dem adoptierten und dem leiblichen Kind. Die Überzeugung ist ein geistiger Akt, der sich im Dunkel vollzieht — eine geheime Einflüsterung und eine innerste Zustimmung, die dem Willen nicht untersteht.

So führt uns auch das sorgfältigste Studium nicht über eine bestimmte geistige Annäherung hinaus. Oft, ohne es zu merken, setzen wir indessen unsere Bemühungen fort, wenn die Lampe erlischt. Wir lernen nicht nur im Schlaf; wir werden auch im Schlafe belehrt. Nun aber begreifen wir nicht mehr Worte, Sätze und Schlüsse, sondern ein wunderliches Mosaik, das sich aus Figuren zusammensetzt. Die Gedanken erscheinen uns als rhythmische Wirbel und die Systeme als Architektur. Wir erwachen mit dem Gefühl, daß ein neues Stromsystem sich in unserer inneren Landschaft seine Bahnen gegraben hat oder daß wir uns in fremden Waffen geübt haben.

Auf diese Weise erfassen wir die Geheimlehre, die sich in jeder Sprache von Rang verbirgt und sich hinter Worten verhüllt. Nur solche Mitteilungen besitzen überzeugende Kraft; aber die Berührung wächst uns nur zu, wenn sich ihr auch in uns selbst der Fruchtboden entgegenwölbt.

## *Der Hauptschlüssel* *Berlin*

Jede sinnvolle Erscheinung gleicht einem Kreise, dessen Peripherie sich bei Tage in aller Schärfe abschreiten läßt. Nachts jedoch verschwindet sie, und der phosphorische

Mittelpunkt tritt leuchtend hervor, wie die Blüte des Pflänzleins Lunaria, von dem Wierus in seinem Buche »De Praestigiis Daemonum« erzählt. Im Lichte erscheint die Form, im Dunkel die zeugende Kraft.

Mit unserem Verständnis verhält es sich nun so, daß es sowohl vom Umkreis her als auch am Mittelpunkt anzugreifen vermag. Für den ersten Fall verfügt der Mensch über den Ameisenfleiß, für den anderen über die Gabe der Intuition.

Für den Geist, der im Mittelpunkte begreift, tritt die Kenntnis der Umkreise in den zweiten Rang zurück — ähnlich wie für den, der über den Hauptschlüssel eines Hauses verfügt, die Schlüssel zu den einzelnen Räumen von geringerer Bedeutung sind.

Es ist das Kennzeichen der Geister erster Ordnung, daß sie im Besitze des Hauptschlüssels sind. Sie dringen, wie Paracelsus mit der Springwurzel begabt, mühelos in die einzelnen Kammern ein; sehr zum Ärger der Leute vom Fach, die ihre Registraturen mit einem Schlage außer Kraft gesetzt sehen.

So erinnern unsere Bibliotheken an das geologische Weltbild Cuviers: Lagerstätten von Fossilien, an ein geschäftiges Treiben gemahnend, das der katastrophale Einbruch des Genius Schicht um Schicht niederschlug. Daher kommt es denn auch, daß das frische Leben in diesen Ossuarien des menschlichen Geistes jene Beängstigung empfindet, welche die Nähe des Todes erweckt.

## *Der kombinatorische Schluß* — *Berlin*

Die hohe Einsicht wohnt nicht in den einzelnen Kammern, sondern im Gefüge der Welt. Ihr entspricht ein Denken, das sich nicht in abgesonderten und abgeteilten Wahrheiten bewegt, sondern im bedeutenden Zusammenhang, und dessen ordnende Kraft auf dem kombinatorischen Vermögen beruht.

Der ungemeine Genuß, den die Beschäftigung mit solchen Geistern gewährt, gleicht der Wanderung inmitten einer Landschaft, die sich ebensowohl durch die Weite ihres Umkreises als durch die Fülle der Einzelheiten auszeichnet. Die Aussichten wechseln in mannigfaltigem Reigen ab, während der Blick sie mit stets gleichmäßiger Heiterkeit erfaßt, ohne daß er sich je im Verworrenen und Ungefügen oder im Kleinlichen und Verschrobenen verliert. Bei allem Reichtum an Varianten, den der Geist zu erzeugen, und bei aller Leichtigkeit, mit der er die Gebiete zu wechseln vermag, verharrt er mit ungezwungener Strenge in seinem Zusammenhang. Seine Kraft scheint zu wachsen, gleichviel ob er sich vom Motiv zur Ausführung wendet oder von der Ausführung zum Motiv zurück. Diese Art der Bewegung läßt sich, unter Abwandlung des schönen Bildes von Clausewitz, dem Gang durch einen verschlungenen Park vergleichen, in dem man doch von jedem Punkte aus den hohen, im Zentrum errichteten Obelisken erblickt.

Das kombinatorische Vermögen unterscheidet sich vom nur logischen insofern, als es sich stets in Fühlung mit dem Ganzen bewegt und nie im Vereinzelten verliert. Wo es das Einzelne berührt, gleicht es einem Zirkel aus zweierlei Metall, dessen goldene Spitze im Zentrum fußt. Dabei ist es in weit geringerem Maße auf Daten angewiesen; es beherrscht eine überlegene Mathematik, die zu multiplizieren und zu potenzieren versteht, wo die gewöhnliche Rechenkunst sich mit einfachen Additionen behilft.

Wo es daher dem Genius auch immer beliebt, das Feld der Wissenschaften zu betreten, da liefert er den Leuten vom Fach ein kurzes, entscheidendes Gefecht, indem er sie, die gewissermaßen in der geraden Linie gegen ihn anrücken, mit Leichtigkeit zu überflügeln und aus den Flanken zu erschüttern vermag. Am schönsten und schnellsten tritt seine Überlegenheit in der Kriegskunst hervor.

Insofern es zu den Aufgaben des Verstandes gehört, die Dinge nach ihrer Verwandtschaft zu ordnen, zeigt sich der

kombinatorische Schluß dadurch überlegen, daß er die Genealogie der Dinge beherrscht und ihre Ähnlichkeit in der Tiefe aufzuspüren weiß. Der einfache Schluß dagegen sieht sich auf die Feststellung der Oberflächenähnlichkeit beschränkt und plagt sich damit ab, am Stammbaum der Dinge die Blätter zu messen, deren Grundmaß jedoch im Keimpunkt der Wurzel verborgen liegt.

Übrigens wird auch der vorzügliche Fachmann daran erkannt, daß er über umfassendere Reserven verfügt, als sie in seiner Disziplin enthalten sind. Jede bedeutende Einzelarbeit ist wenigstens mit einem Tropfen kombinatorischen Vermögens versetzt, und wie fühlt man sich beflügelt, wenn man schon in der Einleitung auf jene zugleich starken und spielenden Sätze stößt, durch die sich die Souveränität zu erkennen gibt. Das ist ein Salz, das der Zeit und jedem ihrer Fortschritte widersteht.

## *Der schwarze Ritter* — *Leipzig*

Ich stehe in einer Rüstung aus schwarzem Stahl vor einem höllischen Schloß. Seine Mauern sind schwarz, die riesigen Türme blutrot. Vor den Toren schießen weiße Flammen als lodernde Säulen empor. Ich schreite hindurch, überquere den Burghof und steige die Treppen hinan. Saal an Saal, Flucht an Flucht schließt sich vor mir auf. Der Hall meiner Schritte zerschellt an den gequaderten Wänden, sonst ist es totenstill. Endlich trete ich in ein kreisrundes Turmzimmer ein, über dessen Tür eine rote Schnecke in den Stein gemeißelt ist. Es ist fensterlos, und doch ist die riesenhafte Dicke der Mauern zu spüren; kein Licht brennt, und doch erhellt ein schattenloser Glanz den Raum.

Um einen Tisch sitzen zwei Mädchen, ein schwarzes und ein blondes, dazu eine Frau. Obwohl die drei sich nicht ähneln, müssen es Mutter und Töchter sein. Vor der Schwarzen liegt ein Haufen langer, blitzender Hufnägel auf dem

Tisch. Sorgfältig nimmt sie einen nach dem anderen in die Hand, prüft seine Schärfe und sticht ihn der Blonden durch Gesicht, Glieder und Brust. Die rührt sich nicht und tut keinen Laut. Einmal streift ihr die Schwarze den Rock zurück, und ich sehe, daß die Schenkel und der zerfleischte Leib nur noch aus einer blutigen Wunde bestehen. Diesen lautlosen Bewegungen haftet eine ungemeine Langsamkeit an, als ob geheime Vorrichtungen den Lauf der Zeit verzögerten.

Auch die Frau, die den beiden gegenübersitzt, hält sich stumm und regungslos. Sie trägt wie die ländlichen Heiligenbilder ein großes, aus rotem Papier geschnittenes Herz, das fast die ganze Brust verbirgt. Mit Entsetzen bemerke ich, daß bei jedem Nagelstich, den die Blonde empfängt, sich dieses Herz schneeweiß wie glühendes Eisen färbt. Ich stürze hinaus, dem Ausgang zu, mit dem Gefühl, dieser Probe nicht gewachsen zu sein. Vorüber fliegt Tür an Tür, von stählernen Riegeln verwahrt. Da weiß ich: hinter jeder Tür, vom tiefsten Keller bis in das höchste Turmgelaß, spielen endlose Folterqualen, von denen nie ein Mensch erfahren wird. Ich bin in die geheime Burg des Schmerzes eingedrungen, doch war bereits das erste seiner Modelle zu stark für mich.

## *Der stereoskopische Genuß* *Berlin*

Bei den Korallenfischen im Aquarium. Eines dieser Tiere war ganz unübertrefflich gefärbt, tief dunkelrot und mit sammetschwarzen Binden gestreift, von einer Tönung, wie sie nur an jenen Stellen der Erde möglich ist, an denen das Fleisch in Inseln wächst. Sein crèmeartiger Körper schien so durchaus weich, so durchaus Farbe, daß man das Gefühl hatte, mit einem ganz leichten Fingerdruck durch ihn hindurchstoßen zu können.

Bei diesem Anblick wurde mir einer der Genüsse höheren

Grades bewußt, nämlich die stereoskopische Sinnlichkeit. Das Entzücken, wie es eine solche Farbe erweckt, beruht auf einer Wahrnehmung, die mehr als die reine Farbe umfaßt. In diesem Falle trat etwas hinzu, das man den Tastwert der Farbe nennen könnte, ein Hautgefühl, das den Gedanken der Berührung angenehm erscheinen ließ.

Dieser Tastwert tritt vor allem an sehr leichten und sehr schweren, aber auch an den metallischen Farben hervor, und entsprechend wissen die Maler sie in einer Weise zu verwenden, die auf das Gebiet des Hautsinnes überspielt, wie Tizian in seinen Gewändern und Rubens in seinen Körpern, von denen Baudelaire als von »Kissen frischen Fleisches« spricht.

Auch ganzen Bildgattungen wohnt diese Eigentümlichkeit inne, wie dem Pastell; und es ist kein Zufall, daß die Pastellmalerei sich mit Vorliebe den anmutigen Frauenkopf zum Vorwurf nimmt. Sie gehört zu den erotischen Künsten, und es hat etwas Symbolisches, daß ihr »Sammet«, der erste blühende Schmelz ihrer Farben, so bald verlorengeht.

Auf stereoskopische Weise besonders genießen wir Karnation, Laubgebung, Strich, Lasur, Transparenz, Firnis und den Untergrund, etwa die Maserung der Holztafel, den gebrannten Ton der Vase oder die kreidige Porosität der gekalkten Wand.

Stereoskopisch wahrnehmen heißt, ein und demselben Tone gleichzeitig zwei Sinnesqualitäten abgewinnen, und zwar durch ein einziges Sinnesorgan. Das ist nur auf die Weise möglich, daß hierbei ein Sinn außer seiner eigenen Fähigkeit noch die eines anderen übernimmt. Die rote, duftende Nelke: das ist also keine stereoskopische Wahrnehmung. Stereoskopisch dagegen können wir die sammetrote Nelke, stereoskopisch den Zimmetgeruch der Nelke wahrnehmen, von dem nicht nur der Geruch durch eine aromatische, sondern gleichzeitig der Geschmack durch eine Gewürzqualität betroffen wird.

In diesem Zusammenhang ist auch ein Ausflug an die

besetzte Tafel aufschlußreich. So wird das Aroma der Gewürze, Früchte und Fruchtsäfte nicht nur gerochen, sondern auch geschmeckt; es wird zuweilen, wie bei den Rheinweinen, sogar nach Farben schattiert. Auffällig ist das Hinübergreifen des Geschmacks in die Bezirke des Tastsinnes; das geht so weit, daß bei vielen Speisen die Freude an der Konsistenz überwiegt, ja daß bei einigen der eigentliche Geschmack ganz in den Hintergrund tritt.

Es kann wohl kein Zufall sein, daß dies gerade bei besonders gepriesenen Dingen so häufig ist. Hierher gehört der Mousseux, der dem Sekt seine besondere Stellung unter den Weinen verleiht. Hierher gehört auch der Streit darüber, was denn eigentlich an einer Auster sei; er wird unentschieden bleiben, solange man nicht den Tastsinn zu Rate zieht. Der Geschmack wird gezwungen, seine Grenzen zu überschreiten; und er ist dankbar, wenn man ihm mit einem Tropfen Zitronensaft zu Hilfe kommt. Ganz ähnlich scheint auch vielen das Kölnische Wasser mehr eine Erfrischung als ein Parfüm; aus diesem Grunde setzt man ihm gern einen Tropfen Moschus zu.

Der Baron Vaerst bemerkt in seiner Gastrosophie, daß gerade Gegenstände, die an den Grenzen der Naturreiche stehen, besonders schmackhaft seien. Daran ist insofern etwas Richtiges, als hier fast immer extreme Ausflüge in Frage kommen zu Dingen, die eigentlich gar nicht eßbar sind. Ihr feiner und verborgener Reiz ist auf die kräftigere Instrumentation des Tastsinns angewiesen, und es gibt Fälle, in denen dieser die Rolle des Geschmackes fast gänzlich übernimmt.

Es scheint überhaupt, daß der Tastsinn, von dem sich auch alle anderen Sinne ableiten lassen, eine besondere Rolle in der Erkenntnis spielt. Ähnlich wie wir, wenn uns die Begriffe im Stich lassen, immer wieder zur Anschauung unsere Zuflucht nehmen müssen, so greifen wir bei vielen Wahrnehmungen unmittelbar auf den Tastsinn zurück. Daher lieben wir es, über neue, seltene oder kostbare Dinge mit den

Fingerspitzen zu streifen — das ist eine Geste ebenso naiver wie kultivierter Art.

Um auf die Stereoskopie zurückzukommen: ihre Wirkung liegt darin, daß man die Dinge mit der inneren Zange faßt. Daß dies durch nur *einen* Sinn, der sich gleichsam spaltet, geschieht, macht die Feinheit des Zugriffes groß. Die wahre Sprache, die Sprache des Dichters, zeichnet sich durch Worte und Bilder aus, die so ergriffen sind, Worte, die, obwohl uns seit langem bekannt, sich wie Blüten entfalten und denen ein unberührter Glanz, eine farbige Musik zu entströmen scheint. Es ist die verborgene Harmonie der Dinge, die hier zum Klingen kommt und von deren Ursprung Angelus Silesius sagt:

Die Sinnen sind im Geist all *ein* Sinn und Gebrauch:
Wer Gott beschaut, der schmeckt, fühlt, riecht und hört ihn auch.

Jede stereoskopische Wahrnehmung ruft in uns ein Gefühl des Schwindels hervor, indem wir einen sinnlichen Eindruck, der sich uns zunächst in seiner Fläche bot, in der Tiefe auskosten. Zwischen dem Erstaunen und dem Entzücken liegt, wie von einem köstlichen Sturz, eine Erschütterung, in der sich zugleich eine Bestätigung verbirgt — wir fühlen, wie das sinnliche Spiel sich als ein geheimnisvoller Schleier, als ein Vorhang des Wunderbaren leise bewegt.

Es gibt an dieser Tafel keine Speise, in der nicht ein Körnchen vom Gewürz der Ewigkeit enthalten ist.

### *Die Schleife* *Leipzig*

... und in die Methodik führte mich Nigromontanus ein, ein vortrefflicher Lehrer, dessen ich mich leider nur tastend zu entsinnen vermag. Daß ich ihn fast ganz vergaß, liegt daran, daß er hinter sich die Spur zu löschen liebte wie ein Tier, das im innersten Dickicht haust. Doch ist der Vergleich nicht gut gewählt; besser ließe sich von ihm berichten,

daß er wie ein Lichtstrahl war, der das Verborgene sichtbar macht, während er selbst im Unsichtbaren bleibt.

Nur wenn ich guter Laune bin, bei vorzüglichem innerem Barometerstand, fallen mir gewisse seiner Eigentümlichkeiten ein, aber auch dann nur wie die Zeichen einer längst vergessenen Schrift. So strenge ich mich stets vergeblich an, im Geist den Weg zu seinem Seminar zurückzulegen, wie man doch oft verflossener Schulwege gedenkt. Indem ich darüber nachgrüble, gerate ich sogleich in sonderbare Verwirrungen. So weiß ich wohl, daß er den dritten Stock eines Braunschweiger Mietshauses bewohnte, das sich nahe der Oker zwischen Laubengärten erhob. Auch Schuttplätze waren in das Viertel eingesprengt, in deren Zäune der bittersüße Nachtschatten seine Ranken flocht, während auf ihren Halden der Flughafer gilbte und der Stechapfel die weißen Kelchfähnchen im Abendwinde schaukelte. Wenn ich durch die schmalen Wege schritt, hörte ich die Drosseln, Goldhähnchen und Zaunkönige, die mich in den Hecken flatternd begleiteten. Noch waren hier weder Laternen noch Straßenschilder angebracht, und so kam es wohl, daß ich oft in die Irre ging. In der Erinnerung nun vergrößern sich diese Irrwege auf unentwirrbare Art, so daß es mir fast scheint, als ob er inmitten eines Archipels auf einer Insel gewohnt hätte, und zwar auf einer solchen, der kein Schiff sich zu nähern vermag, weil die Abweichung allen Berechnungen trotzt.

Hier fällt mir ein, daß er einmal auf gewisse Gegenstücke des Magnetberges zu sprechen kam, auf geistige Zentren von so abweisender Kraft, daß sie dem gewöhnlichen Sinn unnahbar und unbekannter als die Rückseite des Mondes sind. Es geschah dies in seiner Vorlesung über die metalogischen Figuren, und zwar im besonderen über jene, die er als die *Schleife* bezeichnete. Unter der Schleife verstand er eine höhere Art, sich den empirischen Verhältnissen zu entziehen. So betrachtete er die Welt als einen Saal mit vielen Türen, die jeder benützt, und mit ande-

ren, die nur wenigen sichtbar sind. Wie man in Schlössern, wenn Fürsten erscheinen, besondere, sonst streng verschlossene Portale zu öffnen pflegt, so springen vor der Geistesmacht des hohen Menschen die unsichtbaren Türen auf. Sie gleichen Fugen im groben Bau der Welt, die nur das feinste Vermögen zu durchgleiten vermag, und alle, die sie je durchschritten, erkennen sich an Zeichen von geheimer Art.

Wer so die Schleife zu beschreiben weiß, genießt inmitten der riesigen Städte und im Sturm der Bewegung die herrliche Windstille der Einsamkeit. Er dringt in verkleidete Gemächer ein, in denen man der Schwerkraft und den Angriffen der Zeit in geringerem Maß unterliegt. Hier wird leichter gedacht; im unfaßbaren Augenblick erntet der Geist Früchte ein, die er sonst durch jahrelange Arbeit nicht gewinnt. Auch schwindet der Unterschied zwischen der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft dahin. Das Urteil wird wohltätig wie eine leuchtende Flamme, ungetrübt von den Einflüssen der Leidenschaft. Hier auch findet der Mensch die rechten Maße, an denen er sich zu prüfen hat, wenn er am Scheidewege steht.

Nigromontanus wußte von einsamen Geistern zu berichten, deren Wohnung, obwohl sie mitten unter uns zu weilen scheinen, das Unzugängliche ist. Diese, an die reinen, hohen Grade des Feuers gewöhnt, treten nur hervor, wenn die Nähe der höchsten Gefahr ihnen den Übergang erträglich macht. Glücklich aber, meinte er, sei schon der zu schätzen, der im umgekehrten Verhältnis in der Welt sich tätig bewege und nur für einen Augenblick der Schleife fähig sei. Als Gleichnis solcher Augenblicke führte Nigromontanus gern das kurze Schweigen an, das der Aufforderung zur Übergabe folgt. Dann wird sie verneint.

Wie hoch indessen er die Kraft, die Wände unserer stumpfen Sinne zu durchschreiten, pries, so sehr pflegte er auch vor der Verachtung des Menschen zu warnen, die der Anblick der Schwäche allzu leicht erzeugt. Wenn er dies berührte, hörte ich ihn oft erwähnen, daß es *eine* Schleife

gebe, die auch der letzte zu beschreiben fähig sei, und daß das Todestor, als das wichtigste der unsichtbaren Tore, für uns alle, ohne Unterscheidung, Tag und Nacht geöffnet sei. Er nannte den Tod die wundersamste Reise, die der Mensch vermöchte, ein wahres Zauberstück, die Tarnkappe aller Tarnkappen, auch die ironischste Replik im ewigen Streit, die letzte und unangreifbare Burg aller Freien und Tapferen — überhaupt war er bei der Behandlung dieser Materie ganz unerschöpflich in Vergleichen und Lobsprüchen.

Es ist leider richtig, daß ich seine Lehren allzubald vergaß. Anstatt bei meinen Studien zu verweilen, trat ich bei den Mauretaniern ein, den subalternen Polytechnikern der Macht.

## *In den Kaufläden 1* *Goslar*

Zu den Dingen, die mir in den Läden merkwürdig erscheinen, gehört der eigensinnige Hang der Kaufleute, die Ware, auch wenn sie an sich schon so vorzüglich verpackt ist wie etwa eine Schokoladentafel, noch mit einer besonderen Umhüllung zu versehen. Das ist ein Verfahren, das wie jeder Akt der Höflichkeit seine Hintergründe hat.

Zunächst muß man in ihm wohl einen Überrest der Zeremonien vermuten, mit denen früher der Handel verbunden oder von denen er sogar abhängig war. Das tritt auf den offenen Märkten, auf denen immer eine Art von Feststimmung herrscht, noch deutlicher hervor. Besonders der Viehhandel hat heute noch sein Ritual, seine Opfer und seine Beschwörungen. Die auf den Pferdemärkten feilschenden Gruppen treiben Handel wie zur Zyklopenzeit. Ursprünglich muß ohne Zweifel der Händler der Schutzbedürftigere und damit vor allem auf zeremonielle Bekräftigung Angewiesene gewesen sein, während sich der Käufer wohl allzu leicht in einen gewaltsamen Räuber verwandelte. Phönikische Verhältnisse reichen bis in unsere Tage hinein;

man findet sie wieder, wenn man die Berichte der Südseefahrer liest.

Einem jeden Verkäufer wohnt der natürliche Hang inne, an der Ware abschließende Griffe zu tun. Das Einwickeln, Verhüllen und Umschnüren besitzt außerdem einen verbergenden Zug; das besonders geschätzte Geschäft ist das Geschäft unter der Hand. Darüber hinaus wohnt diesem Verfahren in unserer Zeit auch noch ein anderer, ein standesgemäßer Charakter inne, und zwar insofern, als der große Angriff der Technik gegen die ständische Welt sich auch auf den Kaufmannsstand erstreckt. Das Abwägen, Abmessen und verschiedenartige Verpacken sind in diesem Sinne Akte, durch die der Kaufmann sich noch an jenen alten Verhältnissen beteiligt, wie sie in »Soll und Haben« oder in »Handel und Wandel« geschildert sind. Er wehrt sich auf diese Weise gegen den Andrang der Industrie, die ihn zum bloßen Verteiler hinabdrücken will. Es gibt aber bereits Gebiete, auf denen der Kampf zu seinen Ungunsten entschieden ist. Zu ihnen gehört das Tabakgeschäft. Das Tabakgeschäft ist kaum noch als Laden im alten Sinne anzusprechen, eher als Kiosk. Der Handel ist hier auf ein Mindestmaß beschränkt; der Käufer erhält mit einem einzigen Griff die Ware, die ihm als das stets gleiche, abgewogene, abgemessene und versteuerte Päckchen überliefert wird. Es ist vorauszusehen, daß diese Art des Verkaufs sich in den nächsten Jahrzehnten ungemein ausbreiten und auch in Gebiete eindringen wird, von denen es heute noch niemand ahnt.

Es gibt aber auch Orte, an denen man auf Verpackung keinen Anspruch erheben kann; zu ihnen gehören die Schalter der Post und der Eisenbahn. Die Zwistigkeiten, die man hier beobachten kann, beruhen darauf, daß der Käufer die höflichen Gepflogenheiten vermißt, die dem Handelsgeschäft eigentümlich sind. Der geheime Unterschied, der hier wirkt, ist der zwischen Kundschaft und Publikum. Wenn man Postkarten im Laden kauft, steht man in einem

ganz anderen Verhältnis, als wenn man dieselben Postkarten am Schalter erwirbt. Dieser Unterschied drückt sich schon in der äußeren Einrichtung aus. So ist der Kaufmannstresen möglichst breit gebaut, damit man die Käufer nebeneinander bedienen kann; der Zugang zu den Schaltern dagegen ist auf das Nacheinander der Abfertigung angelegt. Während jeder Verkäufer bekanntlich seine Ware zu loben versucht, ist der Beamte immer zu Einwänden geneigt, verweist an andere Schalter, gibt nur bestimmte Mengen ab und zeigt sich im allgemeinen eher bestrebt, den Käufer abzuweisen als anzuziehen. Sehr deutlich wird der Unterschied auch darin, daß der Händler liebenswürdig, der Beamte dagegen bedenklich wird, wenn man »große Mengen« verlangt. Es handelt sich hier um lehrreiche Vorpostengefechte zwischen dem Händlertum und der Beamtenschaft oder zwischen den Kasten der Schreiber und der Kaufleute. Das Treffen nimmt großartige Ausmaße an, wenn eine dieser Haltungen den Sieg über die andere erficht, wie das etwa in der Einführung der Planwirtschaft zutage tritt. In diesem Falle wandeln sich, wie man es im Kriege beobachten konnte, alle Ladengeschäfte in Schalterräume um, vor denen das Publikum in langen Schlangen der Abfertigung harrt. Der umgekehrte Vorgang vollzieht sich, wenn der Händler triumphiert; nach dem verlorenen Kriege wurden die Schalterräume dem Stil der Warenhäuser angepaßt. Wo der Händler innerhalb der eigenen Substanz Beziehung zur Macht gewinnt, findet übrigens eine gewisse Überschneidung dieser Kreise statt. So ahmt die Hochfinanz die staatlichen Einrichtungen nach; man spricht von Bankbeamten und Bankschaltern, und die Schatzkammern sind wie Festungen gebaut.

In bezug auf die Tabakläden fällt mir auf, daß viele Kunden in ihnen noch etwas länger zu verweilen suchen, als das in anderen Geschäften üblich ist. Man führt da Gespräche über die letzten Neuigkeiten, über das Wetter, über die Politik — es ist überhaupt ein angenehmes Gefühl, mit

dem man den Laden betritt. Hierin besitzen diese Geschäfte eine gewisse Ähnlichkeit mit den Stehbierhallen — was wohl damit zusammenhängt, daß es im Grunde eine narkotische Droge ist, die man dort kauft. Eine ähnliche Stimmung herrscht in den Friseurgeschäften, freilich mit anderem, vertraulicherem Bezug. Allen Berufen, die der unmittelbaren Bedienung des Körpers gewidmet sind, wie denen der Friseure, Kellner, Badediener, Masseure haftet der Charakter einer kastenmäßigen Gemeinsamkeit an. Man bemerkt hier vor allem die geschmeidige Abhängigkeit; der Friseur geht um den Bart, seine politische Meinung ist die dessen, den er gerade rasiert. Dennoch vermag er auch zu wirken; sein Mittel, das der körperlichen Nähe entspricht, ist das der Einflüsterung. Der Einflüsterung ist schwerer zu widerstehen, als man gemeinhin denkt. So hat wohl jeder bei solcher Gelegenheit einmal wider Willen eine Reihe von unnötigen Einkäufen gemacht, und es gibt Verhältnisse, in denen es sich noch um Wichtigeres handelt als um das. Die politische Verfassung, innerhalb deren sich dieser Typus am besten zu entfalten vermag, ist die despotische; auch handelt es sich um ein Geschäft, das sich in Verfallszeiten belebt. Orte und Landschaften, in denen man viele und blühende Tempel der Kosmetik erblickt, sind immer merkwürdig, zuweilen sogar an das Märchenhafte anklingend. In vorzüglichen Geschäften dieser Art verfällt man leicht in entlegene oder altertümliche Stimmungen, etwa in ein asiatisches oder satrapenhaftes Wohlbehagen, wie es außerdem nur der Besuch der russischen Dampfbäder oder das Spiel von Zigeunerkapellen erzeugt. Auch betritt man weniger einen Laden als einen Salon; man wird gefällig, höflich und verschwiegen bedient. Nichts ist seltener als ein grober Friseur. Natürlich besitzen diese Verhältnisse auch ihre horoskopischen Entsprechungen; es ist vor allem der Mond, der hier seinen Einfluß übt. Man findet fast ohne Ausnahme das lunarische Gesicht, blaß, lymphatisch, bewegt; ferner eine weichliche Neigung zum Schmuck, zur Bildung, zur

vornehmen Welt. Wie in allen lunarischen Räumen trifft man Spiegel, Kristalle und Parfüme im Überflusse an. Auch wird oft Sinn für Eleganz, insbesondere für zierliches Schuhwerk, und eine flache Fertigkeit in der Erlernung fremder Sprachen auffallen. Smerdjakow in den »Karamasows« gehört als ausgesprochener Vertreter dieser Kaste an. Sowie ich auf diese Beziehungen aufmerksam wurde, fiel mir die Zugehörigkeit auch auf der Straße auf. Der beste Treffer gelang mir auf der Fahrt von Neapel nach Capri, auf der ich einen üppig gekleideten Passagier von stark aufgetragener Höflichkeit in diesem Sinne einordnete. Bei Tisch saß ich neben ihm; er stellte sich als der Direktor eines europäischen Hotelkonzerns vor und verwickelte mich in ein Gespräch über die Selbstmörder, in denen er einen Abschaum der Menschheit zu erblicken schien. »So ein einziger Lump ist imstande und verdirbt Ihnen die ganze Saison!«

Die Übung, auf diese Art zu sehen, beschränkt sich übrigens nicht auf das Vergnügen, das sie ohne Zweifel gewährt. Gemeinhin teilen wir die Menschen in zwei große Klassen ein, etwa in Christen und Nichtchristen, Ausbeuter und Ausgebeutete und so fort. Hiervon ist niemand frei, denn von allen Teilungen ist die Zweiteilung die nächstliegende. Es ist aber zu bedenken, daß die Zweiteilung keine harmonische Teilung ist; sie ist logischer oder moralischer Natur. Diese ihre Natur bringt es mit sich, daß sie immer einen Rest hinterläßt; so muß beim Zweiparteiensystem immer wieder gewählt werden, oder an der Grenze zwischen Christen und Heiden herrscht ewiger Krieg. Die Stetigkeit dagegen wächst in dem Maße, in dem man über die geistige Teilung hinaus auch zur substantiellen Teilung befähigt ist, und je zahlreicher die Fächer sind, desto sicherer ist das aufgehoben, was man in ihnen verwahrt. Hierauf beruht der Vorteil der Kastenordnung, die sich sowohl durch die Zweiteilung als auch durch die Vielteilung bestimmt. Auch die horoskopischen Felder gehören hierher.

Schwierig, aber lohnend wäre die Untersuchung, ob in

unserer Arbeitswelt solche Keime enthalten sind, das heißt, ob sich eine Neigung der speziellen Arbeitscharaktere zur Verdichtung beobachten läßt. Jedenfalls ist es nicht ihre Vereinfachung, die der Möglichkeit der Vielteilung widerspricht.

### *Rot und Grün* — *Goslar*

Kurz vor Einbruch der Dämmerung veränderte ein beunruhigendes Farbenspiel die Stadt. Alle roten und gelben Dinge begannen sich zu regen und zu erwachen; sie nahmen Tönungen an, wie sie den Blüten der Kapuzinerkresse eigentümlich sind. Besonders die alten Ziegeldächer glichen Polstern aus roter Kreide — gesättigten Speichern, die ein Übermaß von Leuchtstoff ausstrahlten. Zugleich wurde die Landschaft künstlicher, alle architektonischen und parkartigen Elemente traten stärker hervor. Das Schauspiel beruhte wohl darauf, daß die Stadt bei untergegangener Sonne durch die hohen roten Abendwolken wie durch Ampeln noch Licht empfing.

Ganz ähnlich beobachtete ich, daß die grüne Farbe die erste ist, die sich in der Morgendämmerung belebt. Sie beginnt um diese Stunde mit silberner Zartheit in die Dinge einzuströmen wie die Lebenskraft in den Körper des Genesenden. Man hat da zuweilen den Eindruck eines noch feuchten Aquarells, in dem erst eine Allee oder eine Baumgruppe farbig behandelt ist.

Diesen Vorgängen scheint ein Gesetz zugrunde zu liegen, das sich auch im Jahreslaufe wiederholt. Hier breiten sich die Farben nacheinander vom lichten Grün des Frühlings bis zum schweren, leuchtenden Metallglanz aus. So ein Garten im Herbst ist das lautere Gold. Dasselbe gilt für die Früchte, bei denen die Reife im Übergange vom Grün zum Gelb oder Rot sichtbar wird. Auch das Violette, Blaue und Schwarze ist in diesem Sinne nur ein gesteigertes Rot.

Übrigens erschien mir diese Beleuchtung so außerordentlich, daß ich die Gesichter der Menschen beobachtete, die auf der Straße gingen, und mich wunderte, sie *nicht* beunruhigt zu sehen. Es liegt eine besondere Beängstigung in dem Bewußtsein, daß man als einziger von einem bedeutenden Schauspiel angesprochen wird. Freilich wirkt das Gegenteil wohl ebenso stark; etwa wenn man die Einwohner einer Stadt vor ihren Türen stehen und sich über fremdartige Dinge unterhalten sieht. Ich hatte bei solchen Gelegenheiten zuweilen das Gefühl: da muß ein Komet hinter den Dächern stehen.

## *Aus den Strandstücken 1* — *Neapel*

Auf dem Wege zum Cap Miseno und von dort nach Procida erschien mir der Meeresgeruch tiefer, durchdringender und belebender als sonst. Jedesmal, wenn ich, ihn einatmend, den schmalen Saum verfolge, der durch die rollende Woge geglättet wird, empfinde ich jene Leichtigkeit, die einen Gewinn an Freiheit verrät. Das mag darauf beruhen, daß dieser Geruch Verwesung und Fruchtbarkeit zur Einheit mischt; Zeugung und Untergang halten sich in ihm das Gleichgewicht.

Diese geheime Gleichung, die das Herz stärkt und beruhigt, drückt sich vor allem im dunklen Dunste des Seetangs aus, den das Meer in lichtgrünen Gespinsten, in schwarzen Büscheln und glasbraunen Trauben über die Strandlinie wirft als Bett, auf das es die bunten Opfer seines Überflusses streut. Vieles geht dort dahin, und der Wanderer sieht seinen Weg von Verwesung gesäumt. Er sieht die weißen Leiber der Fische von der Zersetzung gebläht, den Seestern von den Spitzen seiner leuchtenden Zacken her zu mißfarbigem Leder verdorren, den geschwungenen Rand der Muschel klaffend aufspringen, um den Tod zu empfangen, und die Quallen, diese treibenden Prunkaugen des

Ozeans mit ihrer goldflimmernden Iris, so gänzlich dahinschwinden, daß kaum ein trockenes Schaumhäutchen von ihnen bleibt.

Dennoch fehlen hier die Schrecken der Schlachtfelder, die der Krieger verlassen hat, denn ohne Unterlaß wird diese bunte Beute von den spitzen, salzigen Raubtierzungen des Meeres beleckt, die nach ihrem Blutstoff spüren und ihn wieder einschlürfen. Dieses Tote ist den Quellen des Lebens verbunden, daher gleicht sein Geruch einem bitteren Heiltrank, der die fiebrigen Ängste vertreibt. Wohl fällt auch hier, wenn die See in der Ferne summt wie eine der großen Muscheln, die wir als Kinder vom Kaminsims nahmen, um daran zu horchen, und auf deren rosafarbene Haut eine üppige Krankheit blaue Stockflecke zu treiben schien — wohl fällt auch hier die Nähe des Todes jenen Tropfen Mohn ins Blut, der schwermütig und träumerisch stimmt und den dunklen Maskenzug der Vernichtung beschwört. Doch dafür trifft auch der Strahl des Lebens dreimal leuchtend das Herz wie aus dem geheimnisvollen schwarzen Stein, der rote Blitze schießt.

Dies ist die krause Witterung des Fleisches, mit den beiden großen Symbolen des Todes und der Zeugung belehnt und daher wohl würdig, den Grenzgang zu würzen zwischen Festland und Meer.

## *Aus dem Guckkasten* — *Berlin*

Unter unseren Erinnerungen sind manche von eigentümlich bildhafter Schärfe; wir blicken auf Ausschnitte der Vergangenheit wie durch Schlüssellöcher oder durch die runden Scheiben der Panoramen, die man früher auf den Jahrmärkten ausstellte. Wenn wir solche Bilderchen, die plötzlich auftauchen, als ob eine Klappe herunterfiele, ins Auge fassen, wird uns auffallen, daß es sich dabei nicht um Vorgänge handelt, bei denen das Bewußtsein mit besonderer

Anspannung arbeitete. Viel gegenwärtiger sind uns oft Umstände, an denen wir uns in einer dumpfen, traumhaften Weise beteiligten. Etwa eine alte Frau nimmt uns an der Hand und führt uns in das Zimmer, in dem der Großvater gestorben ist. Solche Erinnerungen ruhen oft lange Zeit; sie gleichen mit unsichtbaren Strahlen belichteten Filmen, zu deren Entwicklung wir eines Tages fähig sind. Zu ihnen gehört auch die erotische Begegnung, und vor allem die erotische Begegnung im anarchischen Raum.

Ich lebte in einem beständigen Fieber; ich hatte das Lazarett verlassen, weil mir das Liegen unerträglich geworden war, aber ich war weit davon entfernt, geheilt zu sein. Am Morgen hustete ich noch zuweilen Blut in mein Taschentuch, doch ich bemühte mich, es zu übersehen. Ich rauchte schwere Zigaretten, von denen ich die erste bereits beim Erwachen vom Nachttisch nahm, und der Wein stieg mir leicht zu Kopf.

In den Nächten wurde ich zuweilen durch Schüsse aufgeschreckt, denn in dem winkligen Viertel, in dem ich mich eingemietet hatte, lagen Gefängnisse, und man versuchte, die Gefangenen zu befreien. In einer nahen Kaserne arbeitete ein Standgericht, das jeden Morgen die Plünderer, die man nachts aufgegriffen hatte, hinter einem Denkmal erschießen ließ. Die Kinder meiner Wirtin kannten die Stunde und sahen aufmerksam zu. Wenige Schritte von diesem Denkmal entfernt war ein Rummelplatz aufgebaut, die Orgeln der Karussells spielten vom Abend bis zum Morgengrauen.

An den Vormittagen sahen die Straßen öde und verfallen aus, ihr Pflaster war aufgerissen; man hatte seit Jahren nicht mehr an ihnen gearbeitet. Abends veränderte sich das Bild; es glommen pulsierende Lichter auf, wie sie die luftleeren Röhren der Physiker ausstrahlen. Dieser Anblick rief den Eindruck hervor, als ob das Kabelnetz der Stadt in eine verhängnisvolle Unordnung geraten wäre und als ob hier und dort der Strom in bunten, verschwenderischen Kurzschlüssen aufglühte. Die blauen, roten und grünen Linien

löschten die elenden, abgeblätterten Fassaden aus und täuschten leuchtende Portale zu herrlichen Palästen vor. Hinter ihnen eröffneten sich Tanzsäle, Restaurants oder kleine Cafés, in denen eine neuartige, entnervende Musik gespielt wurde. Während tagsüber graue, schäbig gekleidete Massen die Straßen und Plätze durchfluteten, versammelte sich hier ein Publikum von übertriebener Eleganz, und während man an den Vormittagen die Frauen in langen Reihen vor den Bäckerläden warten sah, waren hier die Büfetts mit Platten voll Hummern und getrüffeltem Geflügel bestellt.

Das Leben begann erst spät, und an den Nachmittagen waren die Cafés noch fast leer. In einem von ihnen pflegte ich mich mit einem großen, kastanienbraunen Mädchen zu treffen; wir hatten uns während des Einzuges eines der zurückkehrenden Regimenter kennengelernt. Es bestand ein großer Unterschied zwischen dem wirren Fieber, in dem ich mich befand, und der nüchternen Entschiedenheit dieses Mädchens, das einen eigenartigen Vornamen trug, der mir entfallen ist. Das regelmäßige, etwas prüde Gesicht ließ auf eine jener Turnlehrerinnen schließen, deren geheimer Wunsch in einer Sommerreise nach Schweden besteht und die man in den Leihbibliotheken auf gute Romane warten sieht.

Ich vermag mich nicht an unsere Unterhaltungen zu erinnern; sie müssen in zwei sehr verschiedenen Dialekten geführt worden sein. Wie viele der Zurückgekehrten glich ich dem galvanischen Strom, der die Metalle verändert, die er berührt, gleichviel zu welchen Bildern sie geprägt worden sind. Dieser Zustand war freilich besonders geeignet, den uralten Zwist zu schärfen, der zwischen solchen Paaren besteht und der darum geht, ob der Trank höher zu schätzen sei oder der Becher, aus dem er dargeboten wird. Ich fühlte mich feurig umgetrieben in den Wirbeln des Untergangs; alles Beständige, alles Bewahrte und Behütete war mir zur Last.

Vielleicht aber bestand gerade hierin meine Anziehungskraft, die ich spürte und deren Wirkung ich ausnutzte,

eigensinnig und störrisch wie ein Kind, das unter allen Umständen seinen Launen zu folgen gedenkt. Hinzu kam ein törichtes Vergnügen, das mir die Erprobung dieses Einflusses bereitete — wie es kleine Hypnotiseure empfinden, wenn sie ihren Opfern absurde Aufgaben stellen, durch deren Verrichtung weder ihnen selbst noch sonst jemandem geholfen ist.

So hatte ich auch an diesem Nachmittag alle Quälereien erschöpft, um sie zu bewegen, mit in meine Wohnung zu gehen — und zwar mit methodischer Überredung, die mir weit weniger Mühe als ihr der Widerstand bereitete. Aber schon, als ich ihr dann den Mantel zu entreißen suchte, hatte sie sich mir mit allen Anzeichen des Schreckens entzogen wie eine Schlafwandlerin, die zur Besinnung kommt, und gleich darauf war die Tür hinter ihr ins Schloß gefallen. Alle ihre Bewegungen geschahen wie unter starkem Zwang; sie hatten etwas Erstaunliches für mich, als ob ich sie fern von mir eine Rolle spielen sähe, deren Sinn ich nicht recht verstand.

Aber noch mehr erstaunte ich, als ich sie nach etwa einer Viertelstunde wieder schweigend und ohne mich anzusehen in das Zimmer treten sah. Sie drehte den Schlüssel hinter sich um und begann sich zu entkleiden, ohne ein Wort und mit einer gewissen Wut, die sich in einer Art von Schluchzen äußerte, wenn ein Knopf oder ein Band Widerstand zu leisten schien. Ohne im mindesten auf ihre Deckung bedacht zu sein, trat sie auf mich zu, und wir starrten uns lange an — mit einer gespannten und ohne Zweifel feindlichen Aufmerksamkeit. Ich bemerkte, daß sie mich fest mit dem Blicke erfaßte; dann begann sich der Augenstern zu weiten, und sie sah wie durch einen unbeteiligten Statisten durch mich hindurch.

Es gibt Worte von einer so belanglosen Tiefe oder von einer so tiefen Belanglosigkeit, daß man sich fast schämt, sie zu wiederholen, losgelöst von dem lebendigen Augenblick, mit dem sie verbunden sind. Es schien mir, als ob

noch ein dritter, den Vorgang sehr sorgfältig prüfender Beobachter im Zimmer wäre, der plötzlich in sachlichem Ton bemerkte:

»Du hast Wein getrunken.«

Und ich hörte mich mit einer leisen, zornigen Stimme antworten:

»Was schadet denn das?«

Ich konnte uns in einem alten Spiegel, der etwas schräg hing, deutlich sehen, als zwei durch das niedrige Licht der Ofenglut bestrahlte Gestalten, deren Umrissen der blinde Metallbelag, wie der grünliche Gazeschleier vor einem Puppenspiel, die Illusion der Entfernung verlieh. Und aus großer Entfernung, aus der Entfernung des Traumes, kam es zurück:

»O doch, das schadet. Das schadet — — — sehr viel.«

### *Der Oberförster* — *Goslar*

Der ungeheure Wald, den ich durchschritt, war mir vertraut und unbekannt zugleich. Er bestand aus regelmäßigen Forsten, die sonntags von Großstädtern wimmelten, dazwischen aber waren Urwaldinseln und unerforschte Gebirgszüge eingesprengt. Ich war in sein Inneres eingedrungen, um den *Oberförster* aufzusuchen, denn ich hatte erfahren, daß er einen Adepten vernichten wollte, der nach der blauen Natter auf Jagd gegangen war.

Ich traf ihn in seinem gotischen Jagdzimmer an, das einer Rüstkammer glich. Alle Wände waren mit Fallen behangen, sie waren ganz unter Fußangeln, Reusen, Netzen, Dohnen und Maulwurfsgalgen versteckt. Von der Decke hing eine Sammlung von listig geflochtenen Schlingen und Knoten herab — ein krauses Alphabet, und jeder Buchstabe war fängisch gestellt. Selbst der Leuchter entsprach dieser Einrichtung: seine Kerzen waren auf die Stacheln eines großen, ringförmigen Tellereisens gesteckt. Es war von

der Sorte, die man im Herbst auf einsamen Waldwegen unter dürrem Laub verbirgt und die bei der leisesten Berührung durch einen Menschenfuß wie ein tödliches Gebiß in Brusthöhe zusammenschnellt. Heute jedoch ragten seine Zähne kaum sichtbar hervor, denn zu Ehren meines Besuches umwand sie ein aus mattgrüner Mistel und roten Vogelbeeren geflochtener Kranz.

Der Oberförster saß hinter einem klobigen Tisch aus rötlichem Erlenholz, das in der Dämmerung phosphorisch erglimmt. Er war damit beschäftigt, kleine drehbare Spiegelchen zu putzen, mit denen man im Herbst die Lerchen berückt. Nachdem er mir den Gruß erwiesen hatte, gerieten wir gleich in ein lebhaftes Gespräch, das sich auf die Jagdgerechtsame an den Hängen der blauen Natter bezog. Da ich beobachtete, daß er während dieses Gespräches zuweilen unauffällig die Anordnung der Lerchenspiegel veränderte, war ich sehr auf der Hut. Überhaupt benahm er sich recht sonderbar; so beschränkte er sich während langer Abschnitte unseres Streites, anstatt zu antworten, darauf, verschiedenartige Lockflöten aus der Tasche zu ziehen, auf denen er pfiff, fiepte oder blattete. Bei den bedeutsamen Wendungen des Gespräches aber griff er immer wieder auf eine große hölzerne Kuckucksflöte zurück und stieß Töne wie eine Kuckucksuhr hervor. Ich begriff, daß das seine Art zu lachen war.

Wie verwickelt unsere Unterhaltung auch war, so kehrte sie doch stets zu ein und demselben Punkte zurück. Immer wieder betonte er:

»In meinen Wäldern ist die blaue Natter das wichtigste — sie lockt mir das beste Wild ins Revier.«

Und immer wieder versuchte ich vergebens, ihn zu beschwichtigen:

»Aber die Hänge, an denen die blaue Natter lebt, werden doch nie von Menschen besucht.«

Es schien, daß dieser Einwand ihn besonders erheiterte, denn sowie ich ihn vorbrachte, wiederholte er schier endlos seinen närrischen Kuckucksruf. Da Nigromontanus mir das

Ohr auch für die ausgestorbenen Figuren der Ironie geschärft hatte, verzichtete ich weislich auf die Replik.

So stritten wir lange in rätselhaften Sätzen, die zuweilen in eine reine Zeichensprache übergingen, hin und her. Endlich brach der Oberförster die Unterhaltung ab:

»Ich sehe wohl, daß Sie mir im hieroglyphischen Dominospiel gewachsen sind. Sie sind seit dem Alten Pulverkopf der erste, der ansetzen kann. Aber steigen Sie nur selbst einmal zu den Hängen empor, dann werden Sie ja merken, was da oben im Gange ist!«

Ich machte mich also auf den Weg, geleitet durch die tief im Tann verlorenen Wirbel der Feuerhenne, die zu den Wappentieren der Mauretanier zählt. Bei höchstem Sonnenstand verließ ich den Wald und trat in den heißen, öden Bergkessel ein, dessen Boden ganz von niedrigen Disteln bewachsen war. Sie waren von der stengellosen, wie ein Wetterstern gezackten Art, die man die Eberwurz nennt. Auch Wolfsmilch war spärlich eingemengt. Viele schmale, uralte Pfade zogen sich kreuz und quer durch das Gestrüpp dahin. Sie alle waren durch die blaue Natter versperrt. Als ich die Tiere erblickte, wurde ich sehr vergnügt und dachte: »Da sieht man doch gleich, daß der alte Fuchs auch mit gar zu billigen Mitteln spielt.« Ich schloß das aus dem Umstand, daß ihr Leib zu einem Sperrknoten verschlungen war, dessen Bedeutung nur der übersehen konnte, der in solchen Schlichen noch ein Neuling war. Trotzdem verbarg ich mich hinter einem Busch und lauerte den ganzen Nachmittag, natürlich ohne einen *Menschen* zu sehen.

Gegen Abend erschien eine steinalte Frau, die einen kleinen Spatel in den Händen trug. Sie kauerte sich auf der offenen Fläche nieder und riß mit ihrem Gerät ein Rechteck, ungefähr von der Größe einer Tischplatte, in den Grund. Dann trat sie hinein, hob an jeder Ecke einen Stich Erde aus, besprach ihn und schleuderte ihn über die Schulter davon. Bei jedem Wurf sah ich das Eisen wie ein Spiegelchen aufblitzen.

Da dieser Vorgang mich mit so starker Neugier erfüllte, daß ich die Sperrknoten ganz vergaß, schlich ich mich leise hinter sie und flüsterte ihr zu:

»He, Mütterchen, was machst du denn da?«

Sie wandte sich ohne eine Spur von Überraschung um, gleichsam als ob sie mich erwartet hätte, sah mich an und flüsterte mit einem Kichern, das mir das Blut gerinnen ließ, zurück:

»Söhnchen, das soll dich nichts kümmern — das erfährst du schon früh genug!«

Da leuchtete mir mit entsetzlicher Klarheit ein, daß ich dem Oberförster dennoch ins Garn gegangen war. Und ich begann meiner Klugheit zu fluchen und meinem einsamen Übermut, der mich in solche Gesellschaft verstrickt hatte, denn zu spät sah ich ein, daß alle Feinheit meiner Operationen nur dazu gedient hatte, die Fäden unsichtbar zu machen, mit denen er mich umspann. Ich selbst war ja der Adept gewesen, der Mensch, den er vernichten wollte, ich selbst das Wild, das durch die blaue Natter verlockt worden war!

## *Der Erfinder* *Überlingen*

An Bord, den ersten Tag im Speisesaal. Wie immer um diese Zeit geht die Fahrt an den Malediven entlang, und wie immer entbrennt, sowie der Schwertfisch erscheint, ein Kreuzfeuer von Zutrünken und Anspielungen. Freilich werden die Siegel gewahrt, denn da der Fisch alla Cremonese bereitet ist, muß an Land eine Aufnahme vorgekommen sein. Wirklich flammt am Kapitänstisch der rote Tigerliliensrauß, und hinter ihm späht der Neue hervor, ein kleiner, unangenehmer Bursch mit Schweinsaugen. Die Ballotage muß kaum besucht gewesen sein, daß so einer durchschlüpfen konnte, ohne daß jemand ihm die weiße Kugel gab. Während ich darüber nachdenke, stellt er mir durch einen Steward, den er ungehörigerweise im Stechschritt

marschieren läßt, ein Zettelchen zu. Er bittet mich um die Ehre der vorläufigen Vorstellung, sein Name sei mir gewiß schon bekannt, er habe auf allen Schiffen der Welt die Rekordschraube eingeführt. Ich muß mich also wohl oder übel erheben und einen Trinkspruch auf ihn ausbringen, in den die anderen säuerlich einstimmen. Nun aber wird der kleine Kerl vom Übermut ergriffen, steht auf und beginnt sich zu rühmen, erzählt unter anderem, daß er in Paris eine Inflation angestiftet hat. Zum Beweis zeigt er auf seinen Frack, den die rote Rosette der Ehrenlegion ziert und den er dort für eine Bagatelle erstanden haben will — »und das ist noch ein Frack, für den jeder Schneider das Dreifache verlangt« — dabei dreht er sich um und kehrt uns einen ungeheuerlichen Auswuchs zu. Unser Gelächter feuert ihn an, sich in kleinen, scharwenzelnden Tanzschritten zwischen den Tischen zu bewegen; mitten in einer Drehung schlägt er jedoch hin. Er hat wohl eine Gräte verschluckt, wie das sehr leicht vorkommt, wenn man die Zubereitung alla Cremonese noch nicht kennt. Sogleich erscheint unser Doktorchen, mit dem schwarz-rot-schwarzen Bande der Mauretanier unter dem hastig übergeworfenen Operationskittel. Er erfaßt die Lage auf den ersten Blick, denn der Schnitt, den er führt, sieht eher wie ein Schlachtschnitt aus und zieht sich tief über die ganze Länge der Frackbrust hin. Die Gesellschaft sieht dem halb erfreut, halb auch verdrießlich zu, weil ihr der Appetit vergangen ist.

Bei alledem ziehen uns die patentierten Schiffsschrauben mit herrlicher und stets unverminderter Geschwindigkeit dahin.

### *Das Beschwerdebuch* — *Leipzig*

Träumte, daß ich in einem kleinen, entlegenen Bahnhof, in dem die Fliegen schwirrten, auf Anschluß wartete. Da mich der trübselige Zustand des Wartesaals verdroß, suchte

ich meine üble Laune an den Beamten auszulassen; ich stellte sie zur Rede und verlangte großherrlich dies und das. Endlich riefen sie den Bahnhofsvorsteher herbei, der sich devot bei mir entschuldigte und mich bat, doch von einer Eintragung in das Beschwerdebuch abzusehen. Da ich mich auf seine Ausflüchte nicht einlassen wollte, mußte er es schließlich wohl oder übel herbeischaffen, und ich machte mich zu einer bösartigen Epistel bereit. Nun aber traten allerlei Hindernisse ein: die Tinte war ausgetrocknet, ich mußte um einen Federhalter bitten und ähnliches. Die Sache wandelte sich allmählich so, daß die Beamten das Übergewicht bekamen; ich wurde nun von ihnen mit Maßregeln bedroht, mußte Fahrkarten und Ausweise vorzeigen, verpaßte meinen Zug und sah mich in tausend Scherereien versetzt.

Das könnte man noch ausspinnen, etwa in der Weise, daß der Beamte mir das Beschwerdebuch aufzunötigen beginnt und mich endlich zur Eintragung zwingt, aus deren Schriftzügen dann das Unangenehme wie ein Ameisenschwarm erwächst.

### *In den Treibhäusern* — *Dahlem*

Am Nachmittag tat ich den gewohnten Rundgang durch die Treibhäuser, um meine Kritik der Orchideen zu bereichern, der ich die Spielregel zugrunde gelegt habe, daß diese Blumen als Schauspielerinnen zu besprechen sind. Meine Übung besteht darin, sie lange und mit gedankenloser Starre zu betrachten, bis sich gleichsam durch Urzeugung das Wort einstellt, das ihnen angemessen ist.

So habe ich gefunden, daß die Cattleya der Kreolin gleicht, während in der Vanda die höhere Entsprechung der Malaiin sichtbar wird. Die Dendrobien sind Zauberlaternen der Heiterkeit und die Cymbidien Meisterinnen der Geheimschrift, die sich in der Maserung der Hölzer wieder-

holt. Die schönsten sah ich in Santos im Indigenapark, doch waren sie dem Auge nicht so nah. Vor allem ladet die Stanhopea zum Verweilen ein — in der, wie in der Tigerlilie, sich das Schöne mit dem Gefährlichen durchdringt, wenngleich die Hoheit fehlt.

Während ich mich mit diesen Betrachtungen beschäftigte, wurde eine Schar von blinden Kindern, die sich zu zweien und dreien an den Händen hielten, durch die Treibhäuser geführt. Ich schloß mich ihnen an und bemerkte, daß man ihnen Blumentöpfe in die Hände gab, deren Gewächse sie berochen und betasteten. Die Pflanzen, bei denen sie besonders verweilten, waren für den Sehenden meist unscheinbar; so machten sie sich gegenseitig auf einen neuseeländischen Pseudopanax aufmerksam, der harte und wie Lanzenspitzen gezackte Blätter trägt. Überhaupt fiel mir auf, daß sie in der australischen Abteilung am längsten verweilten, wahrscheinlich weil durch die Trockenheit die Skulptur der Pflanzen gewinnt.

Es leuchtet mir auch sogleich ein, daß der Blinde zur Trokkenheit eine eigene Beziehung besitzen muß. So nimmt er die Sonne nicht als Licht, sondern als Wärme wahr, so steht er der Plastik näher als der Malerei, so hat das bekannte Bild von Breughel, auf dem die Blinden in das Wasser stürzen als in ein feindliches Element, seine besondere Tiefe, und so ist es wohl auch jenseits der äußeren Anlässe sinnvoll, daß Ägypten das Land der Augenkrankheiten ist.

Am überraschendsten aber war das Verhalten dieser Kinder in der Kakteenabteilung; hier brachen sie, wie ihre sehenden Gefährten vor dem Affenkäfig, in ein lautes Gelächter aus. Ihr Lachen erheiterte mich außerordentlich — ich hatte dabei ein ähnliches Gefühl wie jenes, mit dem man am unwegsamen Ort, etwa hoch oben auf einer Mauerzinne, noch Gras und Blumen wachsen sieht.

*Frutti di Mare* *Neapel*

Seit einigen Wochen habe ich mich hier seßhaft gemacht, als Dottore pescatore, wie das Volk die in den Räumen des Aquariums arbeitenden Zoologen zu nennen liebt. Es ist ein kühler, klösterlicher Ort, an dem bei Tag und Nacht süßes und salziges Wasser in große gläserne Becken sprüht, inmitten eines Parkes, der sich am Meer erstreckt. Über den Arbeitstisch hinweg ruht sich das Auge auf dem Castell dell'Ovo aus, das die Staufer als Zwingburg aus dem Wasser errichteten, und weiter hinten, mitten im Golfe, lagert, in seiner Form an eine ausgestreckte Weinbergschnecke erinnernd, das schöne Capri, auf dem einst Tiberius mit seinen Spintriern saß.

In Neapel haben viele meiner Lieblinge gelebt, unter ihnen so verschiedene wie Roger der Normanne, der Abbé Galiani, der König Murat, der seine Orden trug, damit man auf ihn schießen sollte, und mit ihm Fröhlich, der mit seinen »Vierzig Jahren aus dem Leben eines Toten« eine unserer kurzweiligsten Erinnerungen schrieb. Auch der prächtige Burgunder de Brosses und der Chevalier de Seingalt wissen von ausgesuchten Stunden zu berichten, die sie hier zubrachten.

Meine Aufmerksamkeit ist einem kleinen Tintenfisch gewidmet, der Loligo media heißt und der mich jeden Morgen von neuem durch die Schönheit seines farbigen Schwanengesanges entzückt, den er aus einer fließenden Skala brauner, gelber, violetter und purpurner Töne kombiniert. Insbesondere liebe ich eine köstliche Art des Erblassens an ihm, eine nervöse Nachlässigkeit, durch die er neue, unerhörte Überraschungen vorzubereiten pflegt. Allzubald fällt diese Pracht dem Tode anheim; sie erlischt gleich flammenden Wolken, die sich im Feuchten auflösen, und nur die tief grüngoldenen Ringe, die die großen Augen emaillieren, leuchten wie Regenbogen nach. Auf seinem spannenlangen Körper spielt das Leben wie auf einem berauschenden Instrument seine volle Melodie; es überschüttet ihn mit seinem Überflusse und läßt

ihn gleich einer grausamen Geliebten im Stich. Nach so viel Glanz bleibt der Überrest wie ein bleicher Schemen, wie die ausgebrannte Hülse eines goldenen Feuerwerks zurück.

Übrigens besitzt dieses Wesen hierzulande, gleich seinem Bruder, dem großen Kalmar, und gleich seinen Vettern, dem langarmigen Oktopus und der wie Perlmutter schillernden Sepia, gastronomischen Rang, und ich habe es mir, um jedes mögliche Mittel der Erkenntnis an ihm zu erproben, vorsetzen lassen, nach Art der Feinschmecker geröstet und mit weißem Capri serviert. Es erschien, in eine Platte von zart in Butter gebräunten Ringen verwandelt, neben denen der zehnarmige Kopf wie die geschlossene Blüte einer Seelilie oder wie das Fragment eines mythologischen Figürchens lag. Was ich gleich geahnt hatte, bestätigte sich: die verborgene Harmonie, die allen Eigenschaften eines Wesens innewohnt, wurde auch dem Geschmackssinn offenbar, und ich hätte, selbst mit verbundenen Augen essend, die Herkunft dieses Bissens mit ziemlicher Treffsicherheit in das zoologische System einordnen können. Es war nicht Krebs und nicht Fisch, eher schon Muschel oder Schnecke, was sich da verriet, aber mit einer scharf ausgesprochenen Eigenart begabt, wie sie einem uralten Geschlechte geziemt. Sicherlich darf dieser Geschmack nicht fehlen in der Bouillabaisse, jener dicken Marseiller Suppe, in der die besten Früchte des Mittelmeeres zu einem mit Safran gewürzten Bukett vereinigt sind.

Jeden Nachmittag sammelt ein Diener Zettel ein, auf denen man das »Material« verzeichnet, das man zu sehen wünscht. Hinter diesem trockenen Wort verbirgt sich viel Köstliches, denn es läßt sich hier unter der Maske von lateinischen Art- und Gattungsnamen ausschweifenden Gelüsten frönen; und ich weiß nicht, ob der liebenswürdige Professor Dohrn entzückt sein würde, wenn er dahinterkäme, welch ein Parasit in die Zellen seines wissenschaftlichen Bienenkorbes eingedrungen ist. Die reine Betrachtung des geformten Lebens gewährt einen Genuß, bei dem die Stunden wie

Minuten dahinfliegen. Auch schweift der Geist in Gebiete ab, in denen der Überfluß Schrecken erregt; er gleicht einem Reisenden, der sich in Archipelen verliert, aus denen kein Kompaß ihn zurückführen wird.

So besitzt dieses Zettelschreiben einen Reiz, der an die Wunschzettel erinnert, denen die Kinder vor Weihnachten ihre Träume anvertrauen. Der Dampfer der Station ist schon vor Tag unterwegs, und in den Vormittagsstunden wird die Beute in Glasgefäßen und flachen Schalen an die Arbeitsplätze gebracht. Mit feinen Gazenetzen ist das im Wasser treibende Leben gefischt, der Grundstoff der Fluten des Golfes, der einer reichen, mächtigen Suppenschüssel gleicht — eine Welt von gläsernen Fäden, Stäbchen und Kügelchen. Schleppnetze haben mit schweren Bügeln die Algenteppiche geschoren und sich prall mit dem Mannigfaltigen gefüllt, das auf diesen farbigen Weiden sich liebt und Jagd aufeinander macht. Und immer ist etwas ganz Besonderes darunter, etwas, das man wie die bunte Spitze am Weihnachtsbaum zum ersten Male sieht — ein scharlachroter Ringelwurm, der sich windet wie ein Drache auf chinesischem Porzellan, ein feinstrahliger, safrangelber Haarstern von gebrechlicher Art, ein durchsichtiges Krebschen, das in einer kleinen Gelatinetonne haust, der Venusgürtel, in dessen Kristallkörper ein grünvioletter Feuerfunke oszilliert, oder ein Haifischei, in dem man den atmenden Keimling schlummern sieht wie in einem Kissen aus glasigem Horn, von dem Windelbänder herabhängen.

Was ein südliches Meer an Geheimnissen birgt, das ist für die an blasseren Schimmer gewöhnten Augen des Nordens von unerschöpflichem Reiz. Auch die Farben der Landtiere, etwa der Insekten, nehmen in heißeren Zonen an Reichtum und Mannigfaltigkeit zu; sie werden greller, metallischer, schärfer gegeneinander abgesetzt und herausfordernder. Aber nur das Meer gibt seinen Bewohnern jene spielende Eleganz und Weichheit der Töne, den irisierenden, bewegten Fluß alter Gläser, die wunderbare Zartheit und

Innigkeit des Vergänglichen. Diese Farben sind traumhafter, sie gehören eher der Nacht als dem Tage an; sie bedürfen des dunkelblauen Abgrundes zum Schutz. Zuweilen klingen sie in ihren satten violetten und dunkelroten Flecken, die sich in ein Fleisch brennen, das feinen weißen, rosa oder gelblichen Porzellanarten gleicht, an gewisse Orchideen wie die Stanhopea an — aber auch diese suchen ja die gleichmäßige, dunkelgrün dampfende Nacht der dichtesten Wälder auf. Es hat etwas Wunderbares, daß dieser Glanz gerade die feinsten, feuchtesten Gebilde des Lebens beseelt, und so bricht er denn auch aus dem kostbarsten und gefährdetsten Organ des menschlichen Körpers, aus dem Auge, hervor.

So ein Arbeitsraum, in dem das Leben in vielen Formen versammelt ist, drängt den Vergleich mit der Werkstatt eines Uhrmachers auf, in der große und kleine Zeiger über hundert bemalte Ziffernblätter gehen. Das Auge erblickt ein ungemein sinnreiches Werk, gleichviel auf welchem seiner Räder es ruht, ob auf dem Schirm der Meduse, der sich im Rhythmus des Atems öffnet und schließt, oder auf dem winzigen Bläschen im Leib eines einzelligen Tieres, das im Takt des Herzschlages pulsiert.

Jedes dieser Pendel, ob es nun lang ausholt oder kurz, schwingt in dem Punkte, der das Zentrum aller Zeiten ist. Daher verleiht es ein Gefühl der Sicherheit, vom Ticken der Lebensuhren umgeben zu sein; und ich teile den Geschmack des Fürsten von Ligne, dieses liebenswerten Ritters und Kriegers von Geblüt, der seine Schlösser, auf deren Firsten Ketten von Tauben rasteten, in weite Lustgärten einbettete, mit von Genisten erfüllten Gebüschen, mit dicht belebten Weideplätzen, mit von Bienen und Schmetterlingen wimmelnden Blumenbeeten und mit Teichen, deren Spiegel unaufhörlich unter dem Aufschlage fetter, schnellender Karpfen erzitterten.

Das heißt auch wahrlich, von den Gleichnissen des Lebens wie von Schildwachen umringt zu sein.

*Der Strandgang* *Berlin*

Strandgang mit Inselbewohnern an einem verlassenen Küstenstrich. Wir entdecken im Körper eines ungeheuren, vom Meere ausgeworfenen Fisches einen Toten, den wir nackt wie einen Neugeborenen aus bräunlichen Fleischmassen ziehen. Ein Mann in blauer Schifferjacke bittet mich um Schweigen und größte Behutsamkeit: »Das ist ein böser Fund. Wissen Sie denn nicht, daß es einer seiner letzten und schrecklichsten Schachzüge ist, sich als Leichnam zu verkleiden und antreiben zu lassen?« Plötzliches Angstgefühl, während der Strand chaotisch und düster wird. Eiliger Rückmarsch durch einen Eichenwald, an einem strohgedeckten Gehöft vorbei, in dem die *Alte* wohnt. Wir kommen nicht unbemerkt vorüber, denn ihre gezähmten Sperber begleiten uns flatternd im Gebüsch. Geheimnisvoller Zusammenhang, der zwischen den Sperbern und dem Toten besteht. Als wir uns am Waldrande noch einmal flüchtig umwenden, werden wir durch eine Schlachtszene erschreckt, die auf dem Hofe spielt. Vor einem offenen Scheunentor haben Knechte den Körper eines kräftigen Mannes mit den Beinen nach oben ans Spannholz gespreizt; das Fleisch ist unangenehm weiß, bereits gebrüht und rasiert. In einem dampfenden Trog schwimmt der Kopf, dessen Anblick ein großer schwarzer Vollbart noch beängstigender macht. Der Bart bringt etwas Tierisches hinein; er erweckt ungefähr das Gefühl: Das muß aber ein richtiges, anstrengendes Schlachten gewesen sein, so eins, bei dem an Schnaps nicht gespart werden darf.

Es schließt sich eine schreckliche Verfolgung durch die Alte an, bei der wir uns in Winkelzügen bewegen, während sie uns auf dem kürzesten Weg zu Leibe rückt. Im Mechanismus dieser verwickelten und aufregenden Bewegungen deutet sich der Kampf des Guten, zu dem wir unsere Zuflucht nehmen, gegen das Böse an. Da wir jedoch nicht von Grund auf gut, die Alte dagegen vollkommen böse ist, so müssen wir unterliegen. Der schlimme Zwang drückt sich im dauern-

den Raumgewinn der Alten aus. Das wachsende Angstgefühl wäscht die Bilder endlich völlig aus dem Gewebe heraus.

*Das Lied der Maschinen* *Berlin*

Gestern, bei einem nächtlichen Spaziergang durch entlegene Straßen des östlichen Viertels, in dem ich wohne, sah ich ein einsames und finsteres Bild. Ein vergittertes Kellerfenster öffnete dem Blick einen Maschinenraum, in dem ohne jede menschliche Wartung ein ungeheures Schwungrad um die Achse pfiff. Während ein warmer, öliger Dunst von innen heraus durch das Fenster trieb, wurde das Ohr durch den prachtvollen Gang einer sicheren, gesteuerten Energie fasziniert, der sich ganz leise wie auf den Sohlen des Panthers des Sinnes bemächtigte, begleitet von einem feinen Knistern, wie es aus dem schwarzen Fell der Katzen springt, und vom pfeifenden Summen des Stahles in der Luft — dies alles ein wenig einschläfernd und sehr aufreizend zugleich. Und hier empfand ich wieder, was man hinter dem Triebwerk des Flugzeugs empfindet, wenn die Faust den Gashebel nach vorne stößt und das schreckliche Gebrüll der Kraft, die der Erde entfliehen will, sich erhebt; oder wenn man nächtlich sich durch zyklopische Landschaften stürzt, während die glühenden Flammenhauben der Hochöfen das Dunkel zerreißen und inmitten der rasenden Bewegung dem Gemüt kein Atom mehr möglich scheint, das nicht in *Arbeit* ist. Hoch über den Wolken und tief im Inneren der funkelnden Schiffe, wenn die Kraft die silbernen Flügel und die eisernen Rippen durchströmt, ergreift uns ein stolzes und schmerzliches Gefühl — das Gefühl, im Ernstfall zu stehen, gleichviel ob wir in der Luxuskabine wie in einer Perlmutterschale dahintreiben oder ob unser Auge den Gegner im Fadenkreuz des Visiers erblickt.

Das Bild dieses Ernstfalles ist schwer zu erfassen, weil

die Einsamkeit zu seinen Bedingungen gehört, und stärker noch wird es verschleiert durch den kollektiven Charakter unserer Zeit. Und doch besetzt ein jeder heute seinen Posten sans phrase und allein, gleichviel ob er hinter den Feuern einer Kesselanlage steht oder in die verantwortliche Zone des Denkens einschneidet. Der große Prozeß wird dadurch erhalten, daß der Mensch ihm nicht auszuweichen gedenkt und daß seine Zeit ihn bereit findet. Was ihm jedoch begegnet, indem er sich stellt, ist schwer zu beschreiben; vielleicht ist es auch wie in den Mysterien nur ein allgemeines Gefühl, etwa daß die Luft allmählich glühender wird. Wenn Nietzsche sich wundert, daß der Arbeiter nicht auswandert, so irrt er insofern, als er die schwächere Lösung für die stärkere hält. Es gehört eben zu den Kennzeichen des Ernstfalles, daß es ein Ausweichen in ihm nicht gibt; der Wille führt vielleicht auf ihn zu, dann aber vollziehen sich die Dinge, wie bei der Geburt oder beim Sterben, unter pressendem Zwang. Daher ist unsere Wirklichkeit denn auch jener Sprache entzogen, mit welcher der Miles gloriosus sie zu meistern sucht. In einem Vorgang wie dem der Sommeschlacht war der Angriff doch eine Erholung, ein geselliger Akt.

Die stählerne Schlange der Erkenntnis hat Ringe um Ringe und Schuppen um Schuppen angesetzt, und unter den Händen des Menschen hat seine Arbeit sich übermächtig belebt. Nun dehnt sie als blitzender Lindwurm sich über Länder und Meere aus, den hier fast ein Kind zu zügeln vermag, während dort sein glühender Atem volkreiche Städte zu Asche verbrennt. Und doch gibt es Augenblicke, in denen das Lied der Maschinen, das feine Summen der elektrischen Ströme, das Beben der Turbinen, die in den Katarakten stehen, und die rhythmische Explosion der Motoren uns mit einem geheimeren Stolz als mit dem des Sieges ergreift.

*Grausame Bücher* *Berlin*

Die »Philosophie du Boudoir« des Marquis de Sade, seit über hundert Jahren in verbotenen Drucken verbreitet, enthält Dinge, die man sonst als Gegenstand der Feder nicht kennt, wenn man von den Mauerinschriften in unsauberen Winkeln absehen will. Sie entspringt einem Geist, der über seinen Rousseau mit Konsequenz hinausgelesen hat und zu dessen Prosa die gepuderte und mit Diavoletti gekörnte der Crébillon, Couvray und Laclos sich verhält wie der Stichdegen des Kavaliers zum breiten Beil des Septembriseurs. In ihr klingt das Geheul des Erdwolfes an, der gierig durch die Kloaken jagt, mit feuchtem, klebrigem Fell und dem unersättlichen Fleischhunger, der endlich Blut säuft und die Abfälle des Lebens frißt. Jeder Trunk aus den roten Bechern ist wie Meerwasser, das den Durst immer rasender macht.

Dem entspricht die Art, in der die Feder gehandhabt wird: so die Trennung der Worte und Satzfetzen durch Gedankenstriche, die die Sprache des Atems beraubt und sie in ein Röcheln und Stöhnen zerreißt; so das endlose Aneinanderreihen synonymer Worte für Handlungen und Gegenstände, die dadurch immer sinnfälliger und gieriger ertastet werden sollen — die Sprache bohrt sich mit glühenden Stacheln ins Fleisch; so die Anführungsstriche, durch die jedes beliebige Wort zur Zote gestempelt wird — die Voraussetzung eines verruchten Einverständnisses des Lesers mit dem Autor ist absolut; so eine Manier, die unverhüllte Brutalität der Ausführungen durch gezierte Wendungen zu unterbrechen, um den Stellen des wildesten Handgemenges durch ein unerwartet abgebranntes Blitzlicht der Prüderie den letzten Grad der Sichtbarkeit zu verleihen.

Das Ganze liest sich beängstigend, und zwar weniger wegen der Schrecknisse als wegen der vollkommenen Sicherheit, mit welcher der Geheimvertrag, der zwischen den Menschen besteht, gebrochen wird. Der Eindruck ist etwa so, als wenn

jemand im Zimmer die Stimme erheben würde: »Da wir nun unter uns Tieren zusammen sind — — —«

Ein aufschlußreiches Zwischenstück hat sich erhalten in Form des fast verschollenen Romanes »Gevatter Matthieu oder Die Ausschweifungen des menschlichen Geistes« von Dulaurens, der als Verfasser atheistischer Bücher im Gefängnis endete. Hier tritt der Pater Johann auf, in dem die Tugend Rousseaus bereits sehr deutlich jenen Bestialismus abspaltet, der als eine ihrer Grundqualitäten in ihr verborgen ist. Dem ist die voltairische Helle entgegengesetzt.

Rein betrachtend und von den niederen Ausstrahlungen des Willens entfernt ist die Grausamkeit in den »Jardins des Supplices« von Octave Mirbeau. Sie erhöht die Leuchtkraft der farbigen Welt wie ein dunkler Stoff, der seidene Blumen trägt. Wer in diesen herrlichen Gärten wandelt, kommt an Aussichtspunkten vorüber, an denen chinesische Foltermeister beschäftigt sind, und der Anblick der Qualen erweckt im Herzen ein Lebensgefühl von unbekannter Kraft. Die Farben und Klänge rufen tiefe und wollüstige Empfindungen hervor, insbesondere strömen die Blumen überirdische Wohlgerüche aus. Der geistige Prozeß, den der Autor vollführt, ist polarisierender Art: Lust und Qual, sonst mehr oder weniger fein verteilt, strömen zwei entgegengesetzten Punkten zu, und während das Abbild des Menschen sich hier im Staube windet, schreitet es dort wie in einem höheren Leben dahin.

Es ist wahrscheinlich, daß im römischen Zirkus, neben der blinden Wut der Massen, bei den Gebildeten ein ähnliches Gefühl lebendig war — jene Erhöhung, die der Mensch empfindet, wenn er das Schicksal zu vertreten glaubt. Daß dabei doch das Bewußtsein eines niederen, dämonischen Genusses vorhanden war, lehrt die Tatsache, daß die Götterbilder verhüllt wurden.

Zuweilen begegnet man auch in unseren Städten Naturen, von denen man die Vorstellung gewinnt, daß sie sich an den Qualen anderer weiden könnten, und man wird immer

beobachten, daß es sich dabei um gebundene Geister handelt, sei es um den wie im Zwinger dahindämmernden Pöbel oder um Menschen von asiatischer Lebensart, denen gern etwas von der porösen Verweichlichung der Dampfbäder anhaftet. Sowie die Ordnung zu wanken beginnt, insbesondere während der Zäsur zwischen zwei historischen Abschnitten, treten solche Kräfte aus ihren Kellern und Winkeln oder auch aus der Zone ihrer privaten Ausschweifungen hervor. Ihr Ziel ist die mehr oder minder intelligente, stets aber nach dem Muster des Tierreiches gebildete Despotie. Daher pflegen sie auch in ihren Reden und Schriften den Opfern, nach deren Vernichtung sie trachten, tierische Züge zu verleihen.

Diesen verzehrenden Trieben ist eine Haltung entgegengesetzt, die man am besten als das Wohlwollen kennzeichnet und die den Mächtigen wie den Einfachen in gleicher Weise ziert. Dieses Wohlwollen gleicht einem Licht, in dem allein die Würde des Menschen in rechter Weise erscheint. Es ist eng verbunden mit dem Herrschenden und Vornehmen in uns, aber auch mit unserer freien und bildenden Kraft. Auch reicht es in ferne Zeiten zurück; es schmückt die homerischen Helden nicht minder als das uralte, auf offenem Markte rechtsprechende Königtum. Hier vertritt es die geistige und auf guten Ursprung gegründete Seite der Macht, die sich nicht durch den Purpurmantel symbolisiert, sondern durch den Stab aus Elfenbein.

Wo dieser freie und lichte Abstand zwischen den Menschen besteht, wie ihn das rechte Gesetz verbürgt, da wachsen auch die Bilder und Formen mühelos empor. Er schafft ein günstiges Klima, in dem die Gesittung vor allem gedeiht; und in solcher Verfassung haben kleine Städte an der Geschichte unseres Planeten höheren Anteil gewonnen als weite Reiche, in denen ungezählte Millionen dahinlebten. So treibt auch ein winziger Garten leicht eine reichere Ernte hervor als eine unermeßliche Wüstenei.

Es ist ein gutes Zeichen für uns, daß unsere Erinnerung

die Geschichte nach diesen Sternen erster Ordnung orientiert. Freilich gleichen wir darin den Astronomen, die auf das Sichtbare angewiesen sind, denn wie nur ein großes Licht die unendlichen Entfernungen, so durchdringt auch nur ein hohes Bewußtsein die Nebelbänke der Zeit. Aber es gibt einen Grad der Helle, der die dämpfende Wirkung der Jahrhunderte bezwingt — so ist uns das Athen des Perikles sichtbarer als das uns doch um tausend Jahre näherliegende mittelalterliche Athen, zu dessen Geschichte Gregorovius die kärglichen Bruchstücke sammelte.

Immer aber bleibt es erstaunlich, daß Muster und Vorbilder sich über Jahrtausende hinweg leuchtend erhielten, wenn man bedenkt, mit welcher Macht das Wüste und Ungestalte sich wieder und wieder hervordrängte. In diesem Sinne ist die »Odyssee« der große Gesang der klaren Vernunft, das Lied des menschlichen Geistes, dessen Weg durch eine von elementaren Schrecken und grausamen Ungeheuern erfüllte Welt, ja selbst gegen göttlichen Widerstand zum Ziele führt.

### *Aus den Strandstücken 2* — *Zinnowitz*

Im dichten Gestrüpp hinter der Düne, inmitten üppiger Schilfgürtel, erbeutete ich auf meinem gewöhnlichen Gange ein glückliches Bild: das große Blatt einer Zitterpappel, in das ein kreisrundes Loch gebrochen war. Vom Rande dieses Ausschnittes schien ein dunkelgrüner Fransensaum herabzuhängen, der sich bei näherer Betrachtung als ein aus einer Reihe von winzigen Raupen bestehendes Gebilde entpuppte, die sich mit ihren Kiefern an das Blattmark klammerten. Hier mußte vor kurzem ein Schmetterlingsgelege ausgekrochen sein; die junge Brut hatte sich wie ein Feuerbrand auf ihrem Nährboden ausgedehnt.

Das Seltene dieses Anblicks bestand in der Schmerzlosigkeit der Zerstörung, die er vorspiegelte. So machten die Fransen den Eindruck herabhängender Fasern des Blattes

selbst, dem gar nichts an Substanz verlorengegangen schien. Hier war so augenscheinlich, wie die doppelte Buchführung des Lebens sich abgleicht; ich mußte an den Trost Condés denken, den er dem über die sechstausend Gefallenen der Schlacht bei Freiburg weinenden Mazarin spendete: »Bah, eine einzige Nacht in Paris gibt mehr Menschen das Leben, als diese Aktion gekostet hat.«

Diese Haltung der Schlachtenführer, die hinter der Verbrennung die Veränderung sieht, hat mich von jeher ergriffen, als Zeichen einer Lebensgesundheit, die den blutigen Schnitt nicht scheut. Sie konzentriert sich mit klassischer Kürze in dem für Chateaubriand so ärgerlichen Wort von der Consomption forte, vom starken Verzehr, das Napoleon zuweilen in jenen für den Feldherrn untätigen Augenblicken der Schlacht zu murmeln pflegte, in denen alle Reserven auf dem Marsch sind, während die Front unter dem Angriff von Reitergeschwadern und dem Beschuß der vorgezogenen Artillerie wie unter einer Brandung von Stahl und Feuer zerschmilzt. Das sind Worte, die man nicht missen möchte, Fetzen von Selbstgesprächen an Schmelzöfen, die glühen und zittern, während im rauchenden Blut der Geist in die Essenz eines neuen Jahrhunderts überdestilliert.

Dieser Sprache liegt Vertrauen auf das Leben zugrunde, das leere Räume nicht kennt. Der Anblick seiner Fülle läßt uns das geheime Zeichen des Schmerzes vergessen, das die beiden Seiten der Gleichung trennt — wie hier die nagende Arbeit der Kiefer Raupe und Blatt.

## *Liebe und Wiederkunft* — *Leisnig*

Ich landete als Offizier mit einer Mannschaft von Schiffbrüchigen auf einer Insel des Atlantischen Ozeans.

Wir waren alle sehr krank und wurden in den Holzhütten eines kleinen, zwischen den steinernen Trümmern einer zerstörten Stadt erbauten Fischerdorfes untergebracht

und der Pflege einer Nonne anvertraut. Zu den Leiden, die uns der Skorbut und die Entkräftung verursachten, gesellte sich noch die Gefährdung durch eine narkotische, in der Dämmerung aufblühende Pflanze, die auf der Insel wuchs. Ihren gelben, phosphorischen Kern umringte ein Kreis von rötlich aufglühenden Scheinblüten, und durch ihren Anblick fühlte man sich zum Essen verführt. Wer jedoch von ihr gekostet hatte, fiel in einen Schlaf, aus dem er nicht mehr zu erwecken war.

In einem langen, niedrigen Schuppen, in dem Netze zum Trocknen hingen, hatten wir eine Reihe solcher Todesschläfer nebeneinandergelegt. Sie fieberten und atmeten schwer; man sah wechselnde Träume über ihre Gesichter huschen. Die Nonne bemühte sich, sie bequem zu betten und ihnen Suppen einzuflößen, und ich half ihr dabei. Durch die Gemeinsamkeit dieser traurigen Arbeit traten wir uns sehr nahe; ich wurde von ihr in mancherlei Geheimnisse der Insel eingeweiht und mit kleinen Gegenständen, die von gescheiterten Schiffen an den Strand getrieben waren, beschenkt.

Im Laufe der Zeit glaubte ich immer deutlicher zu erkennen, daß ich mit der Nonne und der Insel durch sehr alte Beziehungen verbunden war. In den kurzen Pausen, welche die Arbeit mir ließ, sann ich gern darüber nach, aufmerksam, aber ohne Leidenschaft, wie über die Seiten eines Buches, das man auf Freiwache liest. Eines Abends, als wir wieder den ganzen Tag gepflegt hatten, ging ich auf der kleinen Strandwiese vor den Hütten, um Luft zu schöpfen, auf und ab. Lebhafter noch glomm in mir das Gefühl des Zusammenhanges auf, gleich einer Melodie, die dem Geiste entfallen ist und sich doch in ihm bewegt. Da sah ich die Blütensterne der berauschenden Pflanze aufglühen, und obwohl ich die Gefahr erkannte, überfiel mich die tödliche Neugier der Erinnerung, und so brach ich davon und aß.

Im Augenblick wurde ich in einen magnetischen Schlaf versenkt. Die gleiche Zeit, die uns ins Leben ausstößt, sog mich zurück, und ich wurde in einen anderen Zustand ver-

setzt. Wieder befand ich mich auf dieser Insel, auf der jetzt statt der Hütten ein steinernes Städtchen stand. In seinem Stil glaubte ich eine Art früher Gotik zu erkennen, die jedoch durch eine lange, abgeschlossene Entwicklung in phantastischer Weise abgelenkt war. Die Spitzbögen hatten sich zu schmalen Schießscharten verengt, die von Skulpturen fabelhafter Meerwesen umringt waren. Auch schien es mir, daß in die musterbildende Wirkung, die der Raute zugeschrieben wird, hier der Seetang eingetreten war. So zogen sich die Fenster der großen Hauptkirche als ein Geflecht von dunkelgrünen Bändern durch die Mauern aus weißem Korallenkalk. Ihr Licht erfüllte das Innere mit einem kühlen submarinen Glanz, in dem, wie von versunkenen Schätzen, das Gold zahlloser Votivbilder leuchtete. Die Wände waren ganz von Namenstafeln und Gallionsfiguren geplünderter Schiffe bedeckt. Dazwischen waren Gemälde von brennenden oder sinkenden Seglern verstreut, auf deren Decks sich die letzte Phase schrecklicher Gemetzel vollendete, niemals ohne die helfende und rettende Gegenwart der heiligen Jungfrau vom Meer, deren liebliche, von Wolken oder Sankt Elmsfeuern umschwebte Vision hoch über den Masten gebildet war.

Die Insel war nun von einem christlichen Seeräubervolk bewohnt, das zuweilen, um Beute zu machen, weit entfernte Meeresgründe aufsuchte. Ich befand mich als Gast unter diesen auf ihrer Insel sehr zugänglichen Menschen und wohnte im Hause des obersten Kapitäns. Es herrschte große Aufregung in der Stadt, da immer genauere Nachrichten bestätigten, daß das bisher unbekannte Eiland als Piratennest entdeckt und eine mächtige spanische Flotte im Ansegeln war.

Ich nahm keinen Anteil an den Vorbereitungen zur Verteidigung, die ringsum getroffen wurden, sondern saß in einem mit Waffen geschmückten Zimmer und unterhielt mich mit der Tochter des Kapitäns. Wir sprachen hastig und aufgeregt, denn wir fühlten, daß die Zeit brannte und daß wir uns noch sehr viel zu sagen hatten.

Sie beschwor mich immer wieder, mich dem nahen Kampfe zu entziehen. Ich dagegen war entschlossen, das Schicksal der Ihren zu teilen, und das um so mehr, als ich fühlte, daß gerade die Gefahr mich ihres Besitzes am stärksten versicherte. Wir sprachen noch hin und her, als ihr Bruder blutend hereinstürzte: »Die Spanier sind in der Stadt!« Im selben Augenblick fiel durch die Fenster Feuerschein, dessen roter Glanz mich wie ein Abschiedstrunk zugleich betrübte und erheiterte. Ich ergriff eine Radschloßbüchse, die in der Ecke stand, und lief hinaus. Schon schlugen die Flammen aus dem großen, wie eine Strandmuschel gewundenen Turm. Auch kamen Scharen von Piraten, hinter denen die Spanier saßen, vom Hafen herauf.

Ich legte mich auf einen schmalen Wiesenstreifen, spannte mein Gewehr und brachte einen der Verfolger zu Fall. Seine Begleiter blieben stehen und schossen auf mich; ich sah das Feuer und den weißen Dampf, der aus den Mündungen quoll, dann fühlte ich die Geschosse in meinen Körper einschlagen.

Ich blieb liegen und verlor eine Menge Blut. Da sah ich, wie neben mir die wunderbare Blume ihre Krone entfaltete. Ich brach sie ab, aß von den Blüten und schlief ein. Im letzten Schimmer des Lichtes ahnte ich noch: ich würde unzählige Male leben, demselben Mädchen begegnen, dieselbe Blume essen und daran zugrunde gehen, ebenso wie dies bereits unzählige Male geschehen war.

## *Die rote Farbe* — *Goslar*

Wir haben Gründe, mit der roten Farbe behutsam umzugehen. Sie tritt im gleitenden Strome des Lebens spärlich hervor, aber erglüht in den Spannungen. Sie deutet das Verborgene und das zu Verbergende oder zu Hütende an, insbesondere das Feuer, das Geschlecht und das Blut. Wo das Rot daher plötzlich erscheint, ruft es ein Gefühl der

Betroffenheit hervor wie die roten Fähnchen, mit denen man die Wege zu Steinbrüchen oder Schießplätzen versperrt. Überhaupt bezeichnet es die Nähe der Gefahr; so sind die Schluß- und Warnungslichter unserer Fahrzeuge rot. Besonders gilt das für Feuersgefahr; rot bemalt sind die Feuermelder und Hydranten, ebenso die Wagen, in denen man entzündliche Flüssigkeiten oder Sprengmittel verschickt. Mit dem wachsenden Bedarf an Brenn- und Treibstoffen überzieht sich die Welt mit einem Netz von flammend roten und gelben Kiosken — schon dieser Anblick allein würde einen Fremdling belehren, daß er sich in explosiven Landschaften befindet, in einem Zeitalter, in dem Uranos zu herrschen beginnt. Rot wird für die explosiven Stoffe bevorzugt; für die nur brennbaren treten gelbe und rotgelbe Zeichen hinzu.

Das seltsame Doppelspiel, das die Welt der Symbole belebt, bringt es mit sich, daß diese Farbe zugleich drohend und anreizend wirkt. Sehr schön kommt ihre Geltung in den roten Beeren zum Ausdruck, mit denen der Jäger die Sprenkel und Dohnen besteckt. Bei cholerischen Tieren wie dem Truthahn oder dem Stier tritt die Berückung in ihrer zwingendsten Form, der Blendung, hervor. Auch gibt es ein menschliches Temperament, das durch ein brennendes Rot, etwa gewisser Tulpenarten, bis zum Schwindel ergriffen wird.

Diese vordringliche, anziehende Wirkung der roten Farbe läßt sie besonders geeignet erscheinen zur Bezeichnung von Dingen, denen der erste Zugriff zu gelten hat. Meist wird auch hier das Gefährliche einspielen, wie bei den Verbandkästen, den Rettungsringen oder den Notbremsen. Zuweilen handelt es sich auch um die abstrakte Beschleunigung, wie bei den roten Zettelchen, mit denen die Post die Eilbriefe beklebt.

Sehr deutlich tritt der zugleich drohende und werbende Charakter dort hervor, wo diese Farbe die geschlechtlichen Beziehungen durchwebt. Hier gibt es eine beklemmende Skala vom düster glimmenden, fast auf den Tastsinn ge-

stimmten Licht, das den Flur eines verrufenen Hauses erhellt, bis zur grellen, unverschämten Fleischfarbe der Läufer und Vorhänge in den Aufgängen der großen Spiel- und Lusthöllen.

Im Lippenrot, an den Nüstern und Fingernägeln enthüllt sich die Farbe der inneren Haut. Auch das Futter der Kleider denken wir uns rot, und wir lieben es, daß diese Grundfarbe hervorleuchtet, wo der äußere Stoff geschlitzt oder umgeschlagen ist. Das ist der Sinn der roten Aufschläge, Krempen, Kragen, Biesen und Knopflöcher, aller roten Dessous; auch das Innere der Betten unter den Bezügen ist rot. Diese Vorstellung dehnt sich auch auf das Innere der Räume und Häuser aus, und zwar mit einer besonderen Beziehung zur Pracht. In Prunksäle tritt man durch rote Vorhänge ein, und bei Empfängen schiebt man rote Teppiche bis zur Auffahrt vor. Gern schlägt man das Innere von Etuis und Futteralen, in denen man Geschmeide aufbewahrt, mit roter Seide aus. So präsentiert sich das kostbare Geschenk, während das zugleich wunderbare der Himmels- und Meeresglanz erhöht: der Perle gebührt der blaue Grund.

Unter den anderen Farben vermehrt das Gelbe die vom Roten ausstrahlende Unruhe; die rot- und gelbe Musterung ruft unbehagliche, flammende Empfindungen hervor. Bösartiger noch wirkt das Rot in Verbindung mit Schwarz, während es durch die grüne Farbe am meisten gemildert wird. Ein grüner Grund vermag es sogar aufzuheitern, wie der grüne Rasen das rote Tuch der Jagdröcke, obwohl auch hier die Verbindung zum Blut nicht fehlt. Dämpfend wirkt auch das Grau, aber stark tritt die Blutseite durch den Gegensatz zum Weißen hervor, etwa im Verhältnis von Schminke und Puder, von Wunde und Verband, von Blut und Schnee. Das prunkhaft Mächtige wird durch Verbindungen mit dem Golde betont. Zugesetzt, führt das Weiße dem Lieblichen, das Schwarze dem Stolzen und Schwermütigen zu. Den reinen Scharlachtönen haftet eine sanguinische Leere an; sie legen dem Gemüt, wie der Anblick von

Feuerwerken und Wasserfällen, die Fessel der Bewegung auf. Merkwürdig ist das Bestreben, schwarze Blüten zu ziehen, aus denen die letzte Spur von Rot durch Züchtung herausdestilliert werden soll. Das ist der Stein der Weisen in der Gärtnerei, und in der Tat muß jede Art des Wissens dem Roten abhold sein.

Auf jeden Fall geht man ein Wagnis ein, wenn man die rote Farbe trägt, und man pflegt sie daher meist so zu zeigen, als ob sie durch Unordnung sichtbar geworden wäre, durch Öffnungen und Risse hindurch oder als verschobener Saum. Wer sie in großen und offenen Flächen trägt, befindet sich im Besitze tödlicher Macht, so die obersten Richter, die Fürsten und Feldherren, aber auch der Henker, dem das Opfer überliefert wird. Ihm ist der schwarze Mantel angemessen, dessen rotes Futter im Augenblick des Streiches sichtbar wird.

Die rote Fahne des Aufruhrs deutet die innere Seite oder den elementaren Stoff der Ordnung an. Sie ist daher kein eigentliches Abzeichen, sondern tritt mit dem Feuer der Brände und dem vergossenen Blut an jeder Stelle hervor, an der die gewobene Hülle zerreißt. Zuweilen quillt der rote Urstoff wie aus geheimen Brunnen oder aus Kratern hervor, und es scheint, daß er die Welt zu überfluten gedenkt. Dann aber ebbt er, sich selbst verzehrend, wieder zurück und bleibt nur in der cäsarischen Toga bestehen.

## *Notizen zur roten Farbe* — *Überlingen*

In Rio de Janeiro kam ich inzwischen an einem Garten vorbei, wo in durchsichtige Seide gehüllte Kurtisanen sich auf einer Terasse zur Schau stellten. Seine vergitterten Tore waren von herkulischen, rot livrierten Negern bewacht, und ein glühender Teppich schob sich durch eine Palmenallee bis auf die Straße vor. Dieser Triumph der Lust als einer gewaltigen Lebensmacht wirkte um so stärker, als sich sein Schauplatz

inmitten eines bevölkerten Elendsviertels erhob. So unverhüllt werden bei uns in Europa nur die Kanonen gezeigt.

Daß die Wirkung der roten Farbe durch das Grün am besten gemildert wird, beruht neben vielen anderen Gründen auch darauf, daß hier ein Ausgleich zwischen der gemäßigten und der heißen Lebensfarbe stattfindet. Grün ist die Farbe der Pflanzenwelt, in der das Leben in ruhigeren Kreisläufen wirkt. Nur in den Geschlechtsträgern, wie in den Blüten und Früchten, dann auch in den Keimen, drängt das Rote stärker hervor. Wo sich Grün und Rot in Massen durchdringen, kann sich, wie in blühenden Rosengärten, das Gefühl eines leichteren und stolzeren Daseins einstellen. So wird von der herrlich erheiternden Leuchtkraft chinesischer Parke berichtet, die von Alleen aus gepulvertem Ziegelmehl durchzogen sind. Unübertrefflich ist die Verteilung von Rot und Grün in den dunklen Pfingstrosen. Ägypten: ein grünes Band in roter Wüste — im Niltal keimte die menschliche Kultur.

Damit das Rot in seiner höchsten Fassung sichtbar werde, bedarf es jedoch des Blauen als Hintergrund. Das wird einleuchten, wenn man einen kleinen roten Gegenstand auf einer blauen Fläche erblickt.

## *An der Abzucht* — *Goslar*

Goslar wird von der Gose durchflossen, einem schmalen Gewässer, das am Frankenberger Plan in die Stadt einfließt und sie durch das große Wasserloch der Stadtmauer wieder verläßt. Diese schwache Stelle wurde früher durch die Wasserburg gedeckt, ein Gebäude, das zu den unbekannten Schätzen der Stadt gehört und das sich sehr gut erhalten hat.

Innerhalb der Mauern wird die Gose seit alten Zeiten die Abzucht genannt; dieser Name kam mir als Bezeichnung der verbrauchten und abziehenden Wässer sinnreich vor. Wie

ich erfahre, führt er sich jedoch über Agetocht auf das lateinische Aquaeductus zurück, das mir weniger angemessen erscheint. Das ist ein schönes Beispiel dafür, wie die Volkssprache ein Fremdwort verdaut.

Bei meinem täglichen Gang um den Wall biege ich häufig in den Kanal der Wasserburg ein und gehe längs der Abzucht zurück. Friedrich Georg, der mich heute begleitete, machte mich auf ein vom Wasser überströmtes Gebilde aufmerksam, das wir zunächst für eines jener Stoffspielzeuge hielten, wie man sie für Kinder anfertigt. Bei näherer Betrachtung entdeckten wir jedoch, daß es sich um ein winziges Lämmchen handelte, an dem noch die Nabelschnur zu sehen war. Das Gebilde, das uns auf den ersten, flüchtigen Blick ergötzt hatte, wurde uns sogleich zuwider, besonders als wir immer deutlicher erkannten, daß es sich eigentlich nur noch um die letzte Nachbildung einer lebendigen Form handelte, und zwar um eine Nachbildung aus höchst feinen Schlammflöckchen, die in der Strömung zitterten.

Die Entdeckung, daß sich uns eine Erscheinung, wie in diesem Falle die des Lieblichen, nur vorspiegelt und daß sich im Grunde das Nichts hinter ihr verbirgt, ist mir nicht neu, und doch hat sie immer etwas Beunruhigendes. So blickt man zuweilen in Augen, die nur aus trübem, gefrorenem Schlamm bestehen und in denen sich der höchste Grad menschlicher Abgestorbenheit verrät. Es gibt heute eine neue Art des Schreckens, ähnlich als ob man auf eine verborgene Wasserleiche stößt — Begegnungen, in denen eine ganz bestimmte theologische Lage sich andeutet und denen gegenüber der Mensch des längst vergessenen Schutzes strenger Reinigungsvorschriften bedürftig wird.

Der umgekehrte Fall dagegen, in dem das Tote sich als lebend offenbart, hat etwas Erheiterndes. Man meint etwa, ein Stück verschimmeltes Holz zu erblicken, und gleich darauf fliegt eine große Heuschrecke davon, indem sie unter ihren grauen Deckflügeln ein zweites, leuchtendes Flügelpaar enthüllt.

*Fortunas Unkraut* *Leipzig*

Mitten in einer einsamen Landschaft saß ich mit einem Unbekannten beim Kartenspiel. Der Tisch stand auf dem Grunde einer eingesunkenen Grube, einer Art von Doline, deren obere Wände schwarze Kohlestreifen bänderten. Ich war im Begriff, eine große Summe zu setzen — da schoß mir der Gedanke durch den Kopf: Der Kerl spielt vielleicht kein ehrliches Spiel. Dann sagte ich mir wiederum: Dieser Spieltisch muß, bevor er auf den Grund der Grube gesunken ist, so lange gebraucht haben, daß unendlich viele Spiele auf seinem Tuche ausgetragen sind. Wenn der Kumpan also nicht ehrlich spielte, so müßte es längst einmal herausgekommen sein. Und Geld muß er auch besitzen, denn warum sollte es gerade, wenn er mit dir hier spielt, zu Ende sein?

Diese Überlegung, die noch weit verwickelter war — so zog sie unter anderem das Alter der Gesteinsschichten in der Grube zu Rate und rollte gleichsam die Geologie für ihre Schlüsse auf — blitzte auf wie ein Licht und schloß ebenso schnell ab. Das Ungewisse und Unwahrscheinliche trat ganz zurück, dafür war das Bewußtsein der Überlegenheit stark ausgeprägt.

Durch solche Bilder leuchtet uns zuweilen ein, daß es eine besondere Art, vielleicht eine Kurzschrift, des Denkens gibt, die das Element der Ähnlichkeiten und Anklänge im Grunde erfaßt und spielend beherrscht. Da genügt uns der Klang eines Wortes, eine unbekannte Sprache zu verstehen. In die harmonische Ordnung einbezogen, wandelt sich uns der erstbeste Gegenstand, den wir erblicken, zum Universalschlüssel um.

Dies und nichts anderes begründet auch den eigentlichen Reiz aller Glücksspiele. Die rote Serie gibt dem Spieler mehr als Geld; sie schenkt ihm jenen Glauben, dessen wir im Innersten bedürfen — nämlich mit der Welt verschworen, mit ihr im Einverständnis zu sein. Wenn die Kugel für uns rollt, das Blatt sich für uns wendet, kosten wir einen er-

lesenen Genuß — den Genuß einer geheimsten, materiellen Intelligenz. In der Tat ist das Glück nichts anderes als die Elementarform der Intelligenz — im Glück denken die Dinge, denkt die Welt für uns mit.

Hierauf beruht die merkwürdige Tatsache, daß wir einen Gegner, der über uns durch Glück triumphiert, mit tieferem Grolle betrachten als den, der uns durch geistige Überlegenheit, etwa im Gespräch oder am Schachbrett, widerlegt. Gegen den Sieger im Wettkampf erheben wir beim Mahle heiter das Glas, aber der Ring der Fortuna trennt uns bitterer als der Kranz des Apoll. Alle Leute von Geist sind Brüder, aber der Unglückliche ist des Glücklichen Stiefbruder. Der empfindet sein Mißgeschick stärker, der sieht, was die Welt ihren Lieblingen zu spenden vermag. Ähnlich verhält es sich beim Tanz, wo die bloße Gegenwart eines vortrefflichen Tänzers den Ungeschickten peinigt und seine Schwerfälligkeit bestätigt — ihn ergreift das Gefühl, daß alle Welt über ihn lacht und daß jeder Gegenstand ihm die Spitzen und Kanten weist. Der Glückliche aber ist wie ein Tänzer, dessen Schritte dem großen Weltkonzert angemessen sind. Er gleicht den Figuren der Oper; seine Gesten, seine Worte, seine Wendungen werden durch ein geheimes Orchester geordnet und geführt — seine Intelligenz besteht darin, daß er eine höhere Vernunft für sich denken läßt.

Daher führt der Spieler den Verlust mit Recht auf Störungen der harmonischen Konstellation zurück. Abweisend kann schon der Wechsel des gewohnten Platzes oder der Eintritt eines unangenehmen Menschen sein. In solcher Lage führt der Versuch, das Glück durch Überlegung oder systematischen Einsatz zur Rückkehr zu zwingen, zum schnellen Ruin. Eher darf man sich schon auf den Talisman verlassen, dessen sich sein Träger als eines Zauberkompasses bedient, der ihn auf die rechte Weisung wieder einschwingen soll. Bereits in der Wahrnehmung des Mißgeschicks spricht sich der Verlust des Einverständnisses aus, und nicht durch Anstrengung stellt sich der Einklang wieder her. Dazu müßte

man schon die Lage jener Staubkörner kennen, von denen Napoleon sagte, daß eines genüge, ihn aus der Bahn zu werfen, wenn sein Stern erloschen sei.

Lehrreich sind die Lebensläufe, bei denen das Glück sich zurückwendet und wiederholt; der Mensch schwingt sich immer wieder in das Universum ein. Diese Wendungen sind im Leben des Spielers nichts Seltenes, aber auch bei Fürsten und Soldaten zu beobachten. Immerhin erlauben solche Kurven in einer Welt, in der oft schon ein einziger Fehltritt zum Verderben genügt, den Rückschluß auf eine stark ausgeprägte rhythmische Intelligenz. Dergleichen wird in den Fingerspitzen gefühlt, und in der Tat wird man häufig wahrnehmen, daß feine, wohlgebildete Hände auf einen glücklichen Zustand hinweisen. Es gibt eine Wissenschaft des günstigen Augenblicks; wer hier Einblick gewinnen will, benutze Casanovas Kompendium. Diese Lektüre wiegt die Scharteken von hundert Schulfüchsen auf; ihre ungemeine Bedeutung liegt darin, daß sie uns an einer fast verschollenen Musikalität des Lebens teilnehmen läßt. Alle Bemühung wiegt nicht die Erleichterung auf, die ein Zeitalter als solches gewährt, indem es ein jedes Schifflein auf seinem Rücken trägt. Der Mensch erwacht eines Morgens wie in einem Hause, in dem vom Keller bis zu den Böden alles singt und schwingt. In solchen Räumen bilden und prägen sich die Formen von selbst, wie mit magnetischer Kraft, kaum daß man sie mit dem Finger berührt.

Zuweilen habe ich das Gefühl, als ob das Füllhorn sich wieder ein wenig gegen uns zu neigen begänne, obwohl keiner der Lebenden seine Gaben genießen wird. Noch hält unser Denken die Erde zu gründlich bestellt, als daß für das köstliche Unkraut Fortunas ein Krümchen zurückbliebe.

*Zum »Raskolnikow«* *Goslar*

Am »Raskolnikow«, den ich eben aus der Hand lege, wurde mir eine der Nebenfiguren deutlicher, und zwar die des Luschin, der als eine Art Insekt geschildert wird, das an den menschlichen Beziehungen Anteil nimmt. Am widrigsten ist dabei, daß dieses Insekt nach anerkannten Mustern verfährt; es operiert nach den Regeln des gesunden Menschenverstandes und verfügt über eine genaue Kenntnis des Rechten und Billigen. So ergeben sich Lagen, in denen es dem edleren, aber unbesonnenen Leben gegenüber Macht gewinnt. Luschin gehört zu einer Sorte von Falschspielern, die daraus Vorteil zu ziehen weiß, daß ihr Partner unaufmerksam spielt. Einen solchen Vorteil gibt ihm etwa die Angst der Schwester und der Mutter um Raskolnikow in die Hand. Der Widerwille, den er erregt, beruht darauf, daß er den Typus des Geschickten verkörpert, der als bloßer Techniker des Lebens, wenn es im Grunde ganz andere Dinge gilt, die Augen auf seinen Profit gerichtet hält, der ihm so schwerlich entgeht. Er sucht die Bedrängten auf wie der Wucherer die Verschuldeten. In der Partie, die man mit ihm spielt, wird der Betrug nicht durch die falsche Karte, sondern durch den falschen Einsatz bewirkt, denn von ihm und seinesgleichen kann kein Gewinn ausgehen. Das Bedeutsame dieser Figur liegt vor allem darin, daß jeder im Leben einmal mit ihr in Berührung gekommen ist, mit jener untergeordneten, aber gefährlichen Überlegenheit, die auf der Kenntnis des Lebensmechanismus beruht.

Im Lauf der Handlung zeichnet der Autor dann zu stark in den Grundriß des Charakters hinein. So läßt sich Luschin, um Ssonja zu schädigen, zu einem offensichtlichen und ungeschickt angelegten Verbrechen hinreißen. Gerade damit aber tritt er aus dem Felde seiner Stärke heraus, die auf besserer Kenntnis der Spielregeln beruht. Auch schwächt sich der Gegensatz, in dem er zu Raskolnikow steht. Die Herrschaft des Gemeinen ist dann am drückendsten, wenn sie sich der

Formen des Rechten und Billigen bedient. Sowie es zum Verbrechen kommt, mindert sich die Bitterkeit.

An dem Roman im ganzen fällt der verworren architektonische Charakter auf — oder, besser gesagt, die labyrinthische Empfindung, die das Lesen erweckt. Das mag auch darauf beruhen, daß, vom Sibirischen abgesehen, kaum ein Stück Natur in ihm erscheint. Die Handlung spielt sich in Zimmern, Häusern, Straßen und Lokalen ab, zwischen denen die Beteiligten in seltsam aufgeregter Weise hin und her eilen. Dabei scheint es weniger auf den wirklichen Gang der Geschäfte anzukommen als darauf, daß ein Stück Leben abgesponnen wird; jeder fühlt den Drang, mit jedem in Verbindung zu stehen.

Auch das Beängstigende der Lektüre hat einen architektonischen Zug — als ob man sich bei Nacht in einem fremden Hause bewegte, ohne zu wissen, ob man den Rückweg finden wird. Vielleicht hängt es damit zusammen, daß ich früh das Bedürfnis spürte, in den einzelnen Räumen Messungen zu veranstalten. Dieses Verfahren gleicht dem, das uns gegen den Trug der indischen Magier zur Verfügung steht: indem wir die Linse auf ihn richten, entziehen wir uns dem Unmittelbaren der Faszination.

Wichtig ist auch, daß man die Stimmung des Reisenden nicht verliert. Man nimmt an diesem Schauspiel teil, als ob man bei Nacht die Straßen und Plätze einer unbekannten Stadt durchwanderte, voll hoher Anregung und zwischen Bildern von leuchtender Deutlichkeit. Man blickt in die Häuser hinein, in die Zimmer und Wirtschaften, aber immer durch Fenster und Tür, denn es kommt sehr darauf an, daß man noch die Rahmen dieser Bilder sieht. Zuweilen fühlt man sich zum Beifall hingerissen, dann wieder beginnt man schläfrig zu werden, als würde man angeblasen mit narkotischem Stoff. Seltsam zwingend wird die Vision vor allem dort, wo sich das Häßliche in der Perspektive des Mitleids verklärt. So gleich am Anfang, bei der großen Beichte des Marmeladow, Titularrates; man fühlt sich in eine

schmutzige Küche versetzt, in der es nach Branntwein und Überresten riecht und deren Boden sich im Halbdunkel mit schwarzen Schaben bedeckt. Aber sogleich gewinnt man den Eindruck, daß man die Sprache dieser Tiere versteht; sie erfüllen den Raum mit einem süßen und schmerzlichen Gesang. Doch bei alldem darf man nie vergessen, daß man sich in einer fremden Stadt befindet, die man am Morgen verlassen und an die man sich nur in den Träumen erinnern wird.

Wie wenig wir im Grunde mit diesen Vorgängen, die wir wie durch einen Spalt erblicken, zu schaffen haben, weiß der Autor besser als wir. So fällt mir auf, daß man im allgemeinen als den Gegenspieler in dieser Welt den westlichen Typus vom Schlage des Untersuchungsrichters Porfirij zu erblicken pflegt. Dieses Gegenspiel ist jedoch untergeordneter, psychologischer Natur. Sowie es zum Ernstfall kommt, vollzieht sich die Unterhaltung innerhalb der eigenen Substanz. Dafür ist Folgendes ein recht bezeichnender Zug: Als Raskolnikow sich zum Geständnis entschließt, tut er das nicht vor Porfirij, der doch Neigung für ihn besitzt, sondern bei dem sehr unangenehmen Leutnant Schießpulver. Es handelt sich hier eben nicht um einen moralischen, sondern um einen sakramentalen Zusammenhang, in dem Porfirij freilich sich ausnehmen würde, wie es Pilatus im Credo tut.

Raskolnikow beschäftigt sich mit einer Theorie der Macht; das Absurde seiner Gedanken liegt vor allem in dem Bezug auf Napoleon. Dabei bewegen sich in seiner Umgebung Gestalten, die sehr wohl Beziehung besitzen zu dem, was wir unter Macht verstehen. Neben dem priesterlichen Element deutet sich überall auch ein fürstliches an. Dieses fürstliche Element tritt in den »Karamasows« und vor allem in den »Dämonen« noch deutlicher hervor, klingt aber auch bereits im »Raskolnikow«, und zwar in der äußerst merkwürdigen Gestalt des Sswidrigailow, an. Während der Grundstoff in den priesterlichen Naturen wie bei Aljoscha in der feurigflüssigen Form erscheint, tritt er hier unter tiefen Tempe-

raturen auf und gestattet, wie das Quecksilber, das auf den Gefrierpunkt sinkt, keine Ablesung auf der moralischen Teilung mehr. In diesen Figuren deutet sich das russische Gegenstück zum Übermenschen an, und vielleicht ein Gegenstück von größerer Wirklichkeit.

Das tritt besonders in der Beziehung zum Guten hervor, die bei aller Entfernung doch keine theoretische Blässe besitzt. Das Gute, um bei diesem Wort zu bleiben, erfährt hier eher eine Art von musealer Hochschätzung; man kennt seine Kräfte wie die eines alten, erprobten Instruments, dessen man sich, um herrliche Melodien zu spielen, nach Belieben bedient. Man verfügt über einen untrüglichen Instinkt für die Mittel, mit denen man unter den Menschen Verheerungen anzurichten vermag. Dabei fehlt der quantitative Zug, der ohne Zweifel der Tiefe des Genusses abträglich ist. Nicht der Umfang des Theaters entscheidet über das Spiel. Die Menschenverachtung ist gründlicher; bezeichnend vor allem die Art, in der die Schande abgleitet. Hierin leistet sich Sswidrigailow noch bei seinem Selbstmord ein starkes Stück.

Dostojewski führt diese Figuren nur im Zustand der Schwächung vor. Auch dürfte ihre Blüte wohl früher anzusetzen sein: in eine Zeit, in der eine von Leibeigenen umgebene feudale Schicht in einzelnen Vertretern individuelle Freiheit gewinnt, bei sonst unberührten Verhältnissen. Daher ist es unwahrscheinlich, daß sich das Thema an einem anderen Punkt der Erde in diesem Sinne fortspinnen wird, obwohl es an Versuchen nicht fehlt. Der Wettlauf mit der Skepsis ist aussichtslos.

## *In den Wirtschaftsräumen* — *Goslar*

Ich saß in einem großen Café, in dem eine Kapelle spielte und viele gutgekleidete Gäste sich langweilten. Um den Waschraum aufzusuchen, ging ich durch eine mit rotem Sam-

met verhangene Tür, aber bald verirrte ich mich im Gewirr der Treppen und Flure und geriet aus den elegant eingerichteten Räumen in einen Flügel, der stark verfallen war. Ich glaubte, in die Bäckerei gekommen zu sein; ein öder Gang, den ich durchschritt, war wie mit Mehl bestäubt, und schwarze Schaben krochen an den Wänden umher. Es schien noch gearbeitet zu werden, denn ich kam in eine Ecke, in der ein Rad mit langsamen, ruckartigen Drehungen einen Riemen trieb; daneben bewegte sich zuweilen ein lederner Blasebalg auf und ab. Um in die Backstube zu sehen, die wohl darunter lag, beugte ich mich weit aus einem der erblindeten Fenster, die auf einen verwilderten Garten hinausgingen. Der Raum, den ich so erblickte, sah aber eher wie eine Schmiede aus. Bei jedem Stoß des Blasebalges sprühte ein offenes Kohlenfeuer auf, in dem Werkzeuge glühten; und jede Umdrehung des Rades zog allerlei seltsame Maschinen an. Ich sah, daß man sich zweier Gäste, eines Herrn und einer Dame, bemächtigt hatte und sie nötigen wollte, die Kleider auszuziehen. Sie sträubten sich sehr, und ich dachte mir: »Freilich, solange sie noch die guten Sachen anhaben, sind sie in Sicherheit.« Es schien mir jedoch ein böses Zeichen, daß der Stoff schon hier und dort unter den Griffen nachgab und daß das Fleisch durch die Risse zu sehen war. Leise entfernte ich mich, und es gelang mir, den Weg in das Café wiederzufinden. Ich setzte mich wieder an meinen Tisch, aber die Kapelle, die Kellner und die schönen Räume erschienen mir nun in einem ganz anderen Licht. Auch begriff ich, daß es nicht Langeweile war, was diese Gäste empfanden, sondern Angst.

## *Die Phosphorfliege* *Goslar*

Um die Mittagsstunde beobachtete ich in einer Schonung am Steinberg ein großes Wespennest, das halb geöffnet war. Dabei fiel mir eine kleine Fliege auf, schwarz mit gelben

Ringen und besonders ausgezeichnet durch zwei grelle Flecke, die wie Katzenaugen vorn am Bruststück leuchteten. Die Tierchen lauerten vor der Öffnung des Nestes, während die Wespen aus- und einschwirrten. Sie trugen sich wohl mit Plänen räuberischer Art, deren Ausführung ich gern belauscht hätte. Vielleicht hatten sie auch eine Kindesunterschiebung im Sinn.

Während dieser Beschäftigung hörte ich, wie zwei Knaben am Rande der Schonung vorbeischlenderten. Sie waren in ein metaphysisches Gespräch vertieft, wie es Kinder gar nicht selten führen, wenn keine Erwachsenen in der Nähe sind. Leider erhaschte ich nur einen Satz, nämlich:

»— — — und weißt du, was *ich* glaube? Was wir hier leben, ist nur geträumt; wir erleben aber nach dem Tode dasselbe in Wirklichkeit.«

Ich schlug rasch einen Bogen, um diesen Burschen zu sehen; es war der elfjährige Sohn eines Wegewärters, der in der Nähe wohnt. Solche Kinder sind natürlich klüger als wir. Leider kann man verfolgen, daß sich diese Art unmittelbarer Einsicht bald verliert; die entscheidende Zeit ist die des Stimmwechsels. Auch ich erinnere mich noch gut an meine ersten metaphysischen Vorstellungen; eine von ihnen bestand darin, daß ich die Erwachsenen für Schauspieler hielt, die sich, sowie sie unter sich wären, mit ganz anderen Dingen beschäftigten. So hielt ich auch die Schule für eine von ihnen erfundene Vorspiegelung. Einmal, als ich andere, ältere Kinder mit Tornistern an mir vorbeikommen sah, begann ich doch zu zweifeln, dachte mir dann aber sogleich: »Die sind nur hier vorbeigeschickt, damit ich das glauben soll; hinter der nächsten Ecke werfen sie die Tornister fort.«

Es fällt mir übrigens auf, daß, wenn man ein beliebiges Verhältnis belauscht, wie hier das der Wespen, man zugleich von anderen verborgenen Dingen Kenntnis gewinnt, wie der Jäger auf dem Anstande oder der Soldat auf Vorposten. Der erste erotische Vorgang drängte sich mir auf,

als wir als Kinder in einem alten Hause Versteck spielten. Wenn man an einem beliebigen Punkte zu beobachten beginnt, tritt man in eine besondere Beziehung zur Welt überhaupt, und wer *ein* Geheimnis erfaßt, dem nähern sich, ohne daß er es beabsichtigt, auch viele andere. Auf untergeordneter Stufe trifft das auch für den Erfinder zu; man kann sich dazu nicht entschließen, sondern man wird es, indem man die Position des Erfinders gewinnt. Daher haben Menschen mit solcher Veranlagung oft auf den verschiedensten Gebieten eine glückliche Hand.

## *Historia in Nuce: Die Ergänzung* — *Goslar*

Wenn wir eine bestimmte Farbe einige Zeit betrachten, bringt unsere Netzhaut die Ergänzung hervor. Wie jede sinnliche Erscheinung, so hat auch diese ihren geistigen Bezug; wir dürfen aus ihr schließen, daß uns ein Verhältnis zur Welt als zu einem Ganzen gegeben ist. Wenn irgendeiner ihrer Teile unsere Aufmerksamkeit übermäßig in Anspruch nimmt, so ruft der Geist wie ein Heilmittel das Fehlende herbei.

In diesem Verhältnis deutet sich zugleich unsere Schwäche an, die darin besteht, daß wir das Ganze nur im Nacheinander des Lebens zu erfassen imstande sind. Auch nehmen wir das Fehlende zunächst als Gegenfarbe wahr. Wir schreiten nicht geradlinig fort, sondern in Wellenbewegungen, und nicht von Stufe zu Stufe, sondern von Extrem zu Extrem. Abweichungen dieser Art muß man als unvermeidlich betrachten; sie gehören zum Leben, dem ein pulsierendes Element innewohnt, wie es sich schon in der Atmung oder im Herzschlag offenbart. Dennoch beschreiben wir unsere geistige Bahn gleich dem Zeiger der Uhr, der sich unter Schlag und Gegenschlag des Pendels bewegt.

So kommt es, daß wir im Verlauf unserer Jahre oder

auch in der Folge der Geschlechter höhere Einsicht entfalten als in jedem der Augenblicke, aus denen ihr Zeitraum sich zusammensetzt. Wer das im Auge behält, begreift viele Widersprüche unserer Natur. So neigen wir durchaus zur Ungerechtigkeit, und dennoch erblicken wir im Wandel der Zeiten auch das, was die Leidenschaft uns verbarg; unser Urteil wird treffender. Bei allen Nichtigkeiten, mit denen wir uns beschäftigen, tritt doch in der Erinnerung das Große und Echte immer bedeutender hervor. Wie sehr wir auch dem Zeitgeist unterworfen sind, so führen wir doch zugleich auf jedem Felde der Anschauung gegen ihn einen ewigen Prozeß. Und so wohnt uns auf allen Gebieten ein Hang zur Ergänzung inne, der heilende Wirkung besitzt.

Besonders schön tritt das in der Erscheinung des großen Historikers hervor: unsere Geschichte, die eine Geschichte der Parteiungen ist, wird durch ein göttliches Auge ergänzt. Architektonisch gesprochen, zeichnet der Historiker in den babylonischen Plan unserer Anstrengungen die Bögen ein, deren Wahrnehmung sich den handelnden Mächten, die den tragenden Pfeilern gleichen, notwendig entzieht.

## *Die Zinnia* — *Überlingen*

Es gibt Reichtümer, die als Geschenke in unser Leben eintreten. Eines Tages finden wir sie vor wie Bilder, die sich aus dem Unsichtbaren entfalten, und bald sind sie uns vertraut, sind unser Eigentum. So erging es mir auch mit der Zinnia, einer Blume, die vor wenigen Jahren in unsere Gärten einwanderte.

Neben den Vorzügen, die der Gärtner an ihr rühmen mag, liegt das Überraschende an dieser Pflanze vor allem in der Willfährigkeit, mit welcher sie der Farbe als Medium dient. Nicht nur bringt sie wie unsere anderen Gartenblumen eine reiche Skala von reinen Tönen hervor, sondern ihre Begabung ist insofern einzigartig, als sie nach verschie-

denen Schlüsseln eine ganze Reihe solcher Skalen zu entwickeln vermag. So scheinen ihre Blüten aus voneinander sehr entfernten Stoffen geschnitten und geprägt: aus Elfenbein, aus feinen Häuten, aus Sammet oder aus gegossenem Erz. Dem entspricht die Fülle der Pigmente, die sich auf den Blütenblättern niederschlagen wie bunte Kreiden oder Tuschen, auch wie Öl-, Stein- oder Metallfarben, und das wiederum mit zahlreichen Durchdringungen und Vermischungen.

Eine weitere Steigerung ruft die Färbung der Unterseite hervor, die häufig dadurch sichtbar wird, daß jedes Blütenblättchen sich ein wenig wölbt. In anderen Fällen fließt sie säumend auf die Oberseite ein wie Tusche über den feuchten Rand. Die Unterlagen zaubern, sei es durch Harmonie oder durch Kontrast, herrliche Muster hervor. Sehr schön ist etwa Folgendes: Blütenfarbe nach Art des Goldlacks tief sammetrot, die einzelnen Blättchen, die sich wie runde Dachziegel decken, mit hellgoldenem Rand. In der Mitte bildet ein Rest noch unverwandelter Staubgefäße einen goldenen Knopf. Dieses Muster wiederholt sich in dunkelbraunen, schwarzen, scharlach- und ziegelroten Spielarten, und zwar stehen die Farben bald auf porzellanartig glattem, bald auf weich aufgelockertem Grund.

Den tiefsten Eindruck erwecken diese Blumen dort, wo sie die Farben glühender Metalle nachahmen, und das vor allem bei jenen Arten, die sich zu Kolben ausstrecken. Zwar fehlt ihnen das Grelle, Raketenhafte, das manche Hyazinthen, und insbesondere die Kniphofia, auszeichnet, doch dafür prägen sich die späten Formen der Glut in ihnen aus, bei denen die Wärme das Licht überwiegt. Dann scheint sie ein glühender Rauch zu umzittern, oder es geht das bunte Glosten frisch gegossener Metallkerne von ihnen aus. In mannigfaltigen Spielarten spinnt sich das Motiv des langsam erkaltenden Erzes aus, indem helle Randfarben konzentrisch abdunkeln. Dergleichen Anblicke rufen eine lebhafte und fast schmerzliche Freude hervor, indem das Herz

durch glühende Berührung an die Verwandtschaft mit der Erde erinnert wird.

Wie ich sehe, breitet sich die Zinnia bis in die kleinsten Gärten aus, wenngleich ohne den Ruhm, der die Tulpe begleitete. Es ist schade, daß Brockes sie nicht kannte; er hätte ihr in seinem »Irdischen Vergnügen in Gott« ein unvergängliches Beet eingeräumt. Wenn man eine neue Blume erblickt, begreift man die Laune jenes Despoten, der einen Preis für die Erfindung eines neuen Genusses bot. Auch gewinnt man eine Vorstellung von der unerschöpflichen Fruchtbarkeit der Welt, wenn man bedenkt, daß diese ganze Pracht vielleicht einer Prise von Samenkörnern entstammt, die ein einfacher Brief umschloß. Bald aber streuen ihre neuen Farben sich, wie durch Funkenwurf geschleudert, auf der Erde aus.

### *Nachtrag zur Zinnia* — *Überlingen*

Während ich mich der Umstände, unter denen ich einen neuen Gedanken faßte, meist nur unscharf zu entsinnen vermag, bleibt mir der erste Eindruck eines neuen Bildes auf das genaueste vertraut — fast als ob es sich hier um eine andere Art der Zeit handelte, um ein leichteres und durchsichtigeres Medium, in dem auch das Entfernteste seine Farben und Umrisse leuchtend bewahrt. Ich sah die Zinnia zuerst auf einem meiner Gänge mit Friedrich Georg am Muldenufer bei Fischendorf, und zwar in einer Blüte, die einer Rosette frisch geschlagener und langsam erkaltender Dukaten glich.

Merkwürdig ist, daß solche Erinnerungen mir auch die Gedanken schärfer zurückbringen, mit denen ich mich gerade beschäftigte; sie stehen wie Lichter in der Vergangenheit. So unterbrach dieser Anblick uns in einem Gespräch über die Unvollziehbarkeit einer lückenlosen Ordnung auf dieser Welt; und gerade auf die Unterbrechung führe ich es zurück, daß mir noch die Einzelheiten im Gedächtnis sind.

Immer geht von den Bildern eine höhere Sicherheit aus; sie geben den Grundstock der Erinnerung. Überall ist es die Anschauung, die das Geistige mächtig belebt; sie ist die Quelle erster Ordnung für alles Theoretische. Im Verlauf der Zivilisation treten hierin leicht Mißverhältnisse ein, indem sich der Geist auf die Quellen zweiter und dritter Ordnung verläßt, wie denn auch in unserer Wissenschaft gerade das Fixierte als Quelle bezeichnet wird. Hierdurch wird die Originalität zur Seltenheit, und in der Tat nehmen die Wörter »selten« und »original« im Sprachgebrauch eine ähnliche Färbung an.

Dagegen ist zu bemerken, daß der Mensch original geboren wird und daß auch eine Verpflichtung, ihn in diesem Zustand zu erhalten, besteht. Es gibt, neben der Formung und Züchtung durch die Institutionen, ein unmittelbares Verhältnis zur Welt, und aus ihm wächst uns die Urkraft zu. Das Auge muß, und sei es auch nur für die Spanne eines Aufschlages, die Kraft bewahren, die Werke der Erde wie am ersten Tag zu sehen, das heißt, in ihrer göttlichen Pracht.

Es gibt Zeiten — und vielleicht auch Zustände — in denen diese Gabe auf die Menschen verteilt ist wie der Tau, der auf den Blättern liegt. In anderen wiederum schwindet der goldene Äther dahin, der die Bilder umfließt, und die Dinge bleiben nur in ihren begriffenen Formen zurück. Hier kann die unmittelbare Anschauung, etwa als Dichtung, den unermeßlichen Wert einer Quelle gewinnen, die in der Wüste entspringt. Wo die Sprache erstarrte, kann das Gewicht eines Verses Bibliotheken aufwiegen, und es bewahrheiten sich in solchem Raume die unvergleichlichen Unterschiede, wie sie Hildebrant für Dietrich von Bern in Anspruch nimmt:

— — — Die Kraft der Erde
Ward in zwei Hälften unter uns verteilt,
Die eine kam auf all die Millionen,
Die andre kam auf Dietrich ganz allein.

*Aus den Zeitungen* *Stralau*

»Hab ich euch endlich, meine lieben Jungen!«

Über diesen Totengruß einer Mutter vor den Särgen ihrer beiden Söhne berichteten am Morgen die Zeitungen. Ich mußte lange und nach verschiedenen Richtungen darüber nachsinnen. So erschien es mir wunderbar, daß in einer Zeit, in der sich die Sprache in voller Auflösung befindet, eine einfache Frau einen Satz von so unwiderstehlicher Kraft zu bilden vermag.

Das Ereignis selbst hielt sich im Rahmen der Vermischten Nachrichten. Zwei junge Arbeiter, Brüder, schon seit einiger Zeit auf Abwege geraten, wurden bei einem Verbrechen überrascht, an das sich eine langwierige Verfolgung schloß. Nachdem das Treiben immer enger geworden war, hatte man sie endlich in einem Hause gestellt und nach einem längeren Kugelwechsel zur Strecke gebracht.

Ich nehme an, daß man diese Frau erst vor ihre Söhne führte, nachdem der staatliche Vorgang abgeschlossen war, der sich an solche Fälle anheftet. Die Gendarmerie, die Staatsanwaltschaft, die Ärzte hatten bereits ihre Pflicht erfüllt, waren aber wohl zum Teil noch anwesend, ebenso die Berichterstatter und sicher auch die nie fehlenden eingedrungenen Neugierigen.

In dieser schrecklichen Lage, im Angesicht sowohl der Unerbittlichkeit der öffentlichen Meinung als auch der Staatsgewalt, scheint es undenkbar, daß ein Vater die Zugehörigkeit aufrechtzuerhalten vermag. Um hier bestehen zu können, muß er seinen eigenen Gram in den Vordergrund rücken oder sich deutlicher noch absetzen, indem er, wenn nicht durch Worte, so doch durch sein Verhalten zu erkennen gibt, daß die Söhne aus der Art geschlagen sind.

In den Worten der Mutter dagegen handelt es sich allein und ausschließlich um die materielle und substantielle Zusammengehörigkeit; es werden in ihnen die Söhne erkannt und anerkannt, und dieser Begrüßung gegenüber bleibt es

bedeutungslos, ob es sich hier in der moralisch-rechtlichen Welt um gute und vortreffliche Menschen handelte oder um Mörder und Einbrecher. Es tritt hier nicht nur der Unterschied zwischen dem Tragischen und dem bloß Traurigen, sondern auch der Unterschied zwischen der tragischen und der moralischen Welt auf das deutlichste hervor.

Zugleich verrät sich in diesem Satz eine offene Überlegenheit über die staatliche Ordnungswelt — eine Art von Schwerkraft, die sich durch nichts zurückhalten läßt. Es ist merkwürdig, wie dünn und unsicher demgegenüber der legale Zusammenhang mit seinem Zeremoniell und seinen Uniformen werden kann. Dergleichen wurde mir erst im Bürgerkriege klar — auch die Revolutionen sind unbedenklich, solange die Mütter nicht mitmachen. Dann aber kommen Augenblicke, in denen die beste Truppe das Schießen einfach vergißt. Wo die Frauen die Todesangst hinter sich lassen, vollziehen sich die Dinge mit Urstromgewalt.

An einem solchen Satze wird man auch beobachten, daß er in tieferen Regionen richtig ist, von der unfehlbaren Wahl der Worte bis auf die Stellung und Reihenfolge, in der die Vokale angeordnet sind. So schreitet in seinem zweiten Teile die Klage mit den drei betonten Vokalen drei mächtige Stufen hinab. Gleich am Anfang aber klingt das Seltsamste und Unerhörteste durch, nämlich der geheime Jubel, mit welchem vom nun unverlierbar Gewordenen Besitz ergriffen wird. Die männliche Bahn wird wie die des fliegenden Fisches gesehen; aus den Elementen auftauchend, spielt sie für kurze Zeit im farbigen Licht und kehrt in die Tiefe, kehrt zur Mutter zurück.

*Nachtrag* *Überlingen*

Übrigens machte ich in dieser Sache noch eine besondere Beobachtung: Wenn ich höre, daß *Brüder* auf einer solchen Tat ergriffen worden sind, so erscheint mir das Kriminelle

gewissermaßen abgeblendet oder abgeschwächt. Hier muß eine Erinnerung an Zeiten mitwirken, in denen der Sippenzusammenhang in Rechtsfragen entschied. Es gibt auch die entgegengesetzte Auffassung, nämlich die, daß hier das Verbrecherische in besonderer Bösartigkeit zum Ausbruch kommt, insofern es, statt sich auf Individuen zu beschränken, die Familie ergreift — und wie ich den Gerichtsurteilen und Zeitungskommentaren entnehme, ist diese Auffassung bei uns die vorherrschende. Ihr entsprach ohne Zweifel bereits das Verfahren der frühen königlichen und priesterlichen Beamtenschaft, und in der Tat darf man, wo Familien mit dem Staat in Konflikt geraten, auf Punkte schließen, an denen die Zähmung noch nicht gelungen ist.

In der Kenntnis dieses Gegensatzes dürfte sich ein kleiner Schlüssel verbergen, durch den der Einzelne, wohl zuverlässiger als durch körperliche Marken, feststellen könnte, ob und inwiefern er der Urrasse angehört.

### *Anschaulicher Skeptizismus* — *Steglitz*

Neben dem theoretischen Skeptizismus der Philosophen gibt es einen gefährlicheren, anschaulichen — eine von der Norm sehr weit entfernte Art der Einsicht, die vielleicht nur dadurch möglich wird, daß die Natur die Gewänder, die sie dem Leben überwirft, nicht scharf genug zuschneidet. So bleibt an den Nähten allerlei Überflüssiges bestehen. Überflüssig ist etwa, daß der Fisch, nachdem die Köchin ihn schlachtete, in der roten Pfanne noch Sprünge vollführt. Ebenso machen wir in Lagen, in denen wir vielleicht die Ohnmacht vorzögen, etwa während des Sturzes in den Abgrund, noch überflüssige Wahrnehmungen.

Was freilich für unser natürliches Leben überflüssig und schmerzlich ist, kann im Geistigen ungemein aufschlußreich sein. Auch gibt es einen Grad des Erstaunens, der die Furcht verdrängt — in diesem Zustande lüftet sich ein feiner

Schleier, der die Welt fast immer bedeckt. So sagt man, daß im Zentrum der Zyklone vollkommene Windstille herrscht. Man soll dort die Dinge unbewegter, leuchtender und deutlicher erblicken als sonst. An solchen Punkten stehen dem Auge unerlaubte Einblicke frei, denn die übertriebene Wirklichkeit gleicht einem Spiegel, in dem auch das Trügerische sich verrät.

Es scheint mir, daß auch im Kriege, und zwar unmittelbar nach der Erstürmung des ersten Grabens, eine ähnliche Stille sich ausbreitete. Nach dem Orkan der Artillerien, nach dem Anlauf, nach dem Kampf Mann gegen Mann trat eine tiefe Ebbe ein. Das wütende Tosen der Schlacht in ihrer bedeutsamsten Steigerung wurde durch ein jähes Schweigen abgelöst. Mit der Vernichtung des Gegners war das Gesetz des Handelns erfüllt, aber auch aufgehoben, und das Schlachtfeld glich für kurze Zeit einem Ameisenhaufen, dessen Aufruhr unter dem Banne der Sinnlosigkeit erstarrt. Jeder stand regungslos — wie ein Zuschauer, vor dessen Augen ein riesenhaftes Feuerwerk abgebrannt war, aber zugleich als ein Handelnder, der schreckliche Taten verrichtet hat.

Dann begann das Ohr die eintönigen Schreie der Verwundeten zu vernehmen; es war, als ob eine einzige, ungeheure Explosion alle zugleich getroffen hätte. Diese Schreie, in denen das erstaunliche Leiden der Kreatur zum Ausdruck kam, waren gleichsam der verspätete Protest des Lebens gegen die noch rauchende historische Maschinerie, die achtlos über Fleisch und Blut hinweggerollt war.

An Augenblicke dieser Art erinnere ich mich so stark, daß ich noch den Geruch des Pulvers zu schmecken meine, der in Schwaden dem durch Geschosse aufgepflügten Boden entstieg. Es war ein wunderlicher Ausdruck der Verwirrung, der auf den Gesichtern geschrieben stand — als ob hinter feurigen, wie durch einen Zauberschlag verschwundenen Theaterdekorationen die verblüffende Auflösung eines lange gesuchten Rätsels erschienen sei. Vor dem ermatteten inneren Auge erglomm die Gegenfarbe einer glühenden und

blitzenden Illusion, die sich aus der Dumpfheit des Traumes nährte und aus einer den Wahnsinn streifenden Leidenschaft.

Daß die Welt ein riesiges Narrenhaus ist, aber daß hinter der Narrheit Methode, ja vielleicht Bosheit steckt — — — daß man als ein unter dem Gesetze einer höheren Regie improvisierender Statist an einem Schauspiel teilgenommen hat, während dessen man nicht denken konnte und dessen Bild man nun erst mit dem Bewußtsein einholt und vor ihm erstarrt — — — daß man, im höchsten Sinne preußisch gesprochen, im Dienst gewesen ist — — — alles dies wird im gedankenlosen Zustande geahnt, in einer Mischung von Erschöpfung und Scharfsinn und mit einer durch die Nähe des Todes geschärften Witterung.

Vielleicht hatte sich die Welt zu üppig mit den roten und gelben Farben des Feuers geschmückt; nun trat als Nachbild ihr schwarzes Sparrengerüst hervor. Darüber aber streifte gleich einer Schwinge ein heiteres Gefühl, das jenem glich, mit dem man beim Erwachen sich geträumter Verwirrungen entsinnt.

War es nicht so, als ob der Weltgeist seine Hüllen ein wenig zu heftig, ein wenig zu hastig bewegt hätte, so daß das Verschleierte für einen Augenblick dem stumpfen Sinn erschien? Wenn die Welt aus den Fugen geht, entstehen Risse, durch die wir Geheimnisse der Architektur erraten, die uns gemeinhin verborgen sind. So schien es mir, als ob für einen Augenblick eine tiefere Wirklichkeit als die des Sieges sich der Herzen bemächtigte, während sich aus der zweiten Linie bereits von neuem die Mündungen des Todes auf sie richteten.

## *Skrupulanten und Posaunisten* — *Überlingen*

Das Skrupulöse und Mikroskopische der Neigungen gehört zu den ersten Anzeichen, durch die sich die Schädigung der natürlichen Gesundheit verrät. Unser sinnliches Werk-

zeug ist auf eine gewisse handliche Art gestimmt, mit Dingen und Menschen umzugehen. Wenn wir in Ordnung sind, muß unser Genuß lebhaft sein, der Zugriff entschieden und der Appetit nicht allzu wählerisch. So müssen uns gemeinhin am menschlichen Gesicht die Poren der Haut verborgen sein.

Im Zustand der Schwächung dagegen tritt der Gesamteindruck zurück, und die Einzelheiten drängen sich auf. Der geistige und körperliche Ekel wird wachsamer, und die Sinne werden durch eine unangemessene Verfeinerung geschärft. Die Geräusche, Gerüche und Farben greifen leichter an, die Speisen bereiten Überdruß. Vor allem wird dem Gaumen das Fleisch zuwider, ebenso der Tabak und die starken Getränke; dieser Widerwille erstreckt sich auch bald auf den Umgang mit denen, die sich an solchen Genüssen erfreuen. Es entwickelt sich die Unduldsamkeit der Enthaltsamen.

Der Verstand zeigt sich zu Bedenklichkeiten, zu Zweifeln und Haarspaltereien geneigt. Das Hintergründige, das Doppel- und Vielsinnige der Sprache tritt stärker hervor. Die Zusammenhänge dagegen treten zurück; der Geist faßt weniger die Sätze und Gefüge als die einzelnen Worte auf. Hieraus leitet sich eine punktförmige und vertrackte Art des Widerspruchs ab, die den Gang der Unternehmungen stört. Beim Schreiben entwickelt sich eine übertriebene Reinlichkeit; der Gedanke strebt die immer feinere Fassung an, der grammatische Zweifel beginnt den freien Fluß der Ideen zu hemmen und steigert sich bis zur subtilen Spielerei. So entsteht ein gefilterter Stil, der zuweilen durch seine unfruchtbare Schönheit und künstliche Gesundheit verblüfft, eine Prosa für Vegetarier. Dem entspricht ein leerer Klassizismus in der bildenden Kunst.

In diesen Zusammenhang gehört ferner eine Art der Empfindsamkeit, die auch die moralischen Züge wie durch ein Vergrößerungsglas zu erblicken vermag — die kränkliche Scharfsichtigkeit dessen, der sich den Appetit an den Men-

schen verdorben hat. Dann treten in den Gesichtern die geheimen Mißverhältnisse hervor, das Lachen wird unangenehm, der Ton der Stimme verrät unverhüllter die Winkelzüge und Absichten, in denen sich der Sprechende bewegt. Diese Feinfühligkeit erstreckt sich leicht auch auf die spiegelbildliche Beobachtung, so beim Beichtskrupulanten, einem Typus, der auch in den protestantischen Ländern nicht fehlt.

Der Gattung der Skrupulanten, welche die Dinge mit den feinsten Gewichten wägt, entspricht eine andere, die nur mit Bergeslasten hantiert und die man als die der Posaunisten bezeichnen kann. Diese zweite Sorte ist fast bedenklicher, denn während das Staubkorn doch noch ein winziges Stückchen Erde umfaßt, herrscht hier das völlig ungewisse Element der Luft. Die Dinge nehmen einen windigen und verblasenen, einen schiefen und aufgetriebenen Charakter an. Sie schwanken wie die Wetterfahnen im Sturm der Launen und Ansichten.

Während man die Skrupulanten zum Pessimismus geneigt finden wird, herrscht bei den Posaunisten der Optimismus vor. Die einen haben etwas Seßhaftes, Eingezogenes, die anderen etwas Bewegtes und Unstetes. Dort bohrt sich der Geist uhrmacherartig in immer feinere Gehäuse ein, hier bläst er mit kräftigen Stößen eine Reihe von wechselnden Gebilden auf. Dort sieht man den konzentrisch, hier den exzentrisch arbeitenden Geist. Der eine kapselt sich gern in sektenhafte Zusammenhänge ein, der andere liebt die große Versammlung und den offenen Markt. Wenn man einen Posaunisten im Lauf der Jahre verfolgt, könnte man einen Katalog seiner Neigungen anlegen — als Philosoph etwa bläst er sich durch sämtliche Systeme hindurch.

Als Besucher hört man den Posaunisten schon unten im Flur; er tritt lebhaft herein und packt das Gespräch sogleich beim Schopf. Wenn er Widerspruch findet, macht er sich unter Grobheiten davon. Sein Groll hält jedoch nicht lange an; das ist ein Auftritt, der sich alle halben Jahre wieder-

holt. Vielleicht enthüllten jene Ansichten, für die er sich das letztemal ereiferte, inzwischen sich bereits in ihrer vollen Windigkeit. Vergeblich wäre es indes, ihn darauf hinzuweisen, denn es fehlt ihm die geistige Scham und damit die durchgehende Verantwortung.

Der Skrupulant dagegen schleicht sich leise ein, möglichst zur Stunde der Dämmerung. Oft fühlt man sich zunächst überrascht durch eine so feine und besondere Art, die Dinge zu sehen. Bald aber kommt gleich dem Pferdehuf die Mißbildung hervor; er setzt voraus, daß wir irgendeiner Ungereimtheit zustimmen. Findet er uns unzugänglich, so verabschiedet er sich mit spitzen Wendungen und läßt sich nicht wieder sehen. Dafür hört man von ihm und den Seinen, denn oft verfügen solche Geister über sektenbildende Kraft.

Solcherart sind die beiden Abweichungen, mit denen man hauptsächlich in Berührung kommt. Sie gleichen den Konkav- und den Konvexspiegeln, von denen jeder das Bild in einem anderen Sinne verzerrt. Manchmal möchte es scheinen, als ob nichts seltener wäre als der gesunde, handfeste Verstand. Dafür aber ist er es allein, der die Dinge ins Lot zu bringen weiß. Nicht die unzähligen Schläge, die danebengehen, treiben den Nagel ein, sondern der eine, der trifft.

### *Aus den Strandstücken 3* — *Helgoland*

Auf dem ersten Rundgang um das Oberland überraschte mich in der Nähe des Nordhornes ein rauhes und vielstimmiges Geschrei; es erinnerte mich daran, daß zu den Merkwürdigkeiten dieser Insel auch eine Sommerkolonie von nordischen Lummen gehört.

Gleich darauf sah ich die Vögel von der Klippe abstreichen; ihre Niststätten waren durch den überhängenden Fels gegen die Sicht gedeckt. Nur die an- und abschwirrenden Tiere zeigten sich dem Blick; sie schwebten in pfeil-

gerader Linie den Brutplatz an, wie Immen einen riesigen Bienenstock, und kehrten von dort zu den Fischgründen zurück. Vergebens versuchte ich, ihnen mit den Augen zu folgen; sie flogen weit auf das Meer hinaus und verschwanden als Punkte im Unendlichen. Ebenso tauchten die Zurückkehrenden aus der Leere des Blickfeldes wieder auf.

Dieses Schauspiel war von einer zauberhaften Regelmäßigkeit; sein Anblick rief einen Zustand der Erstarrung hervor. Das Meer nahm das Aussehen einer blanken Scheibe an, von deren Umkreis das gefiederte Leben strahlenförmig zu einem geheimen Mittelpunkt zusammenschoß, um sich dann in der gleichen Ordnung wieder zu zerstreuen. Es schien den einschläfernden Glanz dieses Spiegels noch zu erhöhen, daß sich das feine Netz der Flugbahnen wie eine strenge Gradeinteilung auf ihm ausbreitete.

Solche Figuren rufen zugleich eine besondere Verfeinerung, eine Kristallisation des Auges hervor; sie scheinen wie doppelt geschliffene Gläser dem Blick eine größere Schärfe zu verleihen. In ihrer tellurischen Mathemathik bieten sie eines der mächtigsten Schauspiele dar, in dem sich hüllenloser als sonst Gewalt und Ordnung dieser Erde offenbart. Auch mischt sich in ihrem Anblick, wie in dem zweiten Gesang des »Messias«, in den Triumph Entsetzen ein — wie vor den Bewegungen einer furchtbar gebändigten Macht. Vor allem aber fühlen wir, wie in einer Urmelodie, Verwandtes in ihnen anklingen — das kühne Doppelspiel des Geistes, das uns so sehr in Anspruch nimmt und doch so tief verborgen ist. Auf der einen Seite strebt dieses Spiel der höchsten, metallischen Ausprägung des Bewußtseins zu, auf der anderen verliert es sich in die wilden Zonen der elementaren Gewalt.

In diesen beiden Neigungen, die so sehr voneinander abweichen, ja sich zu widersprechen scheinen wie Traum und Wirklichkeit, verbergen sich Einheit und Mannigfaltigkeit unserer so rätselhaften Welt. Wir finden sie in jedem großen Streitfall dieser Zeit, in jeder ihrer Theorien und bedeutenden Erscheinungen, ja im Charakter jedes Ein-

zelnen von Rang. Nichts ist so sehr bezeichnend für uns wie dieses Nebeneinander von furchtbarer entfesselter Kraft und der unbewegten Kühnheit der Anschauung — das ist unser Stil, ein Stil von vulkanischer Präzision, dessen Eigenart man vielleicht erst nach uns erkennt.

Dennoch gibt es manches, was das historische Bewußtsein kaum wiederherstellen wird, so etwa die wilde und regellose Art, in der die Elementar- und die Ordnungsseite unserer Macht einander ablösen wie Feuer und Eis. Wir fahren durch diese Welt wie durch eine titanische Stadt, die hier der Schein von schrecklichen Bränden erleuchtet, während dort die Werkleute an den Grundrissen gewaltiger Bauten beschäftigt sind. Es wechseln in schneller Folge Bilder eines tiefen und dumpfen Leidens, das sich wie in Träumen vollzieht, mit der dämonischen Unverletzbarkeit des Geistes, der das Chaos dem Bann seiner Lichter und Blitze und seiner kristallischen Figuren unterwirft.

Aber wie sich hier das Bild der Meeresfläche mit den scharfsinnigen Bewegungen der insektenhaften Vögel vereint, so sind auch Orte zu ahnen, an denen diese beiden großen Motive sich nähern und ineinander einschmelzen, und es ist möglich, daß sich in dieser Deckung der metaphysische Teil unserer Aufgabe verbirgt.

## *Zur Désinvolture* — *Goslar*

Die Dinge, die niemand auch nur vermißt, sind nicht die schlechtesten. Zu ihnen gehört die Désinvolture — eine Haltung, für die uns der entsprechende Ausdruck fehlt. Man findet das Wort meist durch »Ungeniertheit« übersetzt; und das trifft insofern zu, als es ein Gebaren bezeichnet, das keine Umschweife kennt. Zugleich aber verbirgt sich in ihm noch ein anderer Sinn, und zwar der der göttergleichen Überlegenheit. In diesem Sinne verstehe ich unter Désinvolture die Unschuld der Macht.

Wo die Désinvolture unversehrt ist, kann über Machtfragen kein Zweifel bestehen. An Ludwig XIV., als er das Parlament auflöste, muß sie noch sichtbar gewesen sein. Auch an seiner von Bernini gemeißelten Büste, die ich in Versailles betrachtete, fiel mir das auf; jedoch tritt schon Pose hinzu. In dieser Ordnung sind die Fürsten so unangreifbar, daß man selbst die Aufstände in ihrem Namen führt. Wo die Désinvolture dagegen verlorengeht, beginnen die Mächtigen sich zu bewegen wie Menschen, denen das Gleichgewicht fehlt; sie klammern sich an die untergeordnete Richtschnur der Tugend an. Das ist ein sicheres Vorzeichen für den Untergang. Bei Naturen wie Ludwig XV. und Friedrich Wilhelm II., dessen von Anton Graff gemaltes Porträt vorzügliche Aufschlüsse gewährt, vermute ich subtile Einsichten in diesen Zusammenhang. »Nach uns die Sintflut« — das hat noch einen anderen, verborgenen Sinn. Man hat als letzter an einem bestimmten Vermögen teil, aber keinen Erben mehr hinter sich. So wirds denn verspielt.

Auch die sichere Verfügung über fürstliche Schätze ist Sache der Désinvolture. Der Mensch vermag das Gold ohne Neid zu betrachten, wenn er es in der Hand des Edlen erblickt. Der arme Lastträger, der den glücklichen Sindbad inmitten seines Palastes thronen sieht, beginnt Allah zu preisen, der so hohe Gaben verleiht. In unserer Zeit ruft der Reichtum bei den Menschen das schlechte Gewissen hervor, sie suchen sich daher durch Tugend zu rechtfertigen. Im Überfluß versuchen sie nicht zu leben wie Mäzenas, sondern wie die kleinen Buchhalter.

Die Désinvolture ist Wuchs und freie Gabe und als solche dem Glück oder der Zauberei weit eher als dem Willen verwandt. Unser Denken über die Macht ist seit langem durch die übertriebene Beziehung zum Willen verfälscht. Die Stadttyrannen der Renaissance sind mäßige Vorbilder, untergeordnete Techniker. Der Mensch ist doch noch ein wenig mehr als ein Raubtier — nämlich der Herr der Raubtiere.

Dabei fällt mir ein, daß auch der Ritter im Löwengarten Désinvolture besitzt.

Auf einer festlichen Tafel, an der viele Gäste versammelt sind, liegt ein goldener Apfel zur Schau, den niemand zu berühren wagt. Jeder hat den brennenden Wunsch, ihn zu besitzen, aber jeder fühlt, daß sich ein schrecklicher Aufruhr erheben würde, wenn er diesen Wunsch auch nur andeutete. Da tritt ein Kind in den Saal und ergreift den Apfel mit freier Hand; und aller Gäste bemächtigt sich eine tiefe, freudige Zustimmung.

Die Désinvolture als die unwiderstehliche Anmut der Macht ist eine besondere Form der Heiterkeit — freilich bedarf auch dieses Wort, wie so viele unserer Sprache, der Wiederherstellung. Die Heiterkeit gehört zu den gewaltigen Waffen, über die der Mensch verfügt — er trägt sie als göttliche Rüstung, in der er selbst die Schrecken der Vernichtung zu bestehen vermag. Von dieser hellen Kraft, die sich im Morgentau der Geschichte verliert, reicht die Désinvolture als ein in hohen Häusern gepflegter Sproß noch tief in die Zeitrechnung hinein; und es ist nichts anderes als ihr eigener Mythos, der die Völker bei solchem Anblick ergreift.

Diese Verhältnisse kann man sich auch architektonisch zurückrufen. So gibt es hier in Goslar nur *ein* Gebäude, das der Désinvolture als Rahmen angemessen ist. Das ist nicht etwa die schlecht wiederhergestellte Kaiserpfalz, sondern das alte Rathaus am Markt, ein aus grauem Stein geschnittenes Juwel. Wenn man es von der Brunnenseite aus betrachtet, erblickt man in seinen zugleich leicht und mächtig gefügten Bögen ein des Eintrittes von Fürsten würdiges Portal.

## *Nachtrag zur Désinvolture* — *Überlingen*

Zu den Gedanken, die mich hin und wieder beschäftigten, gehört auch der, daß eine im Wechsel der Epochen unveränderliche Landschaft besteht, in der die geistigen Verhält-

nisse *sichtbar* sind. Dem muß eine Art entsprechen, Philosopheme aufzufassen, wie man Reisebeschreibungen liest. Man kann nachprüfen, unter welchen Breiten sich der Autor befand, an welchen Küsten, an welchen Inseln er vorüberfuhr. Auch gibt es gewisse Kaps oder Landmarken, die nicht durch Denken entdeckt werden, sondern die man erblickt haben muß. Ein solcher Punkt, in Beziehung zur Désinvolture, fällt mir soeben im Verlaufe meiner Lektüre auf, und zwar in Bacons »Essays«:

»Offenbare und augenscheinliche Vorzüge schaffen Lob, geheime und verborgene Tugenden dagegen, das heißt, gewisse Charakteräußerungen, für die es keinen Namen gibt, erzeugen das Glück. Das spanische Wort ›desenvoltura‹ gibt sie zum Teil wieder, falls zwar kein Halt und keine Stetigkeit im Charakter eines Mannes ist, jedoch die Räder seines Geistes mit den Rädern seines Glückes Schritt halten.«

Diese Stelle findet sich in einer Abhandlung über das Glück, die sich auch durch andere merkwürdige Sätze auszeichnet, wie etwa den, daß es keine zwei glückbringenderen Eigenschaften gibt, als etwas vom Narren und nicht zu viel vom Ehrenmann an sich zu haben. Das ist eine jener Bemerkungen, durch die ein Autor beweist, daß er der Sprache gegenüber Souveränität besitzt. Übrigens ist die Sprache Bacons zur Behandlung solcher Gegenstände insofern besonders geeignet, als der Flor unserer Begriffe bei ihr noch in der Knospe steckt.

## *Historia in Nuce: Der verlorene Posten* — *Goslar*

Zu den Figuren unseres Schicksals zählt auch jene, die als der verlorene Posten bezeichnet wird, und niemand weiß, ob gerade dieses Schicksal sich nicht eines Tages auch an ihm vollstreckt. Das Verhängnis tritt zuweilen schnell an uns heran, so wie uns der Nebel im Hochgebirge über-

rascht. In anderen Fällen sehen wir die Gefahr von fernher auf uns zuschreiten; wir sind ihr gegenüber in der Lage eines Schachspielers, der sich zu einem langen, scharfsinnigen Endspiel rüstet, obwohl er den Verlust als unvermeidlich erkennt.

Auch wo das Unheil große oder kleine Gruppen auf den verlorenen Posten drängt, gibt es ein Erwachen über Nacht; und das vor allem dort, wo die Geschichte in ihren verborgeneren Gängen arbeitet. Wir neigen zu dem Glauben, daß die Katastrophe sich weithin sichtbar ankündet und daß bedeutende Zeichen ihr vorausgehen. Weit häufiger ist jedoch der Fall, daß ein historisches Gebäude durch Ameisenfüße untergraben wird. Dann freilich kann ein Hauch es fällen, wie ihn das Aussprechen eines Wortes erzeugt. Und schnell dringt der Schrecken ein, wo man eben noch beim festlichen Gastmahl saß. Aufspringend erkennen die Lebenszecher im Flammenscheine den Trug, mit dem die Sicherheit den Menschen umwebt.

Sehr gut werden alle Kennzeichen dieser Lage sichtbar, wo die Zeit sie ausreifen läßt. Das kann auf die verschiedensten Weisen geschehen. So können Städte der Gläubigen sich noch lange in Ländern erhalten, in denen ringsum bereits fremde Opfer gebracht werden, wie das Akkon der Tempelherren oder das maurische Granada. Ebenso leben Einrichtungen wie Schulen, Klöster oder Faktoreien oft noch Jahrzehnte in der Isolation. Das gleiche kann im eigenen Lande geschehen, sei es an Gemeinden, an Ständen oder Familien. Inmitten der Verfolgung gibt es Inseln, die der Schrecken lange vergißt. So lebte Rivarol in Paris.

Unter solchen Umständen tritt das Leben oft in eine ihm sonst unbekannte Helle und Durchsichtigkeit ein. Wie wir von unseren im Firneis errichteten Warten die Sterne am klarsten sehen, so werden uns auf verlorenem Posten unsere Ordnungen deutlicher. Dann gewinnt selbst das Gewohnte und Alltägliche eine besondere Würde, einen höheren Rang. Mir leuchtete das zum ersten Male ein, als ich nach

unserem Rückzuge an der Somme in den geräumten Stellungen die Ronde ging. Jede unserer Handlungen birgt in sich einen uns unbekannten Kern.

Gegenüber der Vernichtung treten diese Züge auf das sichtbarste hervor. Der Mensch handelt dann nicht mehr, wie es seiner Erhaltung, sondern wie es seiner Bedeutung entspricht. So schließt sich dem Untergange altberühmter Städte wie dem von Karthago, Zion oder Byzanz der Tod der letzten Verteidiger gleich einem reinen Schauopfer an. Der Einzelne waltet dann nicht mehr in seinem besonderen Amt, sondern als sakraler Zeuge, den der Tod an den geweihten Orten, sei es am Mauerringe, sei es vor den Bildsäulen oder auf den Stufen des obersten Tempels, anzutreffen hat. Der gleiche Vorgang vollzieht sich auf Deck eines sinkenden Kriegsschiffs, in dem sich die Unverletzbarkeit der heimatlichen Erde repräsentiert. Der Mensch verfügt in solchen Lagen, auch wenn er sie niemals durchdachte, über sehr feine Unterscheidungen. So weiß er, daß es angängig ist, sich vom Sieger aus dem Meere aufnehmen zu lassen, nicht aber vom sinkenden Schiff. Auch darf er hoffen, daß, wenn er bis zu einem bestimmten Punkte bestanden hat, sich hohe Kräfte seiner annehmen. Es gibt eine Art von erlauchter Heiterkeit, die den Kämpfer, stärker als je die Liebe, im Angesicht des Todes überrascht. Ihr entspringen die Scherze in Etzels durstiger Halle, unter der brennenden Decke im isländischen Saal.

In solchen Schauspielen tritt die Geschichte in ihre höchste Bildhaftigkeit ein oder in das Zentrum der Zeit. Es kann sich daher des Menschen das sublime Gefühl bemächtigen, Letztes und Endgültiges zu tun, ein Gefühl, das jeder guten Schilderung des Abendmahls ihr Licht geben muß. Eine ähnliche Stimmung durchleuchtet das Leben in abgeschnittenen und dem Untergange geweihten Landschaften, auch tritt sie mit den großen Seuchen auf. So trägt die Pestchronik von Sankt Gallen ihre Kennzeichen — die herbstliche Mischung von Trauer und Heiterkeit, das Gefühl der geistigen Bruder-

schaft und den symbolischen Zug der Handlungen. Nicht vergessen sei in diesem Zusammenhang die letzte Versammlung der bedrohten Familie, wenn niederer Bluthaß die Städte durchflammt. Erst hier, tief unter der Oberfläche sozialer Verträge, leuchtet dem Menschen die Macht seiner Bündnisse ein.

Auf verlorenem Posten muß das Leben sich entscheiden, so wie die Materie unter hohem Druck sich in ihren kristallischen Formen offenbart. Hier tritt auch das Niedere deutlicher hervor, wie etwa die Mannschaft eines sinkenden Piratenschiffes sich durch wilde Ausschweifungen betäubt. Daher sucht man innerhalb der Ordnungen den Einzelnen auf den Ernstfall vorzubereiten, in dem er gleich dem letzten Menschen ohne Befehl und Verbindung standzuhalten hat. Den Rang solcher Repräsentation erkennt man daran, daß sie selbst innerhalb der Auflösung Punkte zu bilden vermag, nach denen das Ganze sich ausrichtet. Die stellvertretende Kraft des Einzelnen kann ungeheuer sein; und die Geschichte kennt Prozesse, bei denen, wenn Millionen schweigen, *ein* guter Zeuge das Urteil wenden kann.

Deshalb gehören zu den geistigen Werkzeugen, unentbehrlich zur hohen Erfassung der Welt, auch die historischen Studien. Aus den großen Auftritten zwischen Menschen, wie sie die Überlieferungen schildern, klingt uns eine Sprache entgegen, die unmittelbar auch an uns sich richtet; und das Archiv unserer Urkunden enthält unübertreffliche Antworten auf die Frage, wie man sich auf verlorenem Posten verhält. Zu den großen Kursen, welche die Historie in sich verbirgt gleich einer geheimen Akademie, gehört auch jener, wie man zu sterben lernt. Ludwig XVI. tat daher recht, als er sich während der Gefangenschaft im Temple mit der Geschichte Karls I. beschäftigte.

*Die Vexierbilder* *Überlingen*

Nigromontani liebenswerte Traurigkeit — die Traurigkeit des Gärtners, der in bedrohten und vom Palast entfernten Gärten arbeitet. Es mag sein, daß diese Eigenschaft mit seinem Berufe zusammenhing, denn immer beneidete er die höheren Stufen der Einsamkeit und der ungeteilten Anschauung.

Dabei war er zur Unterweisung geboren wie der Vogel zum Fluge, und immer tiefer verwundert es mich, wie unvermerkt er mich auf sein Gebiet zu führen verstand. Wie man dem Kinde, das rechnen lernen soll, zunächst einen Rahmen mit weißen und roten Kugeln schenkt, so war sein Leitfaden stofflich gefaßt; er besaß Vorräume, in denen seine Art zu denken auf das Handgreifliche zugerichtet war. Das Denken sah er als ein Handwerk an; er hielt darauf, daß es am Stoff betrieben wurde, und liebte seine materiell gefärbten Synonyma. Auch sprach er nicht von seinen Schülern, sondern von seinen Lehrlingen.

Sein erster Unterricht war Anschauungsunterricht; er erteilte ihn im zwanglosen Gespräch, wie es die Gelegenheit ergab. Dabei gestattete er den unbeschränkten Flug; nur hielt er darauf, daß er von Punkt zu Punkt ging — das heißt, seine einzige Korrektur lag darin, daß er das Abstrakte immer wieder auf den Gegenstand bezog. Sobald sein Partner sich im nur Gedachten oder nur Empfundenen verlor, lenkte er das Gespräch durch einen unauffälligen Handgriff, etwa wie man eine Nadel fädelt, wieder ein.

Während der ersten Jahre handelte er allein die Lehre von den Oberflächen ab. Wie jedes Wort, so trug auch dieses bei ihm seinen eigenen Sinn: auch Licht und Geist galten ihm als Oberflächen, welche die Materie zu bilden vermag. Er lehrte die enge Bruderschaft mit allem Vergänglichen und Beweglichen, aber auch die Kunst, zu rechter Zeit davon zu scheiden — daher verehrte er die Schlange als sein Wappentier. Auch lehrte er, ganz im Gegensatz zu allem,

was man auf den hohen Schulen hört, den Sinnen zu trauen; er hieß sie Zeugen eines Goldenen Zeitalters, so wie Inseln Zeugen untergegangener Kontinente sind. Immer auch, so sagte er, gewähre die Oberfläche in ihrer bunten Musterung geheime Aufschlüsse — wie man aus den Kräutern und Blumen des freien Bodens auf verborgene Wasseradern und Erzlager schließt. Solche Kontakte der Sinnenwelt mit den tieferen Strömen zu ermitteln, sei eine der erleuchtenden Aufgaben. Er war der Meinung, daß wir die sichtbaren Dinge viel zu flüchtig erforschen, und vielleicht rührte daher seine Vorliebe, sich mit Gegenständen zu umgeben, die sich bei näherer Betrachtung seltsam verwandelten.

So liebte er die changierenden Stoffe, die irisierenden Gläser und Flüssigkeiten, deren Farben schillerten oder sich mit dem Lichte veränderten. Seine Lieblingssteine waren der Opal und der geschliffene Turmalin. Auch besaß er eine Sammlung von verkappten Bildern, die wie durch Zauberkunst aus einfarbigen Mosaiken hervortraten. Diese waren etwa aus Steinchen gefügt, die man am hellen Tage nicht von anderen, ähnlich gekörnten unterschied, doch die mit der Dämmerung phosphorisch aufleuchteten. Man sah bei ihm Öfen, auf denen, wenn sie geheizt wurden, in roter Schrift Sprüche hervortraten, und im Garten Terrazzi, auf denen ein Regenguß schwarze Symbole hervorzauberte. Auch die Ornamente, die er in seinen Räumen und an seinem Gerät verwendete, gaben den Blicken unerwartete Dinge preis — so die Mäander, an denen abwechselnd der schwarze Strom oder die hellen Ufer sich abhoben, und der auf die Ebene gezeichnete Würfel, der dem Betrachter bald die Stirn, bald die Rückseite zuwandte. Er besaß Transparente, auf denen harmlose Dinge sich in grausige verkehrten oder auch das Schreckliche durch strahlendes Licht sich in Schönes verwandelte. Er liebte die Kaleidoskope, von denen er Stücke anfertigen ließ, in denen geschliffene Halbedelsteine mit der Eleganz des Gedankens sich zu Rosetten und Sternen fügten, in denen Freiheit und Symmetrie wett-

eiferten. An dergleichen ergötzte ich mich oft in seinem Gartenhaus, das er in Wolfenbüttel, einem kleinen, aber bedeutsamen Landstädtchen, vor den Toren erbaut hatte. Wir fuhren an den Samstagen hinüber, um alte Handschriften einzusehen; auch traf er dort zuweilen wunderliche, weither gekommene Bekannte an.

Wenn ich an diese Dinge, die mich in meinen Spielen belustigten, zurückdenke, will es mir scheinen, als hätte Nigromontanus sie nach einem besonderen Prinzip um sich versammelt gehabt — und zwar nach dem des Vexierbildes. Ohne Zweifel wollte er durch die Häufung solcher Gegenstände bestimmte Wirkungen hervorrufen. Übrigens handelte es sich nicht um Gegenstände allein; er schätzte die vexierende Kraft auch in der Schrift und gab mir zuweilen Bücher in die Hand, deren Prosa man verfolgen mußte wie einen Wildpfad, der über Wolfsgruben führt. Manche wiederum waren anders gestellt, etwa wie gemalte Plafonds, durch deren Öffnungen man Gestirne erblickt, so ein herrliches Ineditum über die Eleusinischen Mysterien, das aus dem geheimen Nachlaß von Fiorelli auf ihn gekommen war. Das färbte, wie so manche seiner Neigungen, auf mich ab; ich übernahm von ihm die Vorliebe für die verborgene Korrespondenz, die zwischen den Dingen besteht.

Was nun die Vexierbilder betrifft, so zielte er vor allem wohl auf die Erschütterung, die uns ergreift, wenn wir unvermutet im einen das andere sehen. Vielleicht gedachte er so die feinen Wurzeln zu lösen und abzusprengen, durch die unser Wesen dem Alltäglichen und Gewöhnlichen verhaftet ist. Es ist richtig — wenn wir das Vexierbild lösen, können Verblüffung, Staunen, Schrecken, aber auch Heiterkeit sich einstellen. Wo solche Eindrücke sich häufen, beginnen wir mit Vorsicht an die Dinge heranzugehen; wir betrachten selbst die einfachen Bausteine unserer Vorstellung mit Aufmerksamkeit, mit Erwartung oder auch mit Mißtrauen. Das gerade mochte Nigromontanus beabsichtigen; seine Methodik war nicht wie die der hohen Schulen

auf das Suchen, sondern auf das Finden gestimmt. So zeichnete ihn auch eine Art von Zutrauen aus, daß in jeden unserer Gänge, selbst den scheinbar absichtslosen und vergeblichen, gleich dem Kern der Nuß ein besonderes Ergebnis eingeschlossen sei; und er verlangte, daß man vor dem Einschlafen den Tag in der Erinnerung wie eine Muschel aufbräche.

Solche Übungen sollten darstellen, daß auch die Welt im großen nach der Art eines Vexierbildes geordnet sei — daß ihre Geheimnisse auf der offenen Oberfläche dalägen und es nur einer geringen Anpassung des Auges bedürfe, um die Fülle ihrer Schätze und Wunder zu sehen. Gern zitierte er den Spruch des Hesiod, daß die Götter den Menschen die Nahrung verbergen und die Welt so fruchtbar sei, daß die Arbeit eines Tages für ein Jahr der Ernte ausreiche. So genüge auch ein Augenblick des Nachdenkens, um den Schlüssel zu Schatzkammern zu endecken, aus denen man sein Lebenlang zehren könne — und um das zu veranschaulichen, wies er auf jene einfachen Erfindungen hin, von denen später ein jeder sage, daß dergleichen auszudenken ein Kinderspiel gewesen sei. Gern verwies er auch auf die Phantasie: ihre Fruchtbarkeit sei ein Gleichnis der Weltfruchtbarkeit überhaupt, doch die Menschen lebten wie Verdurstende über Wasseradern von unerschöpflicher Kraft. Auch sagte er einmal, daß die Welt in ihren Elementen an uns ausgeliefert sei wie die vierundzwanzig Buchstaben — und je nach unserer Niederschrift wüchse sie in ihrem Bilde hervor. Freilich müsse man ein wahrer Autor und nicht nur ein Skriptor sein.

Hierauf kam er zu sprechen, als ich ihn auf einem seiner geomantischen Gänge am Rande des Harzgebirges begleitete, am geheimnisvollen Trakt entlang, auf dem die alten Wachttürme errichtet sind. Bei dieser Gelegenheit äußerte er sich vielleicht am deutlichsten über das, was er unter Methodik verstand. Wenn ich es recht erriet, begriff er unter ihr die Kunst der Lebensführung, mit dem Unvergänglichen

als Ziel. Sie richtete sich nach dem rechten Bild der Welt, das in das gewöhnliche wie ein Vexierbild eingezeichnet ist — unfaßbar nah. Als das erste Zeichen des geglückten Anblicks sagte er Erstaunen und dann Heiterkeit voraus.

Wenn ich mich dessen entsinne, scheint es mir, als ob ich nicht im rechten Stande war, den solche Lehren voraussetzen. Wohl erfuhr auch ich die herrliche Erschütterung, die uns ergreift, wenn die Grenzen sich verwischen und verborgene Bedeutungen hervortreten — doch nur, wie man im Fluge über fremde Gärten dahingleitet. So nahm ich am Leben als am hohen Spiele um den Augenblick des Glückes teil, und doch hatte Nigromontanus mich die Kunst gelehrt, nach der man stets gewinnt, sei es in der Zelle des Einsiedlers, sei es im festlichen Palast.

## *Der Grünspecht* *Überlingen*

Bei meinen ersten Gängen hatte ich den Eindruck, daß der Landschaft ein ungewöhnliches Leben innewohnt. Er führt sich wohl auf das Konzert der unzähligen Vögel zurück, von denen der See auf seiner Fläche und an seinen Ufern bevölkert ist. Je unbestimmter und feiner verteilt solche Wahrnehmungen sind, desto tiefer dringen sie ein — es gibt auch einen Äther der Heiterkeit.

Daß die Ufer auch im weiteren Umkreis ihrer Garten- und Rebhügel so reich an gefiedertem Leben sind, beruht ohne Zweifel auf dem sorgfältigen und fast parkmäßigen Anbau der Obstbäume, der das Land mit einem ausgedehnten lockeren Bestande bedeckt. Hier im lichten Gehölz vereinen sich die Vorzüge des Waldes mit denen der Ebene; die beschwingten Gäste finden ein günstiges Mittel vor, das sowohl für den freien Flug als auch zur Deckung reichlich Gelegenheit gibt.

Oft bieten sich dem Auge die anmutigsten Bilder dar — etwa Felder, die von Goldammern wie von einem leuch-

tend gelben Gewebe bezogen sind, oder alte Birnstämme, an denen sich zugleich der zierliche Baumläufer, der mausartige Kleiber und viele bunte Meisen beschäftigen. Sogar die Raubvögel treten in Schwärmen auf, daher erblickt man bei den Gehöften zuweilen ausgediente Weinfässer, in die kleine Türen zur raschen Einflucht für die Küken geschnitten sind.

Zahlreich fliegt auch der Grünspecht auf und ab; man hört sein spöttisches Gelächter nah und fern. Obwohl ich ihn schon häufig im Leben beobachtete, leuchtet mir doch erst jetzt sein eigentliches Wesen ein, und darüber hinaus vielleicht das der Spechte überhaupt. Es handelt sich hier um ein Tier, das während der Schöpfung an einem seltsamen Orte gestanden haben muß, nämlich dort, wo der Trennungsstrich zwischen Rhythmus und Melos auf das schärfste gezogen war. Auf diese Weise wurde in ihm ein Rhythmiker ersten Ranges geschaffen, und zwar von so hoher Begabung, daß für den Wohlklang nichts übrigblieb.

So kommt es, daß, bei welcher Beschäftigung man den Grünrock auch antreffe, man an seinen Bewegungen sogleich durch das Taktmäßige und streng Akzentuierte betroffen wird. Schon im Anflug erkennt man ihn von weitem an den betonten Hebungen und Senkungen; kein Vogel beschreibt eine so wellenförmige Flugbahn wie er. Dem entspricht die sprunghafte Art, in der er an den Baumstämmen hochfedert oder sie in Spiralen umkreist, und das taktierende Nicken mit dem Kopf. Dazu kommt der unmelodische Ruf, ein langgezogener, wiehernder Pfiff, den zahlreiche gleichmäßige Einschnitte einkerben. Endlich und vor allem gehört hierher auch das bekannte Klopfen und Hämmern, mit dem er die Wälder erfüllt; im großen Konzert der Vögel hat er die Trommel erwählt.

Für den, der die Beziehungen kennt, die zwischen dem Rhythmus und den Gliedern, den Händen im besonderen, bestehen, wird die paarige Gegenständigkeit der Zehen von Aufschluß sein, von denen das vordere Paar verwachsen ist.

Ebenso ist der Bau der Zunge bemerkenswert. Selbst in der grellen und hart abgesetzten Färbung des Gefieders tritt der Mangel an harmonischem Grundstoff deutlich hervor.

Das alles ließe sich bis in die Einzelheiten ausführen, und solche Beziehungen leuchten mir immer deutlicher ein als die Betrachtungen, die etwa Darwin an die rote Haube der Spechte anknüpfte. Der Wert solcher Kombinationen liegt jedoch für mich auf ganz anderem Gebiet — sie sind eigentlich genereller, oder besser: aufschließender Natur, kleine Modelle einer anderen Art und Weise, die Dinge zu sehen. Ich habe den Eindruck, daß unsere Ausbildung an allen entscheidenden Punkten versagte oder sich ihnen vielmehr nicht einmal näherte und daß sie sich inzwischen noch verschlechtert hat. So mußte man etwa den Naturwissenschaftlern noch dankbar sein, daß sie das Theologische gewissermaßen im Nebenfach mitverwalteten; sie hatten da einen Kontakt, der immerhin noch besser schloß als der der Theologen selbst. Wer heute wirklich arbeiten, das heißt in das Niemandsland der Gedanken vordringen will, muß sich zunächst in allen Fakultäten das Handwerkszeug besorgen, um überhaupt anfangen zu können. Nietzsche hat darin recht, daß man heute im Sinne hoher Anforderungen mit dreißig Jahren noch ein Kind, ein Anfänger ist — aber auch mit vierzig ist man noch Gesell.

## *Mut und Übermut* — *An Bord*

Auch was die Sprache betrifft, bringen wir im Leben manche Häutung hinter uns. Hier fällt mir auf, daß mir in den letzten Jahren in wachsendem Maße der Geschmack für gewisse, mit »über« zusammengesetzte Wörter verlorengegangen ist. Ich meine damit nicht jene Bildungen, die wie das schöne »Überfluß« unter dem Zeichen des Füllhornes stehen, sondern jene anderen, denen der Wille ihre Färbung gibt.

Wo die Dinge wirklich gefährlich werden, lassen uns die Steigerungen bald im Stich, und bei schwankendem Boden begehren wir nicht, auf dem Kothurn zu stehen. Der Mut ist eine so hohe Tugend, daß er nicht der Erhöhung bedarf, die sich im Lobe des Über-Mutes verbirgt. Die Vorstellungen vom Muskulösen, Vollblütigen und Unbedenklichen, das triumphierend den Kampfplatz des Lebens betritt, gehen aus den lüsternen Träumen der Schwindsüchtigen hervor.

Der Irrtum, der hier waltet, beruht darauf, daß ein so blühender Zustand den höchsten Anstrengungen eher abträglich ist als förderlich. Er verkennt die Tatsache, daß wir den wirklichen Entscheidungen meist erst dann ins Auge sehen, wenn die Lebenskraft zu erlöschen beginnt. Wir erreichen diese Kampfplätze wie Truppen, die bereits durch endlose Märsche, Hunger, Durst, Nachtwachen und Vorpostengefechte auf das äußerste ermüdet sind und von denen dann erst die höchste Anstrengung, nämlich die des Sieges, gefordert wird. Sehr einfach spiegelt das Verhältnis sich im Leben selbst — der Tod tritt erst heran, wenn ihm Krankheit, Blutverlust oder Gewalt vorangegangen sind. An solchen Wendekreisen schwindet der Übermut gar bald dahin.

Ferner ist zu bedenken, daß der Übermut vor allem einen beweglichen, angreifenden Charakter besitzt. Auch muß man dabei doch wohl der Stärkere sein, wenn man nicht lächerlich werden will. Der Kernstoff des Mutes aber ist ohne Zweifel eher ruhender Natur; er wird im Beharrlichen, Standhaften und Unerschütterlichen erkannt. Als ein so beschaffenes Element tritt daher auch der Mut der höchsten Gefahr, etwa der unermeßlichen Übermacht, gegenüber hervor.

Erstaunlich ist die strenge Ordnung, in der die Vorgänge sich abwickeln, wenn es unter solchen Bedingungen zum Zusammenstoß kommt. Diesem Zusammenstoß geht, wenn der Konflikt sich auf seiner vorbildlichen Höhe erhält, unter allen Umständen eine Maßnahme des Übermächtigen voran, und zwar die Aufforderung zur Kapitulation. Wie ver-

schiedenartig auch diese Aufforderung sich darstelle, so kommt es doch auf die Unterschiede nicht an. Der Feldherr erwartet von dem kleinen Hauptmann, dessen Festung an seiner Vormarschstraße liegt, daß er sich bei ihm in ehrenvolle Kriegsgefangenschaft begibt. Der listige Tyrann begnügt sich mit einer Verneigung, und seine Knechte sind gewohnt, daß ihr Opfer den Staub vor ihnen küßt. Auch kann sich die Kapitulation fast unsichtbar, etwa durch Wahrung des Schweigens oder in der Annahme von Einkünften und Ehrungen vollziehen. Der Schlingen sind viele, und manche sind zierlich verdeckt, aber stets gleich ist die Art, in der sie sich zuschnüren. Worum es in Wirklichkeit geht, das wird sogleich im Falle der Verzögerung offenbar. Dann wird die Aufforderung dringender und dringender und erhebt sich gar bald zur Androhung tödlicher, vernichtender Gewalt.

Wenn der Geist diese Bedrohung verspürt, faßt ihn ein Augenblick der Schwäche an, dem unter Tausenden kaum einer widersteht. Aber in der Überwindung dieses Anfalles vollzieht sich ein seltener Akt — die Ausrichtung des Menschen auf das Unmögliche. Es ist hier kein noch so ferner Erfolg, an den das Auge sich heften könnte; der Blickpunkt fällt, gleich dem Schnittpunkt von Parallelen, in das Unendliche. Mit diesem Akt tritt der Kampf in eine andere Ordnung ein. Der Mensch gewinnt neue Kräfte, weil er der Schwere nicht mehr in so hohem Maße unterliegt. Der Zustrom gleicht einer Flut, die auf die tiefste Ebbe folgt wie durch ein aufgezogenes Wehr. Diese wunderbare Kräftigung verleiht auch dem Schwachen eine furchtbare Macht; sie wappnet ihn mit Geistergewalt.

Freilich verbirgt sich in diesen Verhältnissen nicht das Rezept, wie man als Unterlegener siegt. Es handelt sich hier vielmehr um Kräfte, welche, indem sie hervortreten, die Weltordnung an sich und in ihrem Kern bestätigen, doch fast immer ohne zeitlichen Erfolg. So ragt auch der echte Nationalheld in das Schicksal seines Volkes ein, in

dunklen Zeiten auftretend, im Leben unerkannt, oft an den Feind verkauft und stets endend im einsamen Untergang. Immer aber wiederholen sich die Zeiten, in denen es des Beispiels und des Opfers eines Einzelnen bedarf, um das Maß wiederherzustellen, nach dem der Mensch gezeugt und gebildet ist. Das findet sich in jeder großen Rangordnung angedeutet; so galt bei unseren Vorfahren als das allen Veränderungen entzogene Muster nicht etwa der Sieg des Schlachtenfürsten, sondern des Toten Tatenruhm — eine wundersam knappe Formel, die jeden, der Hang sich auszuzeichnen verspürt, sogleich entscheidend konfrontiert.

### *In den Museen* *Überlingen*

Der Besuch der Museen hat immer etwas Spannendes und oft Beängstigendes. Zuweilen gibt es auch rührende Züge zu beobachten — etwa die Haltung, in welcher der atheistische Freidenker vor dem Abdruck des Archäopteryx steht, wie vor einer enthüllten Reliquie. Leider verfügen wir nicht über Begriffe, die der Schilderung solcher Beobachtungen angemessen sind, sonst böte eine Reise gleich der, auf welcher Pausanias im 2. Jahrhundert die Altertümer besuchte, gewiß gute Ausbeute. Wir kennen die Natur des Schauders nicht, der uns befällt, wenn der Astronom uns seine Lichtjahrzahlen nennt oder der Archäolog das Stadttor einer unbekannten Metropole aus dem Schutt der Jahrtausende auferstehen läßt.

Leicht täuschen wir uns auch über die Macht und Ausdehnung, die der museale Trieb gewonnen hat und täglich gewinnt. Von dem ungeheuerlichen Appetit, der hier waltet, erhält man eine Vorstellung, wenn man die Art bedenkt, in der die Kirchen sich in Museen umwandeln. Es gibt heute Unzählige, die sie in keiner anderen als in musealer Absicht aufsuchen, und die Kirchen richten sich darauf ein. Auch können sie ihr eigenes Personal nicht dem Zeitgeist

entziehen; es gibt eine unmerkliche Art, in der sich die Grenze verwischt, die den Küster vom Kustos trennt. Dem entspricht unter anderem eine merkwürdige Verwandlung der Reliquie aus einem sakralen in ein museales Instrument. So zeigt man hier auf der Reichenau einen uralten Krug, an dem Jahrhunderte hindurch kein Zweifel darüber möglich war, daß man ihn schon bei der Hochzeit zu Kana auftischte. Heute wird das als Kuriosum erwähnt; die Achtung, die man für ihn in Anspruch nimmt, gleicht eher der, die auch der Besitzer einer Vase aus der Zeit der Ming-Dynastie erwarten darf.

Diese Verwandlung, die oft ein feines Auge erfordert, hat wie alle Dinge auch ihre politische Kehrseite. Staat und Kirche treffen sich heute im Musealen als auf einem gemeinsamen Foyer. Es ergeben sich Lagen, in welchen der Leviathan auf einen Bissen den Rest hinunterschlucken könnte, der im Laufe der Säkularisationen zurückgeblieben ist, wenn nicht ein gewisses Mißtrauen ihn zurückhielte. Auch erspart ihm eine Lösung, die keine Lücke hinterläßt, manche Verlegenheit; und eine weit geschicktere Anordnung, als die Trennung oder gar die Gewalt sie erreichen könnte, liegt darin, daß er dem Klerus eine Art von Kustodenstellung offen hält. Als Bewahrerin der Altertümer, sei es von Gebäuden und Kunstwerken oder von Sitte und Gebrauch, rückt die Kirche in ein eigentümliches Verhältnis ein, an dem eben der museale Charakter das Neuartige ist. Dieses Neuartige wiederum ist nur der zeitgemäße Ausdruck einer sich wiederholenden Konstellation, denn auch in den antiken Städten suchten die Reisenden halbvergessene Tempel auf und ließen sich dort uralte Dinge, etwa vom Himmel gefallene Dreifüße, vorweisen.

Nicht selten sieht man übrigens auch die alten Geschlechter in ein ähnliches Verhältnis eintreten. So finden wir heute nicht nur Fürsten, die auf ihren ererbten Schlössern kaum von Museumsdirektoren zu unterscheiden sind, sondern auch solche, deren Einkünfte sich aus den Eintritts-

geldern und dem Verzehr der in Massen zusammenströmenden Besucher herleiten. Erst an solchen Orten gewinnt man die rechte Vorstellung von der Macht der Demokratie. Sie drückt den Mylords ein Trinkgeld in die Hand.

Dabei handelt es sich hier um Gebiete, die der museale Trieb nur im Nebenfach belegt. Vor allem bildet er im Natur- und Denkmalsschutz ein Tabuwesen vom größten Umfang aus, dessen Verwaltung sich eine wachsende Fülle von Gegenständen, vom winzigen Insekt bis zu den länderweiten Flächen der Nationalparks, unterstellt. Es gibt heute Blumen, Bäume, Wälder, Moore, Häuser, Dörfer, Städte und Menschen, auf denen ein museales Tabu ruht, und auch die kühnste Phantasie wird nicht das Ziel ermessen, das diesem Drange, solche Massen von lebenden und toten Dingen ins Unantastbare zu ziehen, doch vorschweben muß.

Merkwürdig ist auch das unmittelbare Nebeneinander dieser unter Glasglocken gezogenen Welt mit einer anderen, in der die wilde Grausamkeit und der Umfang der Zerstörung kaum Grenzen mehr kennt. Beide stehen doch wohl in einer geheimen Beziehung, und zwar insofern, als das Bewußtsein in übermächtiger Weise über die Reste konservativer und senatorischer Formen triumphiert. In diesem Sinne stellt der museale Trieb vielleicht eine Sicherung dar, welche die Zivilisation aus Eigenem abspaltet. Sie schafft auf solche Weise ihren wirtschaftlichen und technischen Verheerungen ein künstliches Gegengewicht, das oft, wie im Falle der Indianer oder des afrikanischen Großwildes, wenigstens Schutz vor der völligen Ausrottung gewährt. Das Verfahren kann großartige Formen annehmen, indem es weite Gebiete der vollen Bestrahlung durch das abstrakte Bewußtsein entzieht, seien es Landschaften, Gewerbe oder auch Nationalitäten innerhalb umfassender Einheiten. Oft trifft man hier auf kaum zu trennende Verwachsungen konservativer und konservatorischer Bestrebungen, obwohl an der Einheit des Grundprozesses kein Zweifel möglich ist.

Vielleicht tut man überhaupt gut, den Blick von den Absichten abzuwenden und die Gebilde so zu betrachten, als ob die Natur oder ein dunkler Instinkt sie hervorgetrieben hätte; und vor allem darf man sich nie auf die Erklärungen verlassen, die der Mensch von heute über seine Bestrebungen abzugeben sucht. In dieser Perspektive tritt die Verwandtschaft heraus, die unser museales Reich mit den großen Toten- und Gräberkulten besitzt und die noch deutlicher werden dürfte, wenn man Teile der Sammlungen in unterirdische Räume verlegt. Im musealen Triebe offenbart sich die Todesseite unserer Wissenschaft — ein Hang, das Leben in das Ruhende und Unverletzliche einzubetten, und vielleicht auch der, einen ungeheuren und peinlich geordneten materiellen Katalog zu entwerfen, der ein getreues Abbild unseres Lebens und seiner entferntesten Regungen hinterläßt. Das erinnert an Tut-ench-Amuns Inventar.

Dort, wo die Wissenschaft sich mit dem musealen Trieb verbindet, ist sie dem Willen abgewandt, und damit entfällt auch das Mißtrauen, das ihre in die Technik einschneidenden Zweige erfüllt; es gibt hier weder Patente noch Spionenfurcht. Wie sehr sich auch die Unannehmlichkeiten des Reisens vermehrt haben, so gesichert finden Austausch und Bewegung in der musealen Sphäre statt; auch trifft man überall ein gleichmäßiges Klima der Gesinnung und der Arbeitsweise an, wie es sonst nur die weithin über Länder und Reiche verstreuten Gebäude geistlicher Orden auszeichnete. In einer Welt, in der man sich bei Streitigkeiten über den sozialen Kontrakt nur allzubald die Hälse abschneidet, gibt es Orte, die von alledem so unberührt wie die Oase des Jupiter Ammon geblieben sind.

Übrigens haben die Museen auch das mit den Gräbern gemein, daß sich kaum je die Kritik an sie heftet, wie man das an der Haltung und den Gesichtern ihrer Besucher leicht wahrnehmen wird. Im Willen zur Dauer liegt eine mächtige Kraft; man kann das körperlich spüren, wenn man

einen Gegenstand in den Händen hält, der tausend Jahre unter menschlicher Betreuung stand, vor allem, wenn es sich dabei zugleich um eines der Meisterwerke handelt, in denen die Kunst kulminiert. In diesem Sinne sind die großen Sammlungen Zitadellen der Überzeugungskraft — und insofern von hohem verbindendem und erhaltendem Rang, als sich in ihnen die reinen Kristallisationen des menschlich-geselligen Zustandes zur Schau stellen.

Diese Verhältnisse treten auch im negativen Abdruck deutlich hervor: wo die Dinge bis zum Äußersten gediehen sind und wo die sonst tief unterdrückten Kräfte frei werden, die nicht dieser oder jener Form der Ordnung entgegen sind, sondern der Ordnung an sich. In solcher Zerrüttung kommt es neben der Öffnung der Gefängnisse und der physischen Zwingburgen sogleich auch zum Brande der Bibliotheken und Sammlungen, in denen der Pöbel mit Recht Palladien der Gesittung erblickt. Der wahllose Bildersturm ist immer ein Anzeichen für das Wanken der Grundfesten. In Verbindung mit ihm wird man auf ganz bestimmte Enthüllungen stoßen, die ankünden, daß die Hefe zu schäumen beginnt. Zu ihnen gehört die Verehrung des Feuers, nicht in seiner leuchtenden, sondern in seiner brennenden Kraft, so im Wandel der Zeiten etwa als Fackel, als Petroleum oder als Dynamit. Als das untrügliche Kennzeichen dieses Zustandes darf man die Nachricht erblicken, daß die Gräber erbrochen und die Leichname auf den öffentlichen Plätzen zur Schau gestellt worden sind. Bei solchen Darbietungen handelt es sich nicht etwa lediglich um die dunklen Capriccios, in denen sich die Ausschweifung des menschlichen Geistes gefällt, sondern um ein Paroli, das diesem Geiste im ganzen geboten wird — denn die Grundlage des menschlichen Zustandes ist eben die Totenbestattung, und wer in dieser Beziehung zu scherzen beginnt, der schreckt gewiß vor nichts mehr zurück. Daher kann man sich auch die Wirkung solcher Schauspiele nicht stark genug vorstellen; sie löst die letzten Widerstände auf wie ein dunkler Strudel, der schreckliche Tiefen erreicht.

Zuweilen mag es indessen scheinen, als ob auch der verantwortliche Geist, wie etwa ein Burckhardt oder Winckelmann, den Wert der Erhaltung der großen Werke überschätzt und daß sich vielleicht gerade in dieser Überschätzung ein dunkler Schmerz, ein geheimer Mangel an Zeugendem verbirgt. Andererseits wird man beobachten, daß gerade der schlechte Maler, insbesondere der Schwindler und Falschmünzer, mit dem Pöbel durch den gemeinsamen Haß gegen die großen Sammlungen verbunden ist; das Schöne soll aus der Welt verschwinden, damit das Häßliche als leidlich gelten kann. Überhaupt widersteht eine so mächtige Erscheinung wie unser bewahrender und sammelnder Trieb einer eindeutigen Erklärung durchaus; sie gehört zu den großen Themen, in denen das Widersprechende sich verbindet wie in einer Landschaft, die ihre Tiefen und Oberflächen besitzt.

So hat, um das Beste zuletzt zu erwähnen, der museale Trieb gewiß auch seine stolze Seite, und zwar dort, wo er die Forschung berührt, die ja mit der Sammlung auf das engste verbunden ist. Hier ruht der Lebensfunke, der den Staub durchglüht — unsere große und hohe Frage an das Rätsel dieser Welt. Selbst das Entfernteste und Verflossenste läßt uns nicht ruhen, und unsere Teleskope, die gegen die Fixsterne gerichtet sind, unsere Netze, die sich in die Tiefsee senken, die Hacken, die den Schutt abräumen, der über verschollenen Städten, Theatern und Tempeln liegt — sie alle werden durch die Frage bewegt, ob denn auch dort und damals der innerste Kern des Lebens, die göttliche Kraft zu spüren ist, die auch uns bewohnt. Und aus je seltsameren und rätselhafteren Räumen, und sei es als ein mattestes Echo über Jahrtausende und eisige Zonen hinweg, uns die Antwort entgegenklingt, desto inniger werden wir durch sie beglückt.

*An der Zollstation* *Überlingen*

Der Tod gleicht einem fremden Kontinent, über den niemand berichten wird, der ihn betrat. Seine Geheimnisse beschäftigen uns so stark, daß ihr Schatten den Weg verdunkelt, der dorthin führt — das heißt, wir unterscheiden zwischen dem Tode und dem Sterben nicht scharf genug. Diese Unterscheidung ist insofern von Wert, als vieles, was wir dem Tode zuschreiben, sich bereits im Sterben vollzieht und als unsere Blicke und Vorstellungen in das Zwischenreich zuweilen noch eindringen. Wie fern uns der Tod auch liegt, so vermögen wir doch das Klima zu schmecken, das ihn umgibt.

Es gibt Fälle, die auf Messers Schneide stehen und in denen der Mensch den Tod bereits gewahrt wie Klippen, die hinter der nahen Brandung stehen. Dann aber zieht das Leben wieder in ihn ein, wie in einem fast erkalteten Herde die Flamme von neuem erwacht. Solche Fälle gleichen einem falschen Alarm; und wie es Schiffe gibt, auf denen der Kapitän erst bei drohendem Sturm die Brücke betritt, so erscheint hier eine sonst verborgene Instanz und trifft ihre Vorkehrungen. Der Mensch besitzt Fähigkeiten, die er wie eine verschlossene Ordre mit sich führt; er verfügt über sie nicht eher, als er ihrer bedarf. Zu diesen Fähigkeiten gehört, daß er seine Lage erfaßt, und in der Tat ist das der Fall — nach einem Augenblick der Verblüffung geht der Annäherung des Todes Erkenntnis voraus.

Während wir ihm die Stirne kühlen, ist der Sterbende bereits unendlich von uns entfernt — er weilt in Landschaften, die sich eröffnen, nachdem der Geist den flammenden Vorhang des Schmerzes durchschritten hat. Zeit und Raum als die beiden Keimblätter, zwischen denen das Leben erblüht, falten sich wieder ein, und in diesem Dahinschwinden der Bedingungen fällt dem inneren Auge eine neue Art der Anschauung zu. Nun erscheint ihm das Leben in einem neuen Sinn, ferner und deutlicher als sonst. Es wird

übersichtlich wie ein Gebiet auf der Landkarte, und seine Entwicklung, die sich über viele Jahre erstreckte, ist in ihrem Kern zu erblicken wie die Linien der Hand. Der Mensch erfaßt seinen Wandel in der Perspektive des Notwendigen, zum ersten Male ohne Schatten und Licht. Auch tauchen weniger die Bilder wieder auf als die Essenz ihrer Inhalte — als ob nach einer Oper bei schon gefallenem Vorhang noch einmal im leeren Raume von einem unsichtbaren Orchester das Grundmotiv gespielt würde, einsam, tragisch, stolz und mit einer tödlichen Bedeutsamkeit. Er erfaßt eine neue Art, sein Leben zu lieben — ohne Erhaltungstrieb; und seine Gedanken gewinnen Souveränität, indem sie sich der Furcht entwinden, die alle Begriffe, alle Urteile trübt und beschwert.

Bereits hier entscheidet sich die Frage der Unsterblichkeit, die den Geist im Leben so ungemein beunruhigte. Das Außerordentliche der Lösung liegt darin, daß der Sterbende einen Punkt erreicht, an dem er wie von einem Grat die Landschaft des Lebens und des Todes überblickt — und er gewinnt vollkommene Sicherheit, indem er sich sowohl in der einen als in der anderen gewahrt. Er erfährt einen Aufenthalt, wie vor einer einsamen Zollstation im höchsten Gebirge, wo ihm die Scheidemünze der Erinnerung in Gold gewechselt wird. Sein Bewußtsein reicht vor wie ein Licht, bei dessen Schein er erkennt, daß man ihn nicht hintergeht, sondern daß er Furcht gegen Sicherheit vertauscht.

In dieser Spanne, die zugleich zur Zeit und auch schon nicht mehr zur Zeit gehört, darf man auch die Bezirke vermuten, die von den Kulten als die Purgatorien geschildert sind. Es ist der Weg, auf dem die menschliche Würde ihre Wiederherstellung erfährt. Es gibt kein Leben, das sich ganz vor dem Niederen bewahrt hätte; niemand kommt ohne Einbuße davon. Nun aber gibt es kein Ausweichen mehr, wie in einem felsigen Engpasse, und auch kein Zögern, welche Hindernisse sich auch auftürmen. Der Tod regiert jetzt den Schritt, wie ein ferner Katarakt den Lauf der Strömung bestimmt. Der Mensch gleicht auf diesem ein-

samen Marsche, den nichts zu hindern vermag, einem Soldaten, der seinen Rang zurückgewinnen wird.

Wie dem Kinde Organe gegeben sind, welche die Geburt erleichtern und ermöglichen, so besitzt der Mensch auch Organe für den Tod, deren Bildung und Kräftigung zur theologischen Praxis gehört. Wo diese Kenntnis erlischt, verbreitet sich dem Tode gegenüber eine Art von Idiotie, die sich ebensowohl im Anwachsen der blinden Angst als auch einer ebenso blinden, mechanischen Todesverachtung verrät.

### *Das Rotschwänzchen* *Überlingen*

Während ich im Garten frühstückte, sah ich, wie aus dem Rotschwänzchennest über meiner Schwelle ein Junges herabstürzte und tot auf dem Estrich blieb. Sein Leib war noch nackt, und die großen Augäpfel schimmerten dunkel durch die rosige Haut. Sie und der breite, fest geschlossene Schnabel gaben dem kleinen Leichnam einen frühreifen, schmerzlichen Zug.

Der jähe Absturz aus der Sicherheit ins Nichts war um so eindringlicher, als mit ihm zugleich das Tierchen, ohne eine Spur zu hinterlassen, aus der Wahrnehmung der Eltern verschwand. Treulich kehrten sie in ihren kleinen Abständen mit Futter für die überlebenden Geschwister zurück und flogen bei diesem Hin und Her oft dicht, aber ohne eine Spur von Teilnahme über das tote Körperchen hinweg.

So machte ich schon häufig die Beobachtung, daß die Tiere in einer anderen und wohl schärferen Weise für die Wahrnehmung des Lebendigen eingerichtet sind als wir. Der Tod verwandelt den Körper für sie sehr schnell in einen Gegenstand; und es gibt Fälle, in denen die Alten den Leichnam des Jungen sogleich in seiner Eigenschaft als Nahrung wahrnehmen. Die Tiere befolgen demnach auf das entschiedenste die den Leichen gewidmete Maxime des Heraklit, die sie als Mist bezeichnete und von der ich annehme, daß sie sich

gegen den ägyptischen Totenkult richtete. Es scheint, daß die Tiere sich nicht als Bilder erfassen, sondern als Lebenserscheinungen — man muß sich das Verhältnis etwa so vorstellen wie das unsere zu einer elektrischen Lampe, die uns leuchtet, weil und solange Strom in ihr ist.

Der kleine Vorfall brachte mich auf einen Gedanken, den ich als glücklich empfand. Ich möchte nämlich meinen, daß innerhalb eines Genistes der Gemeinsinn in einer Weise entwickelt ist, der unsere Vorstellung übersteigt. Entsprechend gering ausgebildet ist die Vereinzelung; wir müssen uns das Leben in solch einer kleinen Familie als einen Zustand ausmalen, in dem das, was wir den Einzelnen nennen, in keiner Weise vorhanden ist. Daher gibt es hier auch keine Wahrnehmung des Todes in unserem Sinn, und die Gedanken, mit denen ich vom Frühstückstisch aus den Unfall betrachtete, leuchteten gleichsam auf einem anderen Stern.

Wenn es uns nun gelingt, einen solchen Befund zu erfassen, so dürfen wir sicher sein, daß er sich auch in unserem Leben verbirgt. Das ist in der Tat der Fall, wenn auch nicht innerhalb der Familie. Wohl aber regiert diese steinalte Art der Blindheit dort, wo wir sie vielleicht am wenigsten vermuten — nämlich in bezug auf unser eigenes Ich. Wir selbst nehmen uns nicht als Einzelne wahr, auch entzieht sich das Bild des eigenen Leichnams unserer Vorstellung. In unserer sehr verzweigten Ordnung ist das Ich die letzte Festung, in die die Lebensblindheit sich zurückgezogen hat, und von hier aus macht sie ihre Ausfälle.

Was nun zunächst den Leichnam betrifft, so mag die Behauptung müßig klingen, insofern sich allem Anschein nach Person und Gegenstand der Wahrnehmung ausschließen. Und doch ist das nicht durchaus der Fall. So berührte mich in dieser Hinsicht merkwürdig, was ich von einem jungen Soldaten hörte, dem im Kriege der Arm abgeschossen worden war. Er erzählte mir, daß er so völlig das Bewußtsein behalten habe, daß er auf den Gedanken gekommen sei,

noch die Armbanduhr von seinem Arm zu lösen, den ein Granatsplitter wie durch einen Schnitt von ihm entfernt hatte. Aber gerade bei diesem Unterfangen merkte er, daß der Arm dazu nicht mehr zur Verfügung stand und daß er seinen Verlust gar nicht erfaßt hatte. Der Tod ist eine weitere Abtrennung, durch die wir uns der Gesamtheit unserer Glieder entledigen. Dem entspricht, was im tibetanischen Totenbuche berichtet wird. Nach ihm folgt dem Tode eine kurze Spanne der Bewußtlosigkeit, bald darauf aber kehrt der Abgeschiedene zum Sterbelager zurück, wo er erst aus den Klagen seiner Verwandten den neuen Stand, in dem er sich befindet, errät.

Im gleichen Maße sind wir unserem Leibe, ja selbst unserem Geiste gegenüber lebensblind. Hierauf beruht das oft Gespenstige am Spiegelbild. So entwickelt auch allein der Spiegel der Gesellschaft uns ein Bild dessen, was wir unsere Individualität zu nennen uns gewöhnt haben. Im Grunde aber ist alles uns in diesem Sinne Eigentümliche auf das äußerste von uns entfernt. Gerade unsere Zeit gewährt uns, und das ist kein Zufall, hierein neue Einsichten. Vor kurzem erzählte mir Kubin, daß man ihn bei einigen seiner alltäglichen Verrichtungen gefilmt habe, beim Frühstück, im Garten, am Arbeitstisch. Als die Wirkung dieses Filmes auf ihn bezeichnete er sehr gut »das Erstaunen darüber, daß man sich mit dem da sechzig Jahr verwechselte«.

Nicht nur unsere Augen, sondern unsere Sinne überhaupt gleichen darin den Spiegeln, daß sie nach außen gerichtet und blind auf ihrer Rückseite sind. Uns ist vom Auge das Tapetum nigrum zugewandt. So leben wir im toten Winkel unserer selbst. Unser Gesicht, unsere Bewegungen erscheinen uns im Film wie die eines Fremden; unsere Stimme, wie sie die Schallplatte wiedergibt, klingt uns unbekannt. Selbst unser einfaches Lichtbild setzt uns in Verlegenheit; wir erkennen es meist ungern als das unsere an. Als Ärzte können wir uns selbst nicht heilen; als Künstler, als Autoren besitzen wir kein Urteil über unseren Stil. Im Grund hält

jeder seine Leistung für gut und ist nie über den Beifall erstaunt; mit demselben Recht hält jede Frau sich für schön. Wir fühlen uns immer identisch mit dem blinden Willen, mit der ungestalten Lebenskraft, die uns erfüllt — und doch wird unser Eigentümliches, unser Lebensstil nur von außen erkannt. Dieses Verhältnis ändert auch die große Begabung kaum ab; so ist es erstaunlich, wie oft gerade bedeutende Menschen ihre schwächsten Seiten bevorzugen. Der Grund liegt darin, daß sie den Teil ihrer Kunst am höchsten schätzen, der den Willen vor allem beschäftigte.

Und doch — wie sehr ein jeder, der sie erst erfaßte, diese Art von Lebensblindheit bestätigen wird, so stehen wir nicht völlig unter ihrem Bann. Das verrät schon die Tatsache, daß wir sie beschreiben können, und in diesem Ansprechen verbirgt sich ein wichtiger Akt. Auf der anderen Seite steht die klare, tiefe und gesonderte Erfassung des Lebens und seine Ordnung nach geistigen Verwandtschaften. Hier vermag der Einzelne in der Tat den außerordentlichen Grad der Erleuchtung zu erreichen, in dem er sich selbst aus der Entfernung erblickt. Auf dieser Tugend beruhen das entwickelte Recht, der Staat und die große Geschichtschreibung — als Wesenszüge der imperialen und völkerbezwingenden Macht, die sich im Cäsar vereinigen. Mit Recht spricht dieser hohe Mensch daher von sich in der dritten Person. Wenn *das* in unsere Historie nicht einspielte, würden wir leben wie die Termiten, deren Bauten eben doch nicht Staaten, sondern große Nester sind, in denen die Lebensblindheit regiert.

In diesem Sinne bleibt das »Erkenne dich selbst« der für uns alle gültige Wappenspruch. Denn immer verspürt ein jeder von uns den mächtigen Zug, mit dem die dunkle Tiefe der Lebensnacht ihn anzusaugen sucht. Es gibt ein gewaltiges, unter stets wechselnden Formen verhülltes Bestreben, das unser Leben ganz wieder einzufangen gedenkt in jene Gesetzmäßigkeit, die in den Genisten oder im Dunkel des Mutterschoßes herrscht. Hier gibt es kein Glück, keine

Größe, kein Recht außerhalb der tiefen, blinden Zusammengehörigkeit.

Hier ruhen unsere Wurzeln; aber aus beidem, aus Licht und aus Dunkel, ist unser Leben gewebt.

*Notizen zum Rotschwänzchen* *Leisnig*

Auf Grund dieser Betrachtung leuchtet mir unter anderem ein, warum die Natur im Falle des Kuckucks scheinbar so achtlos verfährt. Der Unterschied des jungen Kuckucks, der etwa beim Zaunkönig erwächst, von seinen Nistgenossen ist so außerordentlich, daß man die Gleichmütigkeit, mit der die Zieheltern die Unterschiebung hinnehmen, von jeher als Naturwunder betrachtete. Wenn freilich im Zaunkönigsnest die Insassen sich nicht als Lebensbilder, sondern als Lebenskräfte wahrnehmen, so kommt es auch ohne Zweifel für den Kuckuck weniger auf Bildähnlichkeit als auf andere Formen der Anpassung an.

Bei der Untersuchung unserer Synonyma gibt es noch viel zu entdecken; auch in der Philologie ließe sich eine Art von Zwillingsforschung ausbilden.

So ist das Wort Leichnam ohne Zweifel das Zauberwort, mit dem der Tote in ganz bestimmter Hinsicht bezeichnet wird. Ihm entspricht das römische Imago als das zauberhafte Lebensbild, das sich im Schreine des Körpers verbirgt. Bei der Leiche als der Bezeichnung des dem Verstorbenen bloß Ähnlichen kommt noch etwas Besonderes hinzu, nämlich die Vorstellung, daß diese Hülle wie ein verlassenes Gehäuse auf fremdartige Kräfte Anziehung übt. Der Tote wird daher auch bis zum Begräbnis auf besondere Weise gesichert und überwacht. Am Personal, das hier Dienst tut, beobachtet man ein eigentümliches Berufsgesicht.

Der Vokal *ei* dient übrigens häufig als Anklang für Dinge, die nicht recht geheuer sind. Fast rein, wenn auch ein wenig sächsisch, hörte ich das in einem Beinamen, den man

hier für verrufene Orte, wie etwa den jenseits der Mulde gelegenen Galgenberg, gebraucht; man sagt, daß es dort »eiersch« sei.

Im Zusammenhang mit dem Spiegelbild möchte ich noch eine seltene Erscheinung berühren, deren Erwähnung indessen jeden, dem sie begegnete, sogleich ansprechen wird. Wenn wir, etwa auf der Straße oder vom Fenster aus, einen Unfall beobachteten, wird ein benommener Zustand sich unserer bemächtigen. Bleiben wir während solcher Befangenheit zufällig vor einem Spiegel stehen, so werden wir wahrnehmen, daß uns das Bewußtsein der Identität zwischen uns und unserem Spiegelbild verlorengegangen ist. Es blickt ein Fremder aus dem Glas. Das ist ein Anzeichen dafür, daß wir tief in die Schicksalsflut eintauchten. Auch ist hier wohl einer der Gründe zu suchen, aus denen bei Todesfällen die Spiegel im Hause verhängt wurden.

*Balearische Gänge* *Puerto Pollensa, Illa d'Or*

Nach dem Bade machte ich in einem Korkeichenwäldchen Rast, in dem weidende Schafe an den blühenden Myrten gerauft hatten. Noch schwebte ihre Witterung in der sonnigen Luft zwischen dem dornigen Unterholz, und schon sah ich wohl dreißig Paare von Pillendrehern, die ihren Wechsel aufräumten. Sie gehörten keiner der mir von Sizilien bekannten Arten an, sondern der breithalsigen Form des westlichen Mittelmeers, die sich durch lackschwarze, tiefgestreifte Flügeldecken auszeichnet. Ihre Beschäftigung rief einen äußerst intelligenten, fast menschlichen Eindruck hervor, besonders wenn sie sich, um die große Kugel zu bewältigen, wie kleine Werkleute an ihr aufstellten. Ich beugte mich wie Gulliver tief auf ihre Arbeit herab, denn ihr geselliges Treiben legte die Täuschung so nahe, daß hier Sprache am Werke sei. Doch hörte ich in der warmen Morgenstille nur das

leise Schürfen der gepanzerten Glieder und das trockene Schnurren der An- und Abfliegenden, das an das Geräusch eines winzigen Flugplatzes erinnerte. Zum ersten Mal erfaßte ich hier auch die herrliche Form des fliegenden Tieres, wie sie die ägyptischen Reliefs darstellen.

Am Nachmittag suchte ich eine einsame Felsinsel auf, deren steiler, mit honigfarbener Wolfsmilch bewachsener Rücken sich aus den Feldern erhob. Überall hörte ich in den versengten Büschen Geräusch — nicht die gleichmäßig ziehende Windung der Schlangen, sondern das kurze, wühlende Rascheln der Eidechsen. Von ihnen bergen die Balearen köstliche Spielarten. Nachdem ich ein wenig auf einem Stein gewartet hatte, kamen sie auch hervor — oft so nah, daß sie mir fast über den Fuß hinwegglitten. Besonders ergötzte mich eine, die plötzlich auf einer Baumwurzel erschien, von der sie den Schwanz wie eine Schleppe herabwehen ließ. Als sie ihren Kopf ein wenig zur Sonne erhob, blitzte ihre Kehle wie ein blauer Lapis im Licht.

Solche Begegnungen rufen ein Erschrecken in uns hervor — eine Art von Schwindel, wie sie die unmittelbare Nähe der Lebenstiefe erweckt. Auch treten die Tiere meist so leise und unvermerkt wie Zauberbilder in unsere Wahrnehmung ein. Dann geben sie uns in ihren Figuren, Tänzen und Spielen Vorstellungen von höchst geheimer, zwingender Art. Es scheint, daß jedem Tierbild ein Signal in unserem Innersten entspricht; und ich empfinde das um so heftiger, seit die Jagd mir kein Vergnügen mehr macht. Dennoch sind die Bande, die hier wirken, sehr verborgener Natur — man spürt sie, wie man den bedeutenden Inhalt eines versiegelten Briefes ahnt.

Auf dem Rückwege leuchtete mir ein prächtiger Farbenvierklang ein: ein feuriger Geranienbusch, derart vor einer blau-weißen Mauer erwachsend, daß das grüne Laub vor der unteren blauen, die rote Blütenkrone vor der oberen weißen Mauerhälfte stand. Die Häuser ruhten so friedlich in der unbewegten Luft, jedes in einen zarten Rauchschleier

gehüllt. Der Wanderer taucht in ihre Sphäre wie in Weihrauchringe ein, da das duftende Holz der Bergkiefer die Herdfeuer speist.

Das Vergnügen dieser einsamen Gänge beruht gewiß auch darauf, daß man wie Bias »das Seine mit sich trägt«. Unser Bewußtsein begleitet uns gleich einem Kugelspiegel, oder besser: gleich einer Aura, deren Mittelpunkt wir sind. Die schönen Bilder dringen in diese Aura ein und erfahren in ihr eine atmosphärische Veränderung. So schreiten wir unter Zeichen wie unter Nordlichtern, Sonnenringen und Regenbögen dahin.

Diese erlesene Vermählung und Zeugung mit der Welt gehört zu den höchsten Genüssen, die uns beschieden sind. Die Erde ist unsere ewige Mutter und Frau, und wie von jeder Frau werden wir von ihr nach unserem Reichtum beschenkt.

## *Der Hippopotamus* — *Überlingen*

Man hatte mich nach Preston als Gutachter in einem Entmündigungsverfahren bestellt.

Wie ich sogleich erkannte, handelte es sich um einen jener Fälle, in denen die Kunst versagt und bei denen die Diagnose die Prognose gleich einem unwiderruflichen Urteil umschließt — um das Auftreten einer Verwirrung, wie man sie bei Patienten in mittleren Jahren nicht selten beobachtet und wie eine spezifische Sprachstörung sie ankündet. Das ist ein tödliches Vorzeichen.

Es dauerte unter diesen Umständen nicht lange, bis ich meines Amtes gewaltet hatte, und da die Post erst am nächsten Mittag fahren sollte, sah ich mich für einen vollen Tag in die mir unbekannte Stadt gebannt. Dergleichen kommt mir nun immer gelegen, denn nie fühlt sich mein Geist freier bewegt als im Gewirr der Häfen, wo fremdes Volk mich ameisenemsig umkreist. Diese illuminierte Stimmung stellt

sich in besonderer Stärke ein, wo mir die Sprache der Bewohner unverständlich ist; so verbrachte ich, als ich mit Wellesley in Indien war, oft Wochen in erleuchteter Anschauung. Dieser Zauber mag darauf beruhen, daß wir dann in höherem Maße auf unsere Augen angewiesen sind und uns so das Leben in seiner Eigenschaft als Schauspiel deutlicher wird. Dann erscheint uns das menschlich-gesellige Treiben wie auf einer Bühne zugleich vereinfacht und vertieft. Seine Bilder sind von glühender Transparenz, und seine alltäglichen Vorgänge gewinnen geistige Kraft, als ob es sich nicht mehr um Erwerb und Verkehr handelte, sondern um magische Verrichtungen. Die Welt wird leichter und durchsichtiger, und zugleich bewegen wir uns kühner und freier, wie unsichtbare Wesen, in ihr. So erschienen mir im Trubel orientalischer Bazare die Menschen und Dinge oft wie von sprühenden Fackeln beleuchtet und von lichtroter Farbe durchglüht.

In solche Rückblicke vertieft, streifte ich ziellos auf den Straßen und Plätzen umher, bis die Nebel aus dem Meere emporstiegen. Wenn wir einmal aus dem Vollen lebten, sind wir gegen Spleen und Langeweile für immer gefeit; die Erinnerung schützt uns wie ein Talisman vor den Angriffen der Zeit. So flossen die Stunden, bis die Kandelaber zu brennen begannen, wie im Traume vorbei, und da ich es liebe, mich solcher Tage durch ein Andenken zu vergewissern, bog ich in die Straße der Antiquare ein. Man findet dort Möbel, Kunstwerke und erlesenes Porzellan, dann aber auch billige Kuriositätengeschäfte, in denen seltsame Dinge verstauben, wie sie die Seeleute von ihren Fahrten mitbringen, getrocknete Igelfische, fremde Waffen und das Schiffchen in der Flasche, das in keinem von ihnen fehlt.

Um so mehr erstaunte ich, als ich in einem ihrer schmalen Fenster statt solcher Ladenhüter ein schönes Aquarell entdeckte, das in einem braunen Mahagonirahmen hing und dessen breiter, etwas vergilbter Rand eine Unterschrift trug. Ich entzifferte eine auf gestochenen Wolken schwebende

Widmung des Künstlers an Lord Barrymore — wie die Jahreszahl vermuten ließ, handelte es sich um jenen Barrymore, der sich als orgiastischer Genosse des Prinzregenten früh ruiniert hatte. Das Bild stellte einen pommerschen Pachthof dar, eine kleine Wirtschaft, die inmitten reich begrünter Wiesenflächen lag. Das Haus war im Profil gemalt; sein flacher Schilfgiebel senkte sich auf der Wohnseite fast bis auf den Boden hinab, während er auf der anderen gleich der verschlissenen Eingangsdecke eines Zeltes aufgeschlagen war. Auf dieser Seite lag er flüchtig einem mit Heu gefüllten Speicher auf, aus dem ein Flußpferd wie aus einer offenen Raufe fraß. Die Komposition des kleinen Gehöftes mit dem übermäßigen Tier hätte das Auge sicher verblüfft, wenn nicht der Wiesengrund so ausgedehnt gewesen wäre, daß man eine Reihe uralter Eichen, die ihn säumten, in winziger Verkürzung sah. Malerisch gab diese grüne Fläche der schiefergrauen Masse des Tieres ihr Gegengewicht, und auch logisch schien es in der Ordnung, inmitten so üppiger Weiden einen so kräftigen Fresser zu sehen.

Da solche Capriccios mir von jeher besser behagten als die üblichen Rennen und Fuchsjagden, trat ich in den Laden ein. Das Geschäft schien unlängst errichtet zu sein, denn sein Raum war von zahlreichen, noch ungeöffneten Kisten fast ausgefüllt. Auf einer von ihnen, die in Form einer menschlichen Figur gearbeitet war, saß der Antiquar, ein noch junger und für seinen Beruf seltsam geziert gekleideter Mann. Mein Eintritt unterbrach ihn im Studium eines Kupferstiches, dessen Signatur er durch ein rundes, in Silber gefaßtes Glas betrachtete. Eigentlich war ich kaum überrascht, als ich, nachdem ich das Aquarell erwähnt hatte, von ihm mit meinem Namen begrüßt wurde, der ja in den Königreichen sich eines gewissen Rufes erfreut. Auch daß er mich sogleich in seine Privaträume bat, erschien mir nur als Zeichen üblicher Höflichkeit.

Als ungewöhnlich dagegen empfand ich sogleich den Anblick von zwei livrierten Jägern, die ich, nachdem wir einen

roten Vorhang durchschritten hatten, in wartender Haltung vor einem offenen Kaminfeuer sah. Wir waren in eine Art von Vorzimmer eingetreten, in dem neben einer Leiter noch andere Geräte abgestellt waren, wie sie der Tapezier zum Einrichten von Wohnungen benutzt. Von der Decke hing, wohl für den Kronleuchter, eine rote Kordel herab. Auch schienen die Maurerarbeiten noch nicht abgeschlossen zu sein, denn durch eine halbgeöffnete Kellertüre sah ich Mörtel und Kelle in einem hölzernen Trog.

Es lag indessen weniger am Ungewöhnlichen der Umstände, daß mir das Abenteuer verdächtig erschien, als an einer bestimmten Witterung in solchen Dingen, die selten trügt. Wenn sich der Zugriff auf die Person vorbereitet, spinnt sich ein Fluidum zwischen den Beteiligten aus, das niemand verkennt, der wie ich in den Palästen asiatischer Fürsten zu Gast war oder der in zwischen zwei bereitstehenden Heeren aufgeschlagenen Prunkzelten verhandelte. Später, im Anschluß an meine Studien und im Umgang mit den Irren, hatte ich dann zur Ausbildung dieser Gabe vollauf Gelegenheit, denn hier versagt oft auch die schärfste Beobachtung, wenn nicht eine Art von Ahnungsvermögen sie unterstützt.

In solchen Lagen fand ich es immer geraten, die Handlungen leicht aneinander anschließen zu lassen und jedes Zögern, jede Lücke zu vermeiden, in die ein Zwischenfall einspringen könnte, denn oft konnte ich beobachten, daß die freie Unbefangenheit uns dem Niederen gegenüber mit Bannkraft begabt. Ich säumte daher nicht, dem Antiquar zu folgen, der einen zweiten Vorhang und dahinter eine Flügeltüre öffnete, um sich dann mit einer Verbeugung zurückzuziehen.

Der Raum, in den er mich geführt hatte, erwies sich als ein von vielen Kerzen und Spiegeln erhellter und im Geschmack des vorigen Jahrhunderts gehaltener Salon, mit einem sehr schönen Watteau über dem hohen Kamin. In seiner Mitte erblickte ich eine Dame, die mich, fast wie im

Puppenspiel, durch ein Zeichen näherzutreten aufforderte. Da die ruhigen Kerzen den Raum fast schattenlos bestrahlten, hatte ich in ihr sogleich die hochgestellte Frau erkannt, die damals schon seit langem vom Gerücht umwoben war und deren Schicksal dann die Welt beschäftigte. Da ich auch die Livree bereits gesehen hatte, hielt ich es für angemessen, mich zu verbeugen, wie es sich in Königsschlössern gebührt. Die Fürstin dankte mir und lud mich ein, ihr gegenüber an einem Tische Platz zu nehmen, dessen Platte ein ovaler, mit bunten Blumen bemalter Spiegel bildete.

Trotz der bedenklichen Umstände meiner Einführung konnte ich, während wir uns eine gute Weile schweigend betrachteten, nicht der physiognomischen Neigung widerstehen, die sich in mir ausgebildet hat, seitdem ich an meinem Werke über die Mimik der geistigen Erkrankung arbeite, und die mir selbst oft lästig wird und auch ein wenig lächerlich erscheint. Diese Neigung, der ich während meiner Gänge in Ostend oft lange Nächte fröne, indem ich Tausende von Gesichtern kaleidoskopisch an mir vorübergleiten lasse, hat mich mit einem fatalen Scharfblick begabt, der mich gewissermaßen bereits die Samenkörner des Absonderlichen erraten läßt. Diese Begabung ist mir um so peinlicher, als ich ganz im Gegensatz zu unserer Zeit im Regelrechten jene Größe sehe, durch die der Mensch dem Göttlichen verbunden bleibt. Leider ergeht es mir als Arzt oft wie in den bengalischen Waldungen, wo ich mit einem Gefühl der Furcht die Lebensbildung im eigenen Übermaß ersticken sah. So will es mir auch scheinen, daß die Fülle der Symptome uns gleich einem undurchdringlichen Dickicht von den Patienten trennt: Wir wissen von der Gesundheit zu wenig und von den Krankheiten zu viel.

In diesem Falle freilich hätte vielleicht auch ein gröberer Blick die beginnende Unordnung erfaßt. Wie die Erfahrung indessen bestätigt, dauert es oft lange, bis das in seinem vollen Umfang wahrgenommen wird. Das ist insbesondere dort der Fall, wo die Ideen in ihrem Zusammenhange

logisch, ja oft scharfsinnig sind, obwohl der Wahn sie beherrscht — einem Boote gleich, dessen Kurs mit navigatorischer Sicherheit auf die Brandung gerichtet ist. Wo sich der Patient zudem in hoher Stellung befindet, arbeitet die Kritik meist zögernder, und so hat der Mächtige vor dem kleinen Volk auch das voraus, daß er die Narrheit weiter treiben darf.

Als ein gutes Mittel zur physiognomischen Erfassung sehe ich die Gewohnheit mancher Astrologen an, welche der Ähnlichkeit mit Tieren nachforschen. In dieser Hinsicht fand ich hier das Schlangenähnliche sehr ausgeprägt, und zwar so stark, daß ich bei seinem Anblick dieselbe Art von Neugier empfand wie damals, als ich im Garten meines Lusthauses der großen Naja begegnete, die als die Schlangenkönigin betrachtet wird. Dieser Habitus pflegt sich beim Menschen dort zu bilden, wo sich mit ausgeprägten Jochbögen eine gewisse Schwäche der Maxillarpartie vereint, wie man das gerade in alten Familien nicht selten beobachten wird. Hier trat in fast beängstigender Weise eine wiegende Bewegung des Halses und der starre, doch spähende Blick der großen Augen hinzu.

Nicht minder stark fiel mir an dem Gesicht ein zweites Merkmal auf, das ich in meiner Physiognomik als die Versengung anspreche. Diesen Ausdruck finden wir dort, wo das Lebenslicht sich zur Flamme steigert, wie das im Laster oder auch im Unglück, am heftigsten jedoch in der Paarung dieser beiden Zustände empfunden wird. Man kann aus diesem Gesicht auf ganz bestimmte Vorgänge zurückschließen, insbesondere auf eine von wilder Eifersucht oder verschmähter Liebe erfüllte Zeit. Vor allem trifft man es bei Frauen an, auf deren Leben das nahende Alter bereits seine Schatten wirft.

Wenn ich das ein wenig weitschweifig schildere, so möchte ich zu meiner Entschuldigung anführen, daß unser Schweigen eine lange Zeit in Anspruch nahm. Auch treffen diese Bemerkungen recht gut die Stimmung, die mich in solchen

Lagen belebt. Meine Gedanken reihen sich dann aneinander wie die Glockenschläge in einem Geläut, und doch ist jeder von ihnen durch eine schwingende Aura umhüllt. Auch muß ich gestehen, daß mir über der Lektüre dieses Gesichtes das Befremdliche der Lage fast entfiel. Immer galt es mir als Teil der hohen Jagd, den Menschen ins Auge zu fassen und den Blick zu jenem Ungewissen und Ungestalten hinabzusenken, das sich auf dem Grunde des Kraters bewegt. Aber da ich dies vermochte, hatte ich den Fall erraten, ehe noch ein Wort gefallen war.

Endlich schlug mein Gegenüber ein helles, einstudiertes Gelächter an: »Doktor, Sie müssen zugeben, daß ich die Köder kenne, mit denen man so seltene Fische fängt.«

»Und das mit Vergnügen, Hoheit — nichts hätte mich mit größerer Sicherheit verlockt als dieses Aquarell. Und da dem so ist, darf ich wohl annehmen, daß auch meine Rolle als Gutachter hier in Preston ihre geheime Vorgeschichte besitzt?«

»Wie ich sehe, lobt man Ihren Scharfsinn mit Recht; man sagt Ihnen ja auch nach, daß Sie ungewöhnliche Lehrmeister gehabt haben. Gerade deshalb führte ich diese Begegnung herbei; ich brauche Ihre ärztliche Hilfe in einer ungemein schwierigen Angelegenheit.«

»Meine Kunst wird Ihnen zu Gebote stehen. Doch wäre es nicht einfacher gewesen, in meinem Hause in Russel Square über mich zu verfügen, als auf solche fast magische Art?«

»Auf keinen Fall, denn es wäre aus mehr als einem Grunde höchst bedenklich, wenn man uns zusammen sähe. Und dann handelt es sich um Dinge von solcher Tragweite, daß man sie kaum der Luft anzuvertrauen wagt. Hören Sie zu.«

In diesem Augenblick, in dem sie sich zu meinem Ohr vorbeugte, fühlte ich, daß der Punkt gekommen war, um der Sache die Wendung zu geben, die ich beabsichtigte und die meine Sicherheit erforderte. Ich erlaubte mir daher, die Hand auf den Arm der noch immer schönen Frau zu legen,

einen Arm, kaum verhüllt durch den Ärmel aus blaßrotem Seidenflor, der sehr gut harmonierte zu einer erstaunlichen Robe aus perlgrauem Utrechter Sammet.

»Eure Hoheit mögen die Unterbrechung verzeihen, aber die Konsultation begann bereits, als ich das Zimmer betrat. Ich darf wohl annehmen, daß Sie mir jetzt eines jener Geheimnisse zu eröffnen gedenken, wie sie den Großen dieser Erde vorbehalten sind und deren Kenntnis nicht begrenzt genug gehalten werden kann. Einblicke dieser Art sind auch zum Glück zur Heilung nicht erforderlich. Auch sind die Mittel, die uns zu Gebote stehen, so beschaffen, daß uns der Bericht des Kranken nur als Quelle zweiten Ranges gilt; und es gibt Fälle, in denen wir die Absolution erteilen, ohne daß ihr die Beichte vorangegangen ist. Ich möchte Eure Hoheit daher bitten, sich auf jenen Teil der Dinge zu beschränken, der dem Arzte angemessen ist — das dürfte auch für die Maßnahmen günstiger sein.«

Während ich diese Worte sprach, bemerkte ich, wie das Gesicht der Fürstin sich langsam erheiterte. Übrigens ist das die Wirkung, welche der Arzt zunächst und hauptsächlich hervorrufen muß, wenn er seinen Namen verdient; die erste Heilkraft, die er spendet, muß in seiner Stimme verborgen sein. Heute, wo man sich wie im Mechanischen, so auch in der Heilkunst der Behandlung der Teile zuzuwenden beginnt, geraten die Elemente in Vergessenheit, und man darf das Volk nicht tadeln, wenn es auf seine Barbiere und Kräuterhexen schwört.

Was nun den Fall betrifft, so lag es mir gewiß fern zu glauben, daß sich heute noch die Dinge wie in den dänischen Schlössern abspielen, denn selbst die Zeit der Eisernen Maske ist lang vorbei. Indessen leben wir in einem Zeitalter, in dem man die Scottschen Romane verschlingt und einen seltsamen Sinn für die schauspielerische Wiederholung besitzt. Auch da gibt es Unfälle — es ist, wer heute im Zweikampf fällt, so tot wie je, obwohl die ritterliche Lebensart seit langem entschwand. Vor allem aber war hier das,

dessen Kenntnis oder vielmehr dessen Aussprache ich vermeiden wollte, zugleich in die starken, zwingenden Lichter des Wahnes getaucht, und unter solchen Umständen besteht immer Gefahr, besonders wenn der Kranke über Machtmittel verfügt. Als bedrohlich empfand ich schon die fast übernatürliche Art, auf die ich zitiert worden war, und so besaß ich zur Zurückhaltung Gründe genug. In Ländern, in denen es sowohl in den öffentlichen als auch in den privaten Gebäuden zahlreiche Räume gibt, die nur unter Todesgefahr zu betreten sind, gewinnt man eine gute Schule in der Diskretion.

Nachdem meine Patientin mir sehr aufmerksam und, wie gesagt, mit wachsender Heiterkeit gelauscht hatte, sah ich sie eine gute Weile nachdenklich im Raume auf- und abschreiten, wobei die wiegende Bewegung ihres Kopfes sich auf graziöse Weise dem Körper mitteilte. Endlich zog sie an der seidenen Klingelschnur, die neben der Türe hing. Es erschien der junge Antiquar, dem sie mit leiser Stimme einige Aufträge erteilte, ohne daß ich mehr als das italienische Wort »presto« verstand. Gleich darauf hörte ich im Vorzimmer Geräusch. Sodann kehrte sie an den Spiegeltisch zurück und legte nun ihrerseits die Hand auf meinen Arm.

»Unter diesen Umständen, mein Herr, ist der Dienst, den Sie mir erweisen könnten, bedeutender, als ich gedacht habe. Was ich ihnen jetzt mitzuteilen habe, ist schnell gesagt, obgleich auch dieses Wenige auszusprechen mich peinlich berührt. Da man sich dem Arzte jedoch auch körperlich ohne Hüllen zeigt — — —«

»Sprechen Sie ohne Zurückhaltung, Madame.«

»Nun gut. Nach jenem — — — nach jenem angedeuteten Ereignis entwickelten sich unvorhergesehene Störungen, die mich zunächst nur wenig und dann immer stärker beunruhigten. Seit kurzem habe ich ein Gefühl wie in einem schnell sinkenden Schiff — — — Doktor, ich kenne Augenblicke, in denen alles zu flackern beginnt, und wenn jemand helfen kann, dann sind es Sie.«

»Ich nehme an, daß Sie auch mit dem Nachtschlaf nicht recht zufrieden sind.«

»Sehr unzufrieden sogar, aber halten Sie mich nicht für skrupulös. Schon mit vierzehn genoß ich die Freiheit köstlicher Nachtstunden bei verbotener Lektüre von Lukianischer Art, und selbst Duncans Geist würde mich nicht beunruhigen. Es gibt jedoch Dinge, die bösartiger sind, Vorgänge gleichsam mechanischer Art, wie bei einer Automate, die zu schnurren beginnt.«

»Haben Sie das Gefühl, daß man in Ihrer Umgebung auf diese Krisen bereits aufmerksam geworden ist?«

»Eigentlich kaum, ich konnte auch Migräne vorschützen. Indessen habe ich bei jedem Gespräch, bei jedem Empfang die Vorstellung, mich in mit Pulver gefüllten Räumen zu bewegen, in denen man Funken schlägt, und das um so heftiger, in je erleseneren Kreisen ich mich aufhalte. Das Ganze hat freilich auch den ridikülen Beigeschmack, der unser Leben wie ein schlechtes Gewürz durchdringt, und gerade das erfüllt mich oft mit reißendem Zorn. Als ich zuerst an das — — — Ereignis dachte, war das nicht mehr als eine Erinnerung unter Erinnerungen aller Art, wie ein besonderer Fisch, der hin und wieder an der Oberfläche erscheint. Vielleicht kam es daher, daß ich gerade *diese* Erinnerung zu unterdrücken suchte, daß ihr Auftauchen mich zu befremden begann. Ich bemerkte, daß sich eine Art von Selbstgesprächen an diese Anstrengungen heftete, zunächst vereinzelte Worte, dann Sätze und zuletzt Ausbrüche von flammender, schreiender Wut. Dabei stellte sich die Sucht ein, schmutzige Worte zu gebrauchen — schmutziger, als man sie je in den Fischhallen oder in Newgate vor den Hinrichtungen hört. Ja ich habe in mir das Talent entdeckt, Verwünschungen zu bilden, die man auch in den Kloaken nicht kennt, gleichsam als ob noch unbekannte Quellen des Schmutzes in mir mündeten — — —«

»Sprechen Sie weiter, Madame.«

»Auch will es mir scheinen, daß diese Massen sich in

mir anstauen, wie man das vor Mühlwehren beobachtet. Daher nehme ich jede Gelegenheit wahr, mich durch heimlich ausgestoßene Verwünschungen dieser Last zu entledigen, schreibe derartiges auch in Briefe, die ich dann anzünde. Nach Tagen jedoch, an denen das Zeremoniell mich vom Morgen bis zum Abend unter Augen stellte, fühle ich eine Art von Lava in mir anschwellen. So kam es vor kurzem, in der Nacht zum ersten Mai, zu einem schrecklichen Ausbruch, bei dem ich mir fremdartig war. Ich habe mich um Mitternacht schwebend im großen Spiegel meines Ankleideraumes gesehen, eine Kerze in der Hand, mit Schaum vor dem Munde und furchtbar gesträubtem Haar. Seitdem habe ich auch das Gefühl, eines besonders eindringlichen Blickes teilhaftig geworden zu sein. So empfinde ich in den Gesichtern, in den Stimmen das Niedere, und jedes verbindliche Wort, jede höfische Geste erscheint mir als allzu flüchtig, allzu lässig aufgetragene Lüge, die ein geheimes Einverständnis überdeckt. Dieses Mißverhältnis wird um so deutlicher, je glänzender die Pracht der Roben und Uniformen strahlt. Wenn die Gesandten ihre Fremden von Bedeutung präsentieren oder an der gedeckten Prunktafel überkommt mich die Lust, die Kleider herunterzureißen und einen Toast zu spenden, der die Eingeweide der Erde entblößt. Aber nicht das ist es, Doktor, was mich in Unruhe versetzt, denn schon als Kind fühlte ich, wenn ich ein köstliches Glas in den Händen hielt, das Gelüst, es auf den Estrich zu schleudern, und nie bestieg ich eine Klippe oder einen Turm, ohne daß eine geheime Stimme mich hinabzuspringen aufforderte. Aber jenseits davon ist noch ein anderes, Fremdes, das mit diesem spielt wie die Katze mit der Maus. Nicht das, was ich denke, ist es, was mir Grauen erregt, sondern ich frage Sie: Was soll ich tun, wenn es wie in jener Nacht wieder über mich kommt?«

Nachdem ich den Bericht, der noch ein wenig umfangreicher war, gehört hatte, fielen wir in unser Schweigen zurück. Ich betrachtete lange die köstlichen Perlen, die auf

dem Teppich verstreut lagen, denn die Fürstin hatte, als sie den Anfall erwähnte, nach ihrem Halsband gegriffen, dessen Faden unter ihrer Hand gerissen war. Ehe auf den Malediven oder auf Bahrein ein einziges Stück von solcher Größe erbeutet wird, siechen zwei Perlensklaven an der Auszehrung dahin, und der dritte wird vom Schwertfisch gespießt.

Gewiß war es nicht die an mich gerichtete Frage, die meine Gedanken beschäftigte. Es sind meist recht verschiedene Dinge, die den Patienten und den Arzt beunruhigen — so war Freund Wallmoden, als ich ihm den Abszeß kurierte, vor allem über seinen Teint bekümmert, den er ein wenig safranfarbig fand. Es scheint mir so bezeichnend für den Menschen, was ich oft beobachtete: daß ihm die geistige Bedrohung meist erst dort einleuchtet, wo er sich zugleich im Willen getroffen fühlt. Für den Arzt dagegen macht es kaum einen Unterschied, ob der Kranke den Wahn in sich verbirgt oder ob er sich von außerhalb getrieben glaubt. Das eine wie das andere wird an der Wurzel geheilt. Theoretisch freilich bleibt der seltsame Augenblick, in dem der Wille uns im Stich zu lassen scheint, von hoher Bedeutung, denn auch unsere geistige Kraft besitzt, ganz ähnlich wie der Muskelzug, ihren willkürlichen und ihren unwillkürlichen Trakt, und wer die Regeln kennt, nach denen beide ineinanderspielen wie Mond- und Sonnenflut, hat einen Grad der Kunst erreicht, von dem man sich bei uns nichts träumen läßt. Im vertrauten Verkehr mit Männern, die ihrem Atem und ihrem Herzschlage gebieten und deren Haut kein Feuer versehrt, lernte ich mehr als in Hunters anatomischem Theater — und ich lernte dort viel. Hierauf beruhen die Spontanheilungen der Fallsucht und anderer Krankheiten, die meinen Ruf begründeten, dessen einfaches Geheimnis darin besteht, daß ich dem Kranken die Herrschaft über gewisse Teile seines vegetativen Systems in die Hand spiele.

So versteht sich, daß mich Erscheinungen nicht befrem-

den konnten, die ich oft genug unter den Gaukeleien von Derwischen, gelben Bettelmönchen oder scharf duftenden Cappuccini wie Rauch dahinschwinden sah. Solche Kuren schlagen in die Praxis bocksbärtiger Priesterschaften ein, deren Mysterium seit jeher den Sinn des einfachen Volkes und seiner Frauen erbaut. Aber auch abgesehen davon, daß diese Störung mir nach Art und Herkunft deutlich ist, fehlt es mir in ihrer Behandlung nicht an Erfahrungen — gehört doch gerade sie gewissermaßen dem Bestande unserer nationalen Übel an. So taucht ihr Motiv denn jedesmal bei meinen nächtlichen Gängen in mir auf, wenn ich hinüberwechsele von den westlichen Palästen in jene Viertel, in denen das Elend mit der Gier den finsteren Gegenpol der Macht umkreist. Das ist das Doppelspiel, das auch in unserer Dichtung wiederkehrt, in der der Geist sich wie in einem silbernen und einem schwarzen Spiegel reflektiert. Da ist es weiter nicht verwunderlich, daß wir es dort anklingen hören, wo der Einzelne in Verwirrung gerät; und dem Eingeweihten sind die geheimen, an die Luperkalien des römischen Faunus erinnernden Feste bekannt, in denen Zirkel unserer Gesellschaft ausschweifen. Weit davon entfernt, solche Schauspiele, wie sie in Carlton-House ihr trauriges Vorbild finden, zu billigen, verdanke ich ihnen doch manche Einsicht, da auch hier das Hohe und das Niedere seltsam ineinander einspielen. Oft scheint es mir, als ob sich im Exzeß das Negativum einer Tugend spiegelte — ich meine, jener inneren Distance, die uns zur Herrschaft über Völker legitimiert. Spät, wenn ich von der alten Londonbrücke die dunkle Flut betrachte, darein die hohen Bögen aus grauem Stein gegründet sind, spüre ich, wie ein Hauch von Stolz und Größe mir um die Schläfen streicht. Dann weht mich ein Schauer an, und gern werfe ich eine Kupfermünze in die nächtliche, flimmernde Tiefe hinab.

Doch ich will nicht abschweifen. Oft ragt das Leiden wie ein Stigma in die Körperwelt hinein, und nicht der Arzt ist der Berufene. Indessen erkannte ich die Lage, in der ich

mich befand, und ich vermochte, was man von mir erwartete. So erteilte ich denn meine Anweisungen.

»Es ehrt mich, Hoheit, daß ich Ihnen dienen kann. Vor allem rate ich zur raschen Übersiedelung nach Cheltenham; es trifft sich gut, daß dort die Badezeit noch nicht begonnen hat. Dort werden Sie die Tage zubringen, indem Sie sowohl in der Einsamkeit als auch in der Geselligkeit Diät halten. Weisen Sie den Trieb zum Selbstgespräch zurück, jedoch ohne Anstrengung. Wenn der Zwang in Ihnen allzu mächtig wird, so sprechen Sie mit mäßig lauter Stimme den Euphon, den ich hier aufschreibe. Sollten Sie dagegen in Gesellschaft sein, so bitte ich Sie, ihn im Geist zu rezitieren, während Sie Ihr Halsband mit der Hand anrühren. Ersetzen Sie für diese Zeit die Perlen durch die Frucht der Wassernuß. Ich glaube jedoch kaum, daß solche Zustände sich einstellen, wenn Eure Hoheit bei Empfängen den Fondants, die ich verordne, zusprechen. Sie legen der Zunge eine Art von Zügel an; auch lasse ich ihnen eine Droge beimischen, die den Nachtschlaf stärkt. Insbesondere empfehle ich den Gebrauch der Räucherstäbchen, die während der Nacht auf irdenen Tellern zu verbrennen und über Tag verschwenderisch den offenen Feuern zuzusetzen sind. Ich lasse alles Nötige chiffriert in meiner kleinen Offizin bereitstellen, die Mister Morrison in seiner Apotheke unterhält. Auch werde ich ein Punktierbuch beifügen, wie man es in den geistlichen Orden zur Gewissensprüfung führt und wie ich es für Kranke, die von mir entfernt leben, als eine Art von geistigem Spiegel einrichte. Bei Befolgung dieser Ratschläge kann ich versprechen, daß die Beunruhigung im Laufe eines Monats weicht. Endlich würde ich es für günstig halten, wenn Eure Hoheit einen unserer kleinen Landpfarrer als Sekretär heranzögen. Man findet dort vortreffliche Naturen, die es wohl mit den Antiquaren aufnehmen.«

Nachdem ich meine Ordination im einzelnen erläutert hatte, erteilte mir die Fürstin, sich erhebend, die Erlaubnis, mich zurückzuziehen. Fast schien es mir, als ob sie mehr

erraten hätte, als ich beabsichtigte, denn sie erstaunte mich, indem sie meinen Gruß durch jene altertümliche und höfische Verneigung erwiderte, bei der ein Knie und eine Hand den Boden streift. Vielleicht war das auch nur die Geste, die ihr Stolz gebot. Bei diesem Kompliment nahm sie die solitäre Perle des Kolliers vom Boden auf, eine reine Kugel von der Größe einer Marmorkirsche und von herrlichem Farbenspiel. Auf diese Weise wurde mir ein Zierstück übereignet, wie selbst Lord Clive kein schöneres erbeutete.

Als mich der Antiquar hinausgeleitete, bemerkte ich, daß man das Vorzimmer bereits geräumt hatte. Das Feuer war erloschen, die Kellertür geschlossen, es fehlten die Leiter und die Leuchterschnur, und auch die Jäger lehnten nicht mehr am Kamin. Der Raum war leer wie eine Bühne bei abgesagtem Spiel. Es ist nicht die Begegnung mit dem Sonderbaren, was mich bei meiner Arbeit immer wieder überrascht. Weit seltsamer erscheint mir, daß jeder Wahn so viele Helfer findet, wie es ihm beliebt. Da unsere alte Welt trotzdem so unbeirrbar ihren Gang verfolgt, kann ich nicht zweifeln, daß sie nach einem weisen Plan geordnet ist.

Es ist nicht nur die königliche Perle, die mich, wenn ich sie zur Nacht bei gutem Kerzenlicht betrachte, an die Nebel von Preston gemahnt. Vielleicht sechs Wochen später gab man in meinem Stadthaus eine große flache Kiste ab, in der ich wohlverpackt das Aquarell vom Pommerschen Pachthofe fand. Ich hängte es, nicht gerade über meinen Arbeitsplatz, doch auch nicht allzuweit entfernt von ihm, an einer festen roten Kordel über den Kamin. Zuweilen kann ich beobachten, wie einer meiner Gäste aufmerksam daran studiert und sich endlich, wie vor einer Augentäuschung, abwendet. Zu ihnen gehört auch Freund Wallmoden, der allerdings seit dem Abszeß ein wenig skrupulös geworden ist. Daher pflege ich ihm auch nicht abzustreiten, daß das Bild zu den bizarren Kunstwerken gehört. So darf ich verschweigen, daß die Dissonanzen unserer schönen Welt mich oft verlockten gleich vergitterten Portalen zu den höheren

Ringen ihrer Harmonie — und daß ich die Gefahr als Wegzoll billig fand.

### *Die Aprikose* *Genf*

Kurz hinter Lausanne, im rollenden Zuge, fielen mir die Augen zu. Die Geschichte einer Ehe, von der ich träumte, wurde zunächst in Worten gehört. Dann aber — es handelte sich um den Beginn eines Zerwürfnisses — traten die Verhältnisse sichtbar hervor, und zwar in der Weise, daß vor den Augen eine bunte Frucht erschien, die sich langsam an ihrem Stiele zu drehen begann. Ihre Farbe spielte vom reifen Gelb in ein Violett, das mit dunkleren Punkten gesprenkelt war. Aus dem Grade der Verfärbung sowie aus der Anzahl der Punkte und aus ihrer Lage zueinander wurde, ohne daß es eines Wortes bedurft hätte, der weitere Verlauf der Dinge den Augen offenbar. Mit höchster Deutlichkeit war so nicht nur der Vorgang selbst in allen seinen Einzelheiten, sondern auch sein geheimer Sinn zu schauen, wie von einem Notenblatte die Melodie zu lesen ist.

Merkwürdig war, daß das Bild, obwohl eigentlich traurig, mich erheiterte, was wohl darauf beruht, daß es eine menschliche Beziehung von ihrer notwendigen oder — wie ein Maler verstehen würde — von ihrer malerischen Seite aus darstellte. Dabei hatte ich den Eindruck, daß es kaum längere Zeit beanspruchte, als das Heben und Senken der Augenlider währt.

### *Erster Nachtrag* *Casablanca*

Ganz allgemein ließe sich hier noch anknüpfen, wie günstig das jähe Erwachen der Erinnerung an Traumbilder ist. Eine schöne Entsprechung dafür bot sich mir heute bei Aïn Diab dar, dessen öde Gefilde ich während der

Mittagsstunden auf der Jagd nach Höhlentieren durchwanderte. Der rote, rissige Boden, auf dem jetzt, Ende Dezember, die weißen Narzissen in leuchtenden Sträußen blühen, ist dort mit großen Steinen besät. Da diese Blöcke aus tuffartigen Kalken gebildet sind, lassen sie sich mit leichter Mühe umwenden. Wenn man Glück hat, entdeckt man unter ihnen einen mächtigen blauen Carabus, der nur im Bannkreise von Casablanca gefunden wird — auf jeden Fall aber mannigfaltiges Getier, das sich dort den sengenden Strahlen der Sonne entzieht. So sah ich, neben vielem anderen, einen sandfarbigen Gecko, eine sehr schmale bunte, wie eine Peitschenschnur zusammengeflochtene Schlange und den großen mauretanischen Skorpion.

Es kommt nun sehr darauf an, den Stein mit einer schnellen Bewegung umzudrehen. Die unter ihm versammelte Gesellschaft behält so, durch den jähen Einfall des Lichtes erstarrt, für eine kurze Weile ihre Lage bei, so daß man sie ins Auge fassen kann. Wenn man den Block dagegen langsam wendet, findet sie Zeit, sich durch hundert Ritzen und Schlupflöcher davonzustehlen, und ein letztes, undeutliches Huschen ist vielleicht das einzige, was der Blick erhascht.

Genau in derselben Weise gleicht das jähe Erwachen einem schnell aufgezogenen Vorhange. Man merkt da erst, was für eine seltsame Gesellschaft man über Nacht zu Gaste hat. Es handelt sich hier um eine besondere Art des Sehens, deren wir nur für eine kurze Weile fähig sind — vielleicht nicht länger, als wir, aus dem Schlafe aufgefahren, halb aufgerichtet im Dunkel verharren. Dann verlieren sich die Figuren, und jeder kennt das angestrengte Bemühen, mit dem man diese oder jene Einzelheit zurückzurufen sucht.

In besonderen Fällen mag es auch möglich sein, daß ein Mensch über diese Art des Einblickes länger und nach Belieben verfügt. Eine solche Begabung verrät sich etwa in den Bildern des Hieronymus Bosch. Man hat das Gefühl, daß das Gelichter, das man dort bei seinem Treiben be-

lauscht, sich sogleich verflüchtigen würde, wenn es bemerkte, daß ein Menschenauge auf ihm ruht. Der Blick erspäht es wie durch die geschlossene Decke eines Gewölbes hindurch.

Auch gibt es außergewöhnliche Lagen, in denen der Mensch, obgleich er bereits erwachte, innerhalb dieses Gewölbes verharrt. Das kann vor allem dann geschehen, wenn das Erwachen zugleich jäh und schrecklich ist. Wir schlagen die Augen auf und sehen, daß unser Haus in Flammen steht. Wir erheben uns und schreiten im Helltraum durch brennende Flure und Treppen zum Tore hinab. Während wir fast schwebend, ohne ein Gefühl der Schwere, uns bewegen, begleiten uns zu unserer Seite das Entsetzen und eine Art von Lust.

Das ist einer der seltenen Zustände, in denen der Mensch geistergleich agiert. Medea stelle ich mir gern in dieser schrecklichen Erhöhung vor. Hier vertauschen sich nicht nur Wachsein und Traum, sondern auch die Kräfte und Äußerungen des Gefühls, gleich den Vorzeichen in der höheren Mathematik; so Lachen und Weinen auf eine grausige Art.

Immer wieder werden Tragödien geschrieben, deren Verfasser in offenbarer Unkenntnis der tragischen Elemente dahinleben. Dann gleichen ihre Charaktere dem von der Hand des Blinden durch die Schablone gepinselten Bild.

### *Zweiter Nachtrag* — *Überlingen*

Man hat das Wissen vom Traum im Lauf der Zeiten den verschiedensten Disziplinen unterstellt, so der Mantik, der Symbolik, der Medizin und zuletzt der Psychologie. Der Versuch, den Traum zur Physik in Beziehung zu setzen, erscheint dem Geist vielleicht noch sonderbar und fern. Und doch wird er hier eine Ausbeute finden, die ihn überrascht und wohl auch erschreckt.

Es scheint, daß die Traumwelt von einer dichten Kapsel oder von einer Camera obscura umschlossen ist, innerhalb

deren die Bilder besonderen Regeln unterworfen sind. Der Eintritt des Tageslichtes oder des Bewußtseins ruft zunächst Erstarrung und sodann Zerstörung der Gebilde hervor. Zwischen dem hellen und dem dunklen Reiche herrschen Beziehungen, die den photographischen ähnlich sind. So wird man finden, daß der momentane Einfall des Bewußtseins der Erinnerung an Traumbilder günstiger als das allmähliche Erwachen ist. Wenn man in der Nacht durch einen Traum erwachte und über ihn sann, wird er auch am Morgen leichter gegenwärtig sein.

Solche Erinnerungen gleichen freilich niemals denen, die sich auf unser Wachsein beziehen. Es haftet ihnen eine merkwürdige Hinfälligkeit an. Das Tageslicht vermag ihnen die Farben auszuziehen, so daß sie oft nach einer Stunde schon blaß wie unbeschriebene Blätter oder wie schlecht fixierte Filme geworden sind. Dann kann ein Traum, den man am Morgen so fest wie jede andere Sache in den bewußten Bestand aufgenommen zu haben meinte, bereits am Mittag vergessen sein. Hier gibt es Farben von besonderer, vergänglicher Art, Schriftzeichen aus sympathetischer Tinte, die auf unbegreifliche Weise verschwindet oder sichtbar wird.

Aufschlußreich ist auch Folgendes: es kommt tagsüber nicht selten vor, daß ein vereinzeltes Traumstück an uns vorüberschwebt, gleich dem Zipfel eines Gewandes, den unser Sinn sogleich zu ergreifen sucht. Sowie wir jedoch darüber nachdenken, verschwinden solche Vorstellungen wie Rauch, und das um so eher, je stärker wir uns bemühen. In einer Zeit, in der ich zuweilen mitten in der Nacht Notizen über Träume zu machen pflegte, zog ich es vor, mit geschlossenen Augen aus dem Schlafzimmer in die Bibliothek zu gehen.

Gewisse Bruchstücke von Träumen erhalten sich in unserer Erinnerung wie Gesteine von fremden Planeten in der Erdkrume. Hier ergeben sich seltsame Ausbeuten. So ist etwa das Licht, das die Traumwelt erhellt, bemerkenswert. Vielleicht zeichnet es sich durch unbegrenzte Beugung aus, viel-

leicht ist es auf die Oberfläche der Körper aufgetragen wie eine phosphorische Substanz. In unseren Träumen nehmen wir daher keine Schatten wahr, nur größere oder geringere Dunkelheit. Meist fehlen die Farben, oder wir sehen eine Skala wie in den Grotten oder in Mondnächten.

Überhaupt vollzieht sich die Wahrnehmung unter anderen Bedingungen. So arbeitet der Geist fast ohne Begriffe, dafür aber mit Mitteln von übergeordneter Sinnlichkeit. Es fehlt die scharfe Trennung zwischen ihm und der gegenständlichen Welt, dafür aber tritt er mit der Schnelligkeit des Blitzes in sie ein, und zwar ohne an ihre Oberfläche gebunden zu sein. Er nimmt sie nicht wahr wie das Auge die Dinge im Licht, sondern er durchdringt sie ganz und gar als ein strahlendes Fluidum von besonderer Kraft. Wenn wir daher uns im Traum mit einem anderen unterhalten oder streiten, so wissen wir genau, was dieser andere fühlt und denkt; unsere Wahrnehmung durchschaut ihn ohne Widerstand oder nistet sich beliebig in ihm ein. Ebenso benützen wir im Traum selten die Tür; wir gehen durch die Wände und Decken hindurch. Wir gleichen dem elektrischen Strom, der bald menschliche Körper, bald Tiere oder auch leblose Dinge bis in die Atome durchfließt. Auch ist unsere Sehkraft nicht auf die Augen beschränkt — die Traumwelt gleicht einer Pflanze, die wir an jedem Punkte ihrer Gestalt mit unserer Wahrnehmung zu okulieren imstande sind.

Hier ließe sich, freilich mit Vorsicht, noch folgende Perspektive andeuten: Es wäre möglich, daß einem Versuche, den Traum mit exakten Mitteln zu erfassen, wie jeder geistigen Bewegung ein Spiegelbild sich zuordnete. Das würde dann ungefähr so aussehen, daß fremde Elemente ihrerseits in die meßbare Welt eindrängen. In diesem Sinne fordern die Bemühungen unserer Physiker zu einer besonderen Art der Aufmerksamkeit heraus. Es gibt hier kühne Geister — kühner noch als jene, die sich zuerst auf das offene Meer hinauswagten, dringen sie in tiefstverborgene Räume vor. Dieser einsamen Anstrengung entspricht, wie

dem Pochen im Inneren der Bergwerke, ein Echo, das aus dem Unbekannten widerklingt. Wir spüren, wie die Intelligenz zu wachsen beginnt, welche die Stoffe belebt, und ahnen, gleich einer neuen Dimension, die köstlichen Tiefen der Materie.

Dem entsprechen dann sichtbare Vorgänge. So scheint es, daß der Mensch auf weiten Gebieten einer Art von vegetativem Leben verfällt, dem die Technik nicht widerspricht, sondern das sie instrumentiert. Hier wäre vor allem zu nennen das umfangreiche Eindringen rhythmischer Abläufe, sodann die Veränderungen, wie sie die hohen Geschwindigkeiten hervorrufen. Es gibt große Bezirke, wo man in steigendem Maß durch Schwingung und Reflex zu handeln beginnt; das gilt im besonderen für den Verkehr. Vielleicht wird sich von hier aus der Schmerz vermindern, der unsere Arbeitswelt erfüllt und ja im wesentlichen Schmerz des Bewußtseins ist. Vielleicht auch gibt es von hier aus Zugänge zur Désinvolture; und wie dergleichen möglich ist, hat bereits Kleist in seiner kleinen Erzählung vom Marionettentheater unübertrefflich dargestellt. In ihr verbirgt sich, wie übrigens auch in Schriften von Hoffmann und E. A. Poe, eine noch unentdeckte Tatsache hohen Ranges in bezug auf unsere mechanische Welt. Endlich wird, wie ich glaube, auch die Behauptung, daß unsere Licht- und Funkspiele der Welt unserer Traumbilder bereits verwandter als unserem überlieferten Theater sind, sogleich einleuchten.

In diesem Zustande nun, in dem neue Kräfte unter ungemeinen Verhüllungen eintreten — denn das Bewußtsein selbst spinnt ihnen ja die Kapuzen und Tarnkappen — in diesem Zustande erwächst, wie in jedem Zwielicht, dem Geist eine erhöhte Verantwortung. Er darf sich nicht auf jene Kontrollen beschränken, die seine Wissenschaft ihm anbietet. Für ihn heißt es in einem besonderen Sinne: Erwachen und Tapferkeit.

*Dritter Nachtrag* *Überlingen*

Hier ist vielleicht der Ort, noch einmal die oberen Schichten zu streifen, die in der »Kiesgrube« erwähnt wurden. Rückblickend will es mir scheinen, daß diese Form, die Form der Modellsammlung, dem Unternehmen die angemessenste ist. Ihr stenographischer Charakter allein bewältigt die Fülle der Aufschlüsse — ich nehme das Wort in seinem geologischen Sinn.

Zugleich muß dieser Vorweisung eine Art von Prosa entsprechen, die größere Durchschlagskraft besitzt. Der Sprachgeist ruht nicht in den Worten und Bildern; er ist in die Atome eingebettet, die ein unbekannter Strom belebt und in magnetische Figuren zwingt. So allein vermag er die Einheit der Welt zu erfassen, jenseits von Tag und Nacht, von Traum und Wirklichkeit, von Breitengraden und Zeiträumen, von Freund und Feind — in allen Zuständen des Geistes und der Materie.

*Der Überfluß* *Überlingen*

Den Spruch des Hesiod, wonach die Götter den Menschen die Nahrung verbergen, hörte ich so früh, daß er mir einging, bevor er sich durch Erfahrung bestätigte. Inzwischen fand ich immer deutlichere Belege für seine Gültigkeit — und oft gerade dort, wo Fülle zu herrschen schien.

Hierher dürfte die Neigung des Menschen gehören, bei überreichen Ernten lieber einen Teil der Früchte zu vergeuden als den Preis zu ermäßigen. Die Gründe dafür liegen tiefer als dort, wo man sie heute sucht; es handelt sich offenbar um eine angeborene Verblendung des ganzen Geschlechts. Sehr gut wird man das beobachten, wo die Wirtschaftsform geändert wird und nun die gleiche Menge von Gütern statt auf individuelle etwa auf planwirtschaftliche Weise, so durch Fehldisposition, verkommt. Schon bei einer

im Verhältnis so geringfügigen Verbesserung, wie wir sie heute als Konjunktur bezeichnen, überwiegen die unangenehmen Wirkungen. Auch der überraschende Anfall großer Geldsummen, wie die meisten ihn erträumen, schlägt selten zum Heile aus. Oft geschildert ist die niedere Ekstase, die der Anblick geöffneter Goldadern erweckt, ein Taumel, dem sich Mord und Gewalttat und dann sinnlose Verstreuung des Schatzes unmittelbar anschließen. Der Mensch muß die Nahrung suchen und mit Fingern ausgraben; wenn sie ihn aber wirklich einmal überschüttet, fällt er der Verwirrung anheim.

Auch in der Wissenschaft fällt die Armseligkeit auf, mit der wir den Anbau zu betreiben gezwungen sind. Hier gleichen wir weniger den Blinden als den Taubstummen, die ein unbekannter und ein wenig spaßhaft veranlagter Gastgeber in die große Oper geladen hat. Wir beobachten auf der Bühne eine Reihe von merkwürdigen Vorgängen und entdecken endlich eine gewisse Korrespondenz dieser Vorgänge mit Bewegungen, die wir im Orchester wahrnehmen. Hieran knüpft sich eine ungemeine Fülle scharfsinniger und auch nützlicher Bemühungen. Ewig aber bleibt uns verborgen, daß alles, was wir auf diese Weise umschreiben und einordnen, die Elemente, die Atome, das Leben, das Licht, seine eigene Stimme besitzt. Ja, wenn wir diese Stimme zu hören vermöchten, dann könnten wir auch fliegen ohne Flugzeuge, und die Körper würden unseren Blicken auch ohne Röntgens Strahlen durchsichtig sein.

Dennoch bemächtigen sich unser zuweilen üppige Vorstellungen, etwa derart, daß wir mit unseren Maschinen das Universum zu melken imstande seien. Selbst Schopenhauer gab sich der Hoffnung hin, daß diese Arbeit den Menschen Muße verschaffen würde und damit vermehrte Gelegenheit zur Kontemplation. Demgegenüber ist zu bemerken, daß der plötzliche Zuwachs neuer Kräfte und Methoden, wie ihn die Naturwissenschaft vorbereitet und die Technik realisiert, zunächst wie ein Wirbelwind Verwirrung bereitet und

sich dann fruchtlos verliert. So hat man etwa den Eindruck, daß jenes große Heer von Menschen, dessen Aufgabe darin besteht, uns mit Schuhen und Stiefeln zu versorgen, innerhalb der letzten hundert Jahre nicht geringer geworden, sondern noch angewachsen ist. Ohne Zweifel wird dort zugleich mehr gearbeitet als innerhalb der alten Innungen zu Zeiten des Jakob Böhme oder des Hans Sachs, denn es widerspricht dem Sinne der Mechanik, daß sie die Muße vermehrt. Nicht nur wird sie die Arbeitskraft schärfer erfassen, sondern auch dem Einzelnen die Nahrung sparsamer zuschneiden.

So kommt es, daß man in jedem durchdachten Betriebe, etwa in den großen Hotels, eine Art von Hunger empfindet, die auch dann nicht weicht, wenn alles reichlich vorhanden ist. Wenn der Staat sich gezwungen sieht, die Nahrung zu bewirtschaften, kann dieses Hungergefühl bei gefüllten Speichern wie eine Panik sich ausbreiten. Auch gehört zur vollkommenen Sättigung die Wahrnehmung, daß sich mehr auf dem Tische befindet als verzehrt werden kann. Hierin liegt die beruhigende Wirkung der Stilleben und aller Speisen, die man, wie die Früchte und das Dessert, zu Schaugerichten anordnet. In einem der Vorratshäuser, wie sie zu jedem norwegischen Hofe gehören, sagte mir der Bauer, als er mich die Fässer voll Mehl und Hartbrot, die Schinken, Würste und gedörrten Fische betrachten sah: »Maat for et aar«, das heißt: »Essen für ein Jahr.« Unter den großen Massen, die unsere Städte bewohnen, können das auch die Reichsten nicht von sich aussagen. Sie alle ohne Unterschied trennt nur eine schmale Spanne von der Not, und zuweilen, wenn man sie betrachtet, wird man von dem Gefühl der Weltangst ergriffen, wie beim Anblick chinesischer Flüsse, deren Wassermassen zwischen turmhohen Dämmen über dem gewachsenen Boden dahinfluten.

Mit Recht sagt daher Hesiod, daß uns die kargen Ernten zugeschnitten sind, und das inmitten einer von überreichen Gaben erfüllten Welt, in der eigentlich die Arbeit eines ein-

zigen Tages im Jahr für alle übrigen genügt. Das meint auch unsere Wissenschaft, die das Holz in Brot und die Atome in Kraft zu verwandeln gedenkt. Darin, und wohl in Kühnerem noch, liegt nichts Utopisches, wohl aber im Glauben, daß damit die Not zu bannen sei. Wo solche Künste gelingen, stellen unvorhergesehene Gegengewichte die ursprüngliche Schwere wieder her — indem sich etwa mit der Nahrung auch die Zahl der Esser vermehrt oder der Zuwachs neuer Kräfte die Kriegführung speist. Mars ist der unersättlichste Fresser auf dieser Welt.

Freilich kehrt uns das Sprüchlein des Hesiod, gleich dem Monde, nur die uns bekannte Seite zu. Seine Voraussetzung aber ist die, daß Überfluß besteht und daß bei den Göttern die Verfügung liegt. Das Leben birgt zwei Richtungen; die eine ist der Sorge zugewandt, die andere dem Überflusse, der die Opferfeuer umringt. Unsere Wissenschaft ist ihrer Anlage nach der Sorge zugeordnet und der Festseite abgewandt; sie ist mit der Not untrennbar verbunden wie der Messende mit dem Maß oder der Zählende mit der Zahl. Daher müßte man die Wissenschaft vom Überfluß erfinden, wenn sie nicht seit jeher bestände — denn sie ist keine andere als die Theologie.

Hier sind wir nun in einer seltsamen Lage, von der indessen nur mit Vorsicht gesprochen werden darf. Wir nehmen unsere Welt gleich jenen Eisbergen wahr, von denen nur die Spitze über der Oberfläche erscheint. Hier freilich werden unsere Formeln immer knapper, kristallischer, zwingender; schon sind die Punkte vorauszusehen, an denen die Wissenschaft das letzte Wort gesprochen haben wird. Dennoch dringt sie bis zur höchsten Kapazität ihrer Elemente, bis zu der des Überflusses, nicht vor. Hier tritt die Theologie in das Treffen ein, eine neue Theologie, die beschreibenden Charakter besitzt. Sie hat den Bildern, die uns sei langem vertraut sind, die Namen zu verleihen. Diese Nennungen werden von gewaltigen Akten des Erkennens, des Wiedererkennens und der Heiterkeit begleitet sein.

*In den Kaufläden 2* *Goslar*

Auch im Alltäglichen begleitet uns ein recht feines Gefühl für den symbolischen Zusammenhang, und oft beschreiben wir merkwürdige Umwege, indem wir einem Gefüge, das uns lückenlos umgibt, bei entfernten Völkerschaften und in verschollenen Zeiten nachspüren. Es dauert lange, ehe wir begreifen, daß wir mit unseren beiden Augen auf das vortrefflichste ausgerüstet sind und daß die nächste Straßenecke genügt, um all diese seltsamen Dinge zu beobachten.

So empfindet der Mann, wenn er gewisse Läden, wie etwa den Gemüseladen, betritt, bereits einen ganz leisen Anflug des Ungehörigen, wie überall, wo er Gebiete berührt, auf denen die Frau regiert. Derartige Geschäfte, Hökergeschäfte, findet man hier in den alten Gassen in großer Zahl, und es ist fast stets die Frau, die in ihnen verkauft. Wenn man diese Läden betritt, hat man sogleich das Gefühl, daß man als Fremdling erscheint, auch stört man da meist eine Gruppe von Frauen, die in vertrauten Verhandlungen begriffen sind. Es ist die Fama, die an solchen Orten entsteht, das weibliche Gegenstück zur Zeitung und zur Politik. Man spürt ohne weiteres, daß hier die Angelegenheiten ungleich feiner, treffender und verborgener behandelt werden als beim politischen Gespräch. Vor allem wird man die Phrase vermissen; die Bemerkung zielt nie auf den allgemeinen Begriff, sondern durchaus auf die Person und auf das Detail. Zuweilen erblickt man auch den Mann der Gemüsefrau, der häufig gnomenhafte Züge trägt und mit den untergeordneten Arbeiten beschäftigt ist. Man sieht ihn schwere Säcke in die Gewölbe schleppen, auch ist ihm der Teil des Geschäftes anvertraut, der außerhalb des Hauses zu verrichten ist; so schafft er auf einem kleinen Wagen die Ware herbei. Der Laden selbst wird gern in die Tiefe verlegt, in die Kellerräume, der Umfang der Fenster ist gering, auch das Schaufenster ist meist klein, und die Gegenstände sind flüchtig ausgebreitet wie auf einem Feld-

altar. Der vorherrschende Geruch ist der starke, den Zerealien entströmende Erdgeruch. Auffällig ist die geringe Rolle, welche die Waage spielt. Weit häufiger als nach Gewicht werden die Früchte nach Stückzahl, in Bündeln, Kränzen und Sträußen oder aus Hohlmaßen verkauft. Auch herrscht eine deutliche Abneigung gegen das Dezimalsystem, man benutzt die alten Maße, das Dutzend, die Mandel, das Schock. Die Hohlmaße tragen Bezeichnungen, die man oft kaum noch dem Namen nach kennt. Die hölzernen Geräte überwiegen die eisernen; das Messer wird selten verwandt.

Welcher Unterschied dagegen, wenn man einen Schlachterladen betritt. Hier fällt das Licht durch große, geräumige Fenster ein und spiegelt sich in den gescheuerten Fliesen und den blanken, metallischen Werkzeugen. Alles ist hell und glänzend und von einer jovialen Heiterkeit erfüllt, über deren männlichen Ursprung kein Zweifel ist. Der Frau fällt die untergeordnete Rolle zu; sie bedient, nimmt das Geld in Empfang und führt höchstens ein Messerchen, mit dem sie die Würste zerteilt. Der Raum wird durch die Gestalt des Meisters beherrscht, der in blutbespritzter Schürze hinter dem Hackblock steht und mit dem Beil die großen Stücke spaltet, die er schon in der Frühe im Verein mit seinen Gesellen und Lehrlingen im Schlachthaus zugehauen hat. Oft herrscht der Kundschaft gegenüber ein fast gewaltsamer Zug; man rundet, ohne lange zu fragen, die Gewichte nach oben ab und wirft schwere Knochen mit in den Kauf. Man findet da übrigens immer vorzügliche Dezimalwaagen. Wenn in einem solchen Geschäft der Meister stirbt, so muß es die Frau verkaufen, oder es muß der Geselle heran. Der Regent in diesen Räumen ist der mindere Mars, dessen Züge man häufig in den Gesichtern erblickt; ihm entspricht ein venusischer Typ von lebhaftem Inkarnat. Merkwürdig ist die Art, in der seine Geräte den Kriegswaffen ähneln und doch von ihnen abweichen — so haben die Äxte eine breite Schneide, die Messer einen langen Griff, im Gegensatz zu den Schwertern und Kriegsbeilen. Ein vor allem in diesen

und ähnlichen Zusammenhängen auftretendes Werkzeug ist der Haken, den man im Überfluß antreffen wird.

Läden, in denen man nur selten Frauen erblickt, sind solche, in denen man Eisenwaren verkauft. Wir begegnen in ihnen vor allem Bauern und Handwerkern, die, bevor sie einen Gegenstand kaufen, ihn langwierigen Prüfungen unterziehen. Die zahlreichen Artikel sind in einem wohlgeordneten Lager untergebracht. Sie führen sonderbare Namen, doch der Verkäufer weiß sie schnell zu finden wie Wörter in einem Lexikon. Es ist die Schmiedesprache, die man hier vernimmt — eine Sprache, deren Begriffe ausreichten, das ganze neuartige Arsenal der Maschinentechnik zu kennzeichnen. Wunderlich mag es uns scheinen, von Völkern zu hören, bei denen die Schmiedekaste ihre eigene Sprache besitzt. Und doch sieht man in diese Geschäfte häufig Kunden eintreten, mit denen der Verkäufer ein förmliches Verhör anstellen muß, ehe er die Namen der gewünschten Mittel und Werkzeuge errät — ja man kann sogar erfahren, daß man Tätigkeiten plant, für die man nicht einmal das Verbum kennt.

Der Käufer verläßt das Eisengeschäft mit dem Gefühl, daß er einen guten, brauchbaren Gegenstand erworben hat. Wenn man dagegen aus dem Tuchladen kommt, gerät man sogleich in Zweifel, ob man nicht doch etwa betrogen ist. Die Gewebe begünstigen ihrem Wesen nach die Täuschung; man spricht nicht umsonst vom Lügengewebe, vom Lügennetz, vom Lügengespinst. Daher muß das Gesponnene mit Überredung verkauft werden; man findet an keinem Ort so viel hohle Geschwätzigkeit wie dort, wo man um Stoffe feilscht. Dieser Unterschied greift auch ins Große; man spürt es an der Luft ganzer Städte, ob der Schmied oder der Weber in ihnen regiert. In den Schmiedestädten geht es gewaltsamer zu, und doch hat man dort für Freiheit größeren Sinn. Weberstädte gaben schon ihre Namen für besondere Formen der Ausbeutung her, weil man den Menschen mit Fäden feiner als mit Ketten zu fesseln vermag.

*Die blaue Farbe* *Überlingen*

Wir sind die kleinen Krammetsvögel, die Mutter Erde mit der roten Farbe berückt. Rot ist ihr innerer Stoff, den sie unter ihren grünen Röcken verbirgt, unter ihren weißen Spitzen, die aus Gletschereis gewoben sind, und unter den grauen Volants, mit denen der Ozean ihre Küsten umsäumt. Wir lieben es sehr, wenn unsere Mutter uns ein wenig von ihren roten Geheimnissen enthüllt, lieben den Glanz von Fafnirs Höhle, lieben das Blut an den heißen Tagen der Schlacht, lieben die vollen Lippen, die halb geöffnet sich uns darbieten.

Rot ist unser irdischer Lebensstoff; wir sind ganz und gar ausgekleidet von ihm. Die rote Farbe ist uns daher nahe — so nah, daß zwischen ihr und uns kein Raum zur Überlegung besteht. Sie ist die Farbe der reinen Gegenwart; unter ihrem Zeichen verständigen wir uns auf sprachlose Art.

Zugleich aber sind zu unserem Heile auf diese Farbe starke Siegel gelegt. Wir begrüßen sie heftig, und wir schrecken ebenso heftig vor ihr zurück; sie läßt den Lebensatem schneller, aber zugleich ängstlicher wehen. Sonst würde die Welt einen Anblick bieten wie Blaubarts Kammer und als Schauplatz wahlloser Durchdringung vom Schein immerwährender Brände erleuchtet sein. Hiervor bewahren uns die hütenden und richtenden Mächte, der fürstliche Purpur und die reine Flamme im vestalischen Herd.

Diese Sparsamkeit, die uns zum Ruhme gereicht, setzt indessen das Prinzip des hohen, gesetzgebenden Geistes voraus, dem die blaue Farbe zugeordnet ist. In dieser Farbe deuten sich die beiden Flügel des Geistes an: das Wunderbare und das Nichts. Sie ist der Spiegel der geheimnisvollen Tiefen und der unendlichen Entfernungen.

So ist uns das Blau vor allem als die Himmelsfarbe vertraut. Blasser und kühler, oft an das Graue oder auch an das Grüne streifend, ruft es in unseren Breiten das Gefühl des leeren und grenzenlosen Raumes hervor. Erst nahe dem

Wendekreis strahlt das ewig heitere atlantische Blau, von dem man wahrhaft als von einem Zelte sprechen darf. Jenseits des irdischen Dunstes aber leuchtet das Gewölbe in seinem tiefsten, sich dem Schwarzen nähernden Glanz, und es ist wohl möglich, daß die gewaltige Macht des Nichts sich dort dem Auge offenbart. In ihm schweben die Sterne, wie der Kristall in der Mutterlauge schwebt.

Die tiefen Meere fangen diese Farbe in sich ein und spiegeln sie mannigfaltig zurück, vom stumpfen Kobalt bis zum lichten Azur. Es gibt Meeresweiten von dunkel seidigem oder saphirenem Glanz, dann wieder Flächen von kristallischer Helle über dem leuchtenden Grund und an den Klippen Strudel, in denen die Flut in der Farbe von Blütenkelchen und Augensternen aus der Tiefe quillt und sich wunderbar ausbreitet. Jeder, der das Meer liebt, erinnert sich an Augenblicke der Bestürzung und dann der hellen, geistigen Heiterkeit vor solchen Schauspielen. Nicht das Wasser und nicht die Unendlichkeit des Wassers ruft diese Heiterkeit hervor, sondern seine göttliche, seine neptunische Kraft, die auch die kleinste Welle bewohnt.

Blau ist die Farbe der äußersten Orte und der letzten Grade, die dem Leben verschlossen sind, so des Dunstes, der in das Nichts verfliegt, so des Firneises und der Kerne der Stichflammen. Ebenso dringt sie in die Schatten, die Dämmerungen und die fernen Linien der Horizonte ein. Sie nähert sich dem Ruhenden und weicht vor dem Bewegten zurück.

Wenn die rote Farbe erscheint, verspüren wir eine Annäherung und Beschleunigung der Beziehungen — das Blaue dagegen ruft das Gefühl der Entfernung und der Verzögerung hervor. Ein Garten mit blauen Blumen wird daher der Betrachtung am zuträglichsten sein. Ein Raum mit blauen Wänden kommt uns größer, stiller, aber auch kälter vor. Die blaue Farbe besitzt für das Herz eine heilsame Kraft. Im Volksmunde gilt sie als bezeichnend für die seltsamen, unwirklichen, berauschten Zustände, im besonderen als die

Luftfarbe; dann wieder als Sinnbild des Zauberhaften und auch des treu Beständigen. In der Tat erscheint Blau, im Gegensatz zum polarisierenden Rot, als die gegebene Farbe der Bündnisse, als die universale Farbe schlechthin. Ebenso deutet es das geistliche und, insbesondere in seinen violetten Schattierungen, das im Fleische unfruchtbare Leben an.

Die blaue Farbe weist auf den geistigeren Zustand hin, nicht aber auf den vornehmeren, wie er sich in der roten Skala abwandelt, die im Purpur dominiert. Sie nimmt an den Sonderungen nicht teil — ihr Ort darf dort vermutet werden, wo das Gesetz beheimatet ist, nicht, wo es regiert. Das Verhältnis von Blau und Rot bietet Stoff zur hohen Meditation: im Kosmischen über Himmel und Erde, im Menschlichen über priesterliche und königliche Macht.

## *Der schwarze Sey* — *Bergen*

Das Schiff legte mitten in der Nacht im Hafen an, und sogleich begannen die Entladungskräne ihr Werk. Ich hörte im Halbschlaf in meiner kleinen Kabine, wie sie die Lasten aus dem Schiffsraum in die Höhe wanden und dann auf den Kai hinabsetzten. Dieses doppelte Geräusch, das ein Augenblick der Stille unterbrach, verspann mich in einen bösen Traum. Ich fühlte mich durch einen der Haken an der Kleidung ergriffen und in eine unermeßliche Höhe emporgerissen, während mich von unten eine Menschenmenge mit Schrecken betrachtete. Zuweilen zerriß ein Kleidungsstück, und der Haken fing mich an einem anderen wieder auf. Bei jeder dieser Bewegungen stießen die Zuschauer laute Schreie aus. Endlich aber setzte der Kran mich ganz sachte auf dem Boden ab. Die Leute eilten mir entgegen; ich bemerkte, daß es nur Personen waren, denen ich unangenehm gewesen war und die mir im Leben zu schaden gesucht hatten. Um so wunderbarer erschien es mir, daß sie alle mich mit freundlichen und gerührten Blicken betrachteten.

Sie berührten mich mit den Fingerspitzen und tasteten mich ab.

Nach dem Erwachen begab ich mich an Land und schlenderte auf dem Torvet umher. Diese nordischen Hafenstädte erinnern mich an frühe Abschnitte meiner Kinderzeit; sie langweilen mich, aber ich fühle mich in ihnen zu Haus. Gerade liefen die Fischerboote, die über Nacht auf See gewesen waren, in das Hafenbecken ein, und die Stände der Fischhändler füllten sich mit frischem Fang. Besonders fiel mir der Sey in die Augen, ein glatter, glänzender Dorsch, der zuweilen in ungeheuren Mengen erbeutet wird und den man seiner schwarzen Farbe wegen auch den Köhler nennt. Vor dem Tode verströmt er mit feinem, unablässigem Zittern die Lebenskraft. Tausende und Abertausende dieser Fische breiteten sich auf dem Markte wie ein schwarzer, zuckender Teppich aus, den die bunten Stände der Blumenhändler im Viereck randeten — ein Schauspiel von tödlicher Heiterkeit.

Ich beobachtete einen Marktknecht, der wohl hundert Fische schlachtete, während er mit einem schönen Dienstmädchen schäkerte. Er griff die Tiere aus einem Bottich heraus und schnitt ihnen, ohne sie zu betrachten, mit einem scharfen Messer die Kehle unter den Kiemen durch. Diese gleichmütige Tätigkeit stand zum Schmerz, den sie erweckte, in einem peinlichen Gegensatz. Es war weniger die Grausamkeit des Vorganges, die diesen Eindruck zeitigte, als seine mechanische Achtlosigkeit. Ungemein sorgfältiger und aufmerksamer wirkten die Bewegungen des Urfischers, dem ich im Süden, auf einer kleinen Klippe vor Alcudia, zusah, wie er seine Beute aufbrach und ausweidete. Anders behandelt der Kaufmann die Ware, der Jäger das Wild.

Während des Frühstücks schoß mir durch den Kopf, daß wir in eine Zeit geboren sind, in der uns sowohl der geschäftige Zugriff des einen als auch die geschärfte Grausamkeit des anderen bedroht — in eine Zeit des doppelten Verzehrs. Wie Odysseus zwischen Scylla und Charybdis, so

segeln wir zwischen Kriegen und Bürgerkriegen dahin — und kennen vielleicht, wie diese Fische, noch nicht einmal den Namen des Vorganges, in dessen Maschen wir gefangen sind. Gar zu gern würde ich das einmal in einer Weltgeschichte lesen, wie sie in zweihundert Jahren erscheinen wird. Leider erinnern solche Berichte oft an Bücher, in denen man die I-Punkte vermißt. Im Paris von 1792 gab es auch Annehmlichkeiten, wie hier am Bergener Fischmarkt das reiche Frühstück, das man um elf Uhr vormittags serviert, dicht neben den Schlachtbänken.

*Historia in Nuce:* *An Bord*
*Das Glücksrad*

Zum Bild der Jahrmärkte, wo es so viel zu sehen gibt, gehören auch die Gruppen, die um die kreisenden Glücksräder versammelt sind. Achtlos schreiten wir hier an einer der Schicksalsfiguren vorüber, in die unser Leben geordnet ist, achtlos auch an dem Rad, das ein wenig schärfer zu betrachten sich wohl lohnen würde, auch wenn wir den Gewinn verschmähen, den der possenhafte Ausrufer verheißt.

Wir treffen diese kleinen Maschinen in verschiedenen Formen an, in denen ein gemeinsames Prinzip arbeitet. Ihr Mechanismus beruht auf dem Zusammenspiel eines Rades oder einer kreisenden Scheibe mit einem System von Symbolen, die als Farben, Ziffern oder Zeichen angeordnet sind. Der Idee nach kann man sich das Glücksrad als aus zwei Kreisen gebildet vorstellen, von denen der ruhende durch eine Gradeinteilung ausgezeichnet ist, während der andere den reinen Ablauf bewirkt.

Das Spiel wird vereinfacht, aber nicht verändert, wenn man den Symbolkreis mit dem des Ablaufs vereint. So gebildet ist die Roulette in ihrer üblichen Form, die uns als einfache Drehscheibe erscheint. Wenn wir jedoch den Querschnitt durch sie legen, tritt ihre Doppeleigenschaft her-

vor; wir unterscheiden einmal das Rad und dann den Zeichenkreis, der ihm als Blättchen oder Anstrich aufgetragen ist. Es gibt indessen auch Formen der Roulette, bei denen wohl das Rad sich dreht, nicht aber der von ihm gesonderte Zeichenkreis. Das ist etwa bei jenen Glücksrädern der Fall, bei denen die Drehscheibe die Gestalt eines Kreisels trägt, dessen Lauf Kugeln in peripherisch angeordnete Vertiefungen schnellt. In dieser Form wird das Spiel deutlicher, denn der Zeichenkreis ist seinem Wesen nach ruhend und in seiner Aufteilung konstant. Hierauf beruht das feste Verhältnis von Gewinn und Verlust und damit die sichere Rechnung aller Unternehmungen, für die das Glücksrad arbeitet.

Ganz anders freilich spiegelt sich der Vorgang in der Welt des Spielers ab. Für den Spieler gewinnt die Drehscheibe insofern eine ungemeine Bedeutung, als sie die Beziehung zu jenem Ausschnitt des Symbolkreises bewirkt, dem sein Los entspricht. Zu diesem Zwecke dient eine besondere Vorrichtung, der *Index*, der das Glücksrad vervollständigt, indem er die leere Bewegung der Drehscheibe qualifiziert. Wir können uns das einzelne Spiel nunmehr so vorstellen, daß über dem ruhenden Symbolkreise eine gläserne Scheibe schwingt, darauf als Marke der Index eingetragen ist. Wenn die Bewegung unterbrochen wird, bezeichnet der Index einen Ausschnitt des Symbolkreises und entscheidet damit Gewinn und Verlust. Es leuchtet ein, daß das Ganze erst durch den Index zum eigentlichen Glücksrad wird. Daher erfährt denn auch das Lebensgefühl des Spielers im Augenblick, in dem die Marke auf dem Symbolkreis verharrt, eine mächtige Steigerung.

Praktisch kann sich auch der Index auf die verschiedensten Arten darstellen. Wir finden ihn als einfachen Zeiger, als rollende Kugel, auch als Stift oder Zahn, der an den Speichen oder Ausschnitten des Symbolkreises als Hemmung arbeitet. In anderen Fällen wieder wirkt er als Geschoß, indem er in Form eines Bolzens auf das kreisende Glücksrad abge-

schnellt wird. Den gleichen Vorgang vollzieht die Hand des Waisenkindes, die in die rollende, mit Losen gefüllte Trommel greift — immer handelt es sich um den blinden Treffer auf den Zeichenkreis. Der Irrtum aller Spieler beruht auf einer optischen Täuschung, die ihnen den Symbolkreis als eine Art von Schützenscheibe erscheinen läßt und den Index als gezieltes Geschoß. Sie meinen, daß, wenn sie ihre Zahl, ihr Zeichen diesmal verfehlten, ihr nächster Schuß um so sicherer treffen wird. Daher sind, wenn die Kugel rollt, die Spielsäle vom Fluidum einer angestrengten Anspannung erfüllt, und jeder glückliche Spieler schreibt sich am Gewinn eine Art von Vaterschaft zu.

Im Bau des Glücksrades verbergen sich jedoch weit bedeutendere Verhältnisse als das von Gewinn und Verlust, und die tiefe Leidenschaft, die sein Lauf im Herzen des Spielers erregt, beruht darauf, daß es zugleich als ein vollkommenes Modell des Weltganges arbeitet. So faßt der Mensch seit jeher, wenn er sein Los in den Sternen erblickt, den Kosmos als kreisendes Glücksrad auf, und das Horoskop, das der Astrologe uns aufzeichnet, stellt nichts anderes als den Symbolkreis dar, auf den unsere Lebensstunde als Index eingetragen ist. Wenn wir den Vorgang betrachten, rührt uns ein Schauer an, wie ihn das Spiel des Schicksals erweckt. Wir sehen den bunten, ruhenden Zeichenkreis in seiner unveränderlichen Einteilung und über ihm, gleich einem Nebelringe, den leeren Kreislauf der Zeit. Und doch birgt diese schwingende Scheibe Raum für alle, die jemals waren, sein werden oder auf ewig im Schoße des Ungeborenseins verharren. Sie alle sind Mitspieler; daher ist die Geburt an sich, gleichviel wie ihre Konstellation, bereits ein Treffer unter Millionen, und mit Recht stellt sich der Mensch, sei es im Glück, sei es im Unglück, zuweilen die seltsame Frage: »Warum gerade ich?«

Ebenso sind unsere Uhren nach dem Prinzip des Glücksrades gebaut. Hier liegen die Verhältnisse so, daß das Ziffernblatt den Symbolkreis, das Räderwerk die Dreh-

scheibe und der Zeiger den Index vertritt. Damit der Vorgang Qualität gewinne, muß er mit unserem Lose verbunden sein. Im Laden des Uhrmachers kreisen die Uhren beziehungslos, wie im Kinderspiel, das um gedachte Einsätze geht. Wenn der Käufer sie davonträgt, wachen sie zum Ernstfall auf; sie schlagen zu den Festen, zu den Schmerzen, zum Gericht. Auch glaubt man, daß die Uhr am Krankenbette im Augenblick des Todes stehenbleibt. Was uns die Uhr im einzelnen bedeutet, kann ungemein verschieden sein. Es leuchtet ein, daß wohl der Spieler sie vor allem als Glücksrad erkennt. Daher sind ihm die Stunden auch reich an unerwartetem Gewinn, an Schicksalsschlägen, an Veränderungen, Reisen, Schäferstunden und Abenteuern aller Art. Das andere Extrem verkörpert jener Typus, der die Uhr allein als Chronometer gelten lassen will. Dennoch gleicht auch er dem Spieler, der sich mit geringem, aber sicherem Gewinn begnügt. Freilich muß auch er erfahren, daß selbst bei kleinstem Zinsfuß unser Kapital nicht sicher steht, und auch ihm gilt jenes »Una harum ultima«, das auf den alten Uhren stand. Wo man im Glück die Wohlgeratenheit erblickt, fällt dieser Unterschied dahin. Wer sich auf die große Kunst versteht, die rechte Stunde zu treffen, dem rechnen wir nicht nach, ob er sie bestimmte oder erriet. Übrigens ist, wer streng nach dem Chronometer lebt, wie etwa der Beamte, stets in besonderer Weise vom Gange größerer Schicksalsuhren abhängig.

Lehrreich ist es, wenn wir uns entsinnen, unter welchen Umständen wir jeweils eine neue Uhr erwarben: Wir werden finden, daß sich diese Tage oft mit solchen decken, die einen neuen Abschnitt unseres Lebens einleiteten — an denen eine neue Partie im Lebensspiel begann. Die große schlagende Standuhr gehört zum Haus und zur Familie, wie die Turmuhr zur Gemeinde gehört. Der Brauch, Zeiträder an hohen Orten, sei es auf Türmen oder Berggipfeln, zu errichten, geht auf die Anfänge zurück. Wir finden in ihnen allen den Symbolkreis wieder, von den Steinringen und Sonnen-

scheiben bis zu den kalifornischen Oberservatorien. Freilich ändern sich die Fragen, die der Mensch an die Gestirne richtet, und es ändern sich die Antworten.

Immer aber finden wir die Weltangst und das Schicksalsbangen mit dem bewegten Teil des Rades oder mit dem Zeitablauf verbunden, während der tiefere Blick die ruhenden und unveränderlichen Zeichen zu erforschen sucht, die auf dem Symbolkreis eingetragen sind. Hierauf beruht seit jeher und an allen Orten der Unterschied der Laien und der Wissenden, und ohne Zweifel bestand neben dem einsamen Opfer in der Aufzeichnung des Symbolkreises eine der ersten priesterlichen Handlungen. Hierauf weisen sowohl die frühen Altäre als auch die uralten Glücks- und Sonnenzeichen hin, die als Hieroglyphen des Symbolkreises und seiner Gradeinteilung aufzufassen sind. Desgleichen verfährt der Astrologe als Wissender, indem er die kreisenden Sphären horoskopisch fixiert. Zu diesem Wissen gehört auch die Kenntnis von der Wiederkunft, vom ewig Gleichen, wie sie sich in der Setzung von Kalendern und in der Ordnung des Festjahres offenbart. Hier ruht das Maß, über dem das Leben, die Arbeit und die Eintagslust des Volkes kreist, oft in den Marken überkommen von Priesterschaft zu Priesterschaft.

Von hier aus leuchtet auch der Sinn der *Weihe* ein, denn es gehört seit jeher zu den Zügen, die den Menschen kennzeichnen, daß er seinen großen Lebensstunden einen Rang zu geben sucht, der den des bloßen Datums überwiegt. Diesem Hang unterliegt nicht nur der Bauer auf dem Felde, sondern auch der Mächtige der Welt, der Sieger im Kriege wie im Bürgerkrieg, der legitime Fürst wie der Usurpator der Macht. Sie alle bewegt ein geheimer, leidenschaftlicher Wunsch: daß ihr Triumph im Grunde mehr bedeute als ein hohes Los, das unter Millionen gezogen wird, mehr als den glücklichen Treffer im Lebensspiel, dessen Gewinn bei der nächsten Drehung des Rades verloren werden kann. Diese Gewißheit kann nur dort bestehen, wo das Datum,

unabhängig von der Zeit und ihren Zufällen, auf den Kreis der unveränderlichen Ordnung übertragen wird. Daher beruhigt den glücklichen Soldaten, der nach der Krone greift, im letzten weder die Gewalt der Akklamation noch das Schaugepränge seiner Macht. Das ist ein Bangen, das er mit dem kleinen Volke teilt, dem trotz der Aufklärung bei seinen Trauungen und Taufen die Eintragung in die öffentlichen Listen keineswegs genügt. Der Mensch glaubt nichts gewisser, als daß er jenseits aller chronologischen Ordnungen ein auserwähltes Leben führt, und es ist die Weihe, die diesem Glauben Rechnung trägt.

Auch im einzelnen gewährt die Meditation über das Glücksrad gute Aufschlüsse. So etwa kann man sich an ihm die Rangordnung innerhalb der Geschichtschreibung veranschaulichen. Diese Rangordnung steigt im gleichen Maße an, in dem die Historie von der bloßen Drehung des Rades abzusehen vermag. So steht auf der untersten Stufe die chronologische Aufzeichnung. Freilich muß auch ihr bereits ein Blick auf den Symbolkreis vorangegangen sein, insofern die Kenntnis von der Wiederkunft des ewig Gleichen in der Zeit zu den Voraussetzungen der Jahreszählung gehört. Die Zählung selbst wird dann sehr früh der Schreiberkaste zugefallen sein, deren eigentliche Arbeit in der Registrierung liegt. Auch heute, bei der Abfertigung vor jedem beliebigen Schalter, vollzieht sich ein im wesentlichen chronologischer Akt, den der Schlag des Datumstempels indiziert. Von hier aus ergeben sich dann unter den mannigfaltigsten politischen Verhältnissen jene Händel zwischen den registrierenden und den konsekrierenden Mächten, die eines der großen Themen der Geschichte darstellen und deren Denkmal wir in der doppelten Architektonik der entwickelten Staaten ausgebildet sehen.

Wo die Annalen, wie etwa bei Tacitus, den hohen Rang erreichen, der sie zum Vorbild für Zeiten und Völker erhebt, verbirgt sich hinter der Aufzeichnung ein besonderer geistiger Akt. Es geht hier der Schilderung aufeinander-

folgender Ereignisse die Ermittlung ihrer außerhalb der Zeit gelegenen Bedeutung voraus. Auf diese Weise wird das Zeitrad durchsichtig. Sehr schön wird das uns dort bewußt, wo solche Werke uns ein Leben lang begleiteten. In der Jugend wird uns vor allem das Einmalige und Chronologische an ihnen einleuchten. Dann aber tritt immer deutlicher das Wiederkehrende, das immer und überall und auch jetzt und hier noch Gültige an ihnen hervor — die Essence divine, die besser konserviert als Stein und Erz. Diese Erleuchtung werden wir vor allem dann gewinnen, wenn wir selbst inzwischen an weltgeschichtlichen Ereignissen teilnahmen. Man könnte das auch so ausdrücken, daß unser historisches Vermögen einem Netze gleicht, das erst dann in genügender Tiefe lotet, wenn das Erz der eigenen Erfahrung es beschwert. Das gilt sogar schon für recht oberflächliche Ereignisse; so erinnere ich mich, daß ich die Assignatenwirtschaft, von der ich oft gehört hatte, erst wirklich begriff, nachdem ich unsere Inflation erlebt hatte. In noch weit höherem Maße gehört zum Kapital der Erfahrung die Teilnahme an den großen Begegnungen. Hiermit hängt zusammen, daß es in der Tat eine besondere Disposition zur Geschichtschreibung gibt, wie man sie häufig bei Fürsten, Feldherren oder bei mit den großen Geschäften Beauftragten wahrnehmen wird. Im Grunde freilich liegt hier ein Zusammentreffen zweiten Ranges vor — darauf beruhend, daß im verworrenen Vexierbild unserer Anstrengungen die Einheit zu erblicken dem königlichen Auge vorbehalten ist. Auch gehört dieses Gebiet, ganz ähnlich wie das der Rechtsprechung, zu jenen, auf denen die Leistung mit den Jahren, bis hoch in das den Interessen ferne Greisenalter hinauf, bedeutender wird. Auch in bezug auf das Vergangene gibt es ein Seheramt. Sehr einleuchtend liegen diese Dinge bei Dio Cassius; schön ist auch die Stelle, an der er den göttlichen Auftrag erwähnt.

Darüber hinaus gibt es eine jeder Art von Chronik überlegene Betrachtung, welche die unter dem Zeitenringe

ruhenden Zeichen zu deuten unternimmt. Hinter der Fülle des Wiederkehrenden verbergen sich Figuren von beschränkter Zahl. Hier wird die Geschichte wie ein Garten, in dem das Auge nebeneinander die Blüten und Früchte erblickt, die der Zeitlauf in stets wechselnden Klimaten bringt und wiederbringt. Der ungemeine Genuß des Aufenthaltes in solchen Werken beruht darauf, daß wir ruhend erfassen, was sonst nur in der Bewegung erscheint — so etwa den Staat in der »Politik« des Aristoteles. Übrigens ließe sich die Person des Aristoteles selbst als ein Beispiel anführen, wie Schicksalsfiguren durchleuchten — denn wenn die Dinge in Ordnung sind, dann muß der erste Denker einer Zeit zugleich der Mentor ihres Königs sein. Das letzte Verhältnis, das sich dieser Figur zuordnen ließe, ist das von Friedrich dem Großen und Voltaire.

Diese Art von Historie ist die höchste, die der Geist, insofern er betrachtet, hervorzubringen vermag — denn nur insofern er dichtet, ist ihm am Mythos weiterzuspinnen vergönnt. Die Geschichtschreibung dagegen bleibt mit dem Bewußtsein verknüpft, mit jener gewaltigen Macht, die den Geist zugleich beschränkt und mit der Kraft des Lichtstrahls begabt. Wie das Auge bei sehr klarem Meere auf dem Grunde die Amphore und die Säule ruhen sieht, so vermag der freie Blick zu jenen Maßen vorzudringen, die auf dem Grunde der Zeiten verborgen sind, tief unter Ebbe und Flut. Hier entscheidet sich eine Frage, die selbst Historiker von Rang verneinten: ob nämlich die Geschichte zu den exakten Wissenschaften zu zählen sei. Sie ist bejahbar, wenn man erkennt, daß unter ihrem flutenden Spiegel die festen Zeichen ruhen, unveränderlich in ihren Verhältnissen wie die Achsen und Winkel im Kristall.

*Das Echo der Bilder* *Rio*

Seit der Morgendämmerung war ich in dieser Residenz des Sonnengottes umhergestreift, deren Felsentor den Fremdling gleich neuen Säulen des Herkules empfängt, jenseits deren er die alte Welt vergißt. Ich hatte die Märkte und Hafenquartiere durchdrungen und war die hohen Prunkstraßen entlanggeschritten bis zu den äußersten Vorstädten, in denen der Kolibri die großen Blüten der Gärten befliegt. Dann wieder war ich durch Alleen von Königspalmen und Flamboyants in die volkreichen Viertel zurückgekehrt und hatte das Leben bei seinen geschäftigen und müßigen Gängen belauscht.

Erst spät am Nachmittag erwachte ich wie aus einem Traum, bei dem man Essen und Trinken vergaß, und fühlte, daß der Geist unter der Überfülle der Bilder zu ermatten begann. Dennoch vermochte ich mich nicht zu trennen und war wie ein Geizhals mit meiner Zeit. Ohne mir Rast zu gönnen, bog ich in immer neue Straßen und Plätze ein.

Bald aber schien es mir, als ob meine Schritte wieder leichter würden und die Stadt sich seltsam veränderte. Zugleich veränderte sich meine Art zu sehen — denn während ich bislang die Blicke an das Neue und Unbekannte verschwendet hatte, drangen nun die Bilder spielend in mich ein. Auch waren sie mir jetzt bekannt; sie schienen mir Erinnerungen, Einklänge meiner selbst zu sein. Ich instrumentierte meine Laune nach Belieben damit, wie jemand, der mit seinem Taktstock spazierengeht und, indem er bald hier, bald dorthin weist, mit der Welt musiziert.

Nun hatte ich das Gefühl, bei Reich und Arm zu Gast zu sein, und der Bettler, der mich ansprach, erwies mir einen Dienst, indem er mir Gelegenheit gab, es zu bestätigen. An Punkten, an denen der Blick die Stadt als Amphitheater umfaßt, leuchtete mir ein, daß ein solches Bauwerk wohl von vielen Geschlechtern wie von Bienen zusammengemörtelt ist, daß es jedoch zugleich ein Geist erstehen

ließ wie den Traum einer Nacht, und nicht als Wohnsitz für Menschen allein. Auch die Perlmuscheln werden mühsam aus Schichten erbaut, und doch liegt nicht darin ihr Wert.

Am Abend, in einem Café an der Copacabana, dachte ich über diese Verhältnisse nach. Es schien mir, daß es nicht nur für das Ohr, sondern auch für das Auge ein Echo gibt — auch die Bilder, die wir betrachten, rufen einen Reim zurück. Und wie es für jedes Echo besonders günstige Verhältnisse gibt, so ist es hier die Schönheit, die am mächtigsten widerklingt.

Einfacher und gründlicher gefaßt aber liegen die Dinge so: Mit dem tiefen, lustvollen Blick, den wir auf die Bilder richten, bringen wir ein Opfer dar, und je nach unserer Spende werden wir erhört.

## *Der Fischhändler* — *Ponta Delgada*

Die Azoren — das ist eine Kette von Vulkanen, die sich am äußersten Rande Europas erhebt. Seit dem frühen Morgen war ich hier unterwegs — in den Gärten, in denen das Auge die Blumen einer neuen Welt erblickt, auf den Feldern, die von dunklen Lavamauern umschlossen sind, und im hohen Lorbeerwald. Erst als die Sonne steil am Himmel stand, kehrte ich zum Hafen zurück.

Die Straßen lagen still im Mittagslicht; nur in der Ferne hörte ich einen heiteren, oft wiederholten Ruf, und mich befiel die Laune, ihm nachzugehen. Bald traf ich einen zerlumpten Menschen an, der eine Last von schon erstarrten Fischen bergauf, bergab durch die schmalen, ausgestorbenen Gassen trug, die kaum ein Drachenbaum, kaum eine Araukarie beschattete. Ich ging dicht hinter ihm her, ohne daß er mich sah, und erfreute mich an seinem herrlich vokalischen Ruf. Er rief ein mir unbekanntes portugiesisches Wort — vielleicht den Namen für die Fische, die er trug. Es schien mir aber, als ob er dem noch ganz leise etwas

hinzufügte, und daher trat ich so dicht hinter ihn, daß ich wie sein Schatten war.

In der Tat hörte ich nun, daß er, sowie er seinen weithin schallenden Ruf beendet hatte, noch flüsternd etwas vor sich hinmurmelte — vielleicht ein hungriges Stoßgebet oder einen erschöpften Fluch. Denn niemand trat aus den Häusern heraus, und kein Fenster öffnete sich.

So schritten wir lange durch die heißen Gassen dahin, um Fische auszubieten, die am Mittag niemand verlangt. Und lange hörte ich seinen beiden Stimmen zu, dem lauthin tönenden, üppig werbenden Ruf und dem leisen, verzweifelten Selbstgespräch. Ich folgte ihm mit lauschender Gier, denn ich spürte wohl, daß es hier nicht mehr um die Fische ging, sondern daß ich auf dieser verlorenen Insel den Gesang des Menschen hörte — *zugleich* sein laut sich brüstendes und sein flüsterndes, flehendes Lied.

## INHALT

# SGRAFFITI

ERSTAUSGABE 1960

## *Fliegende Fische*

Nachts wehte afrikanischer Wind über das Meer. Vom Hafen steigt ein fiebriger Dunst empor. Es riecht nach Öl, nach Fischen und Abfällen. Der Schlaf war unruhig, von bösen Träumen erfüllt. Bei Sonnenaufgang ist es schon sehr heiß. Das Licht fällt durch die Lebensbäume wie durch ein grünes Gitter ein. Ein Summen erfüllt den Raum. Zahllose Mücken, Fliegen, Wespen schwärmen unter dem Plafond, verhüllen ihn wie ein dunkles Tuch. Sie sind geschäftig, als ob eine Leiche im Zimmer läge, und unvermutet, als ob die Nacht und das Fieber sie gezeugt hätten.

Nun schießt eine große Schwalbe durch das schmale Fenster und durchmißt in lautlosen Schwüngen den glühenden Saal. Ich irrte mich — es ist kein Vogel, sondern ein Segelfisch. Er muß sich aus der Brandung über die Klippen emporgeschwungen haben und in den Garten eingeflogen sein. Ich sehe die zarten Flossensäume und die tiefblauen Schuppen, die bei den Wendungen hinüberspielen in ein perlendes Rot. Die Kühlung seines Elementes geht von ihm aus.

Nachdem er Maß genommen, folgen ihm andere Fische, metallisch und vielfarbig leuchtend, mit kleinen Flossen, die so schnell schwirren, daß nur ihr Flimmern sichtbar ist. Sie bringen neue Kühlung, und vor allem weiden sie die Decke ab. Sie saugen die Bremsen und Moskitos in sich ein. Sie ziehen wie Schermesser durch dunklen Filz und lassen helle Streifen hinter sich. Bald ist der Plafond gesäubert, und sein Gemälde wird sichtbar: ein Tempel in einer Einöde, aus dem eine Göttin tritt. Die Fische ziehen, einer nach dem anderen, durch den Park davon.

Das war ein guter Beginn. Ich werde im Meere baden und dann im stillen Hause arbeiten. Die Bilder und Ge-

danken werden sich einstellen als gehorsame Dienerschaft und des leisesten Winkes gewärtig sein. Die Fische waren ihre Herolde.

### *Wiederkehr*

Die Wiederkehr berührt uns tiefer als ihre Inhalte, erquickt uns an sich und als Mysterium. Sie weist in der Zeit auf ein Zeitloses, in der Bewegung auf ein Ruhendes hin. Wir sagen, die Sonne kehrt wieder, aber es ist nur ihr Schein, den wir wahrnehmen. Die Wiederkehr erweckt Vertrauen, bestätigt ein tiefes Bündnis mit der Welt.

Das kündet sich nicht nur in den Festen an. Wenn wir zwei, drei Mal einen Laden, eine Wirtschaft betreten, werden wir wahrnehmen, daß der Kaufmann, der Wirt uns mit einem Lächeln begrüßt. In seinem Lächeln liegt mehr als die Freude über den Gewinn, den wir ihm zuwenden. Kehren wir durch einen langen Zeitraum hin bei ihm ein, so wird das Ökonomische aus der Beziehung zwar nicht verschwinden, aber es wird sich in den Rahmen einer umfassenderen Teilnahme einfügen. Wir werden seine Gäste, er wird unser Wirt.

Verstöße in dieser Hinsicht schmerzen uns besonders; sie treffen Tieferes als unseren Vorteil und unser Recht. Ein kleiner Beamter kauft Jahre und Jahrzehnte bei seinem Bäcker und bezahlt monatlich. Nun wird er in ein fernes Land versetzt und bleibt die letzte Rechnung schuldig, verschwindet, ohne sich zu verabschieden. Es ist nicht der geringe Verlust, der den Bäcker bestürzt. Hier wurde angetastet, was er in der Wiederkehr und hinter ihr vermutete.

In einem Lande leben ein König, ein Hauptmann und ein Gendarm. Wenn der Hauptmann zur Stadt fährt, begegnet er auf dem kleinen Bahnhof seines Vororts dem Gendarmen, der dort für Ordnung sorgt. Er wird von ihm zunächst gehorsam, dann ehrerbietig und endlich mit Herz-

lichkeit begrüßt. Das geht durch Jahre und Jahrzehnte, bis endlich ein Umsturz das Land verändert, den König fällt. Wie nun der Hauptmann wieder auf den Bahnhof kommt und wieder dem Gendarmen begegnet, da wird ihm nicht nur der Gruß verweigert, sondern er wird mit barscher Stimme aufgefordert, sein Gepäck zu öffnen; die Menge lacht dazu. Jetzt erst begreift der Hauptmann, daß der König wirklich tot ist, ja er beginnt zu zweifeln, ob jemals ein König war.

## *Das Wunderbare und das Merkwürdige*

Es war, glaube ich, im Herbst 1952, bei Florenz. Ich hatte schlecht geschlafen und bewegte mich in dem Zustand, in dem man nicht recht präsent ist, weil die geistige Person sich unvollkommen mit der physischen deckt. Nicht nur der Geist, sondern auch der Körper befindet sich unbehaglich dabei. Er kommt nicht zum vollen Genusse der Realität. Das ist die Stimmung, in der man »nicht ganz bei sich« ist. Dazu kamen der neblige Vormittag und der trübe Strom, an dessen Ufer ich stand. Die Wasser des Arno, die so viele Dichter besungen haben, fließen, besonders nach Regengüssen in den Bergen, mit stumpfer Lehmfarbe unter den Bögen der alten Brücken dahin.

Es war so diesig, daß man das andere Ufer nur undeutlich sah. Ich stand auf einer Wiese unterhalb der Stadt, in der Nähe des Rennplatzes, und blickte zerstreut auf den Strom. Indem ich mit den Augen seinen Wirbeln folgte, schien eine Täuschung aus ihnen aufzusteigen, ein suspekter Gegenstand. Er sah wie eine Seeschlange aus. Die Strömung trieb ihn immer näher — allein, anstatt nun zu verschwimmen, wie solche Gebilde pflegen, die unser Spleen erzeugt, wurde er in seinen Umrissen schärfer und deutlicher. Es konnte sich nur um eine Schlange handeln; ich sah die Augen und sah die Zeichnung der Rippen unter der bleichen Haut. Andererseits war die Farbe phantastisch, war die

eines Mondwesens. Vor allem beunruhigte mich die Länge, die eher an den Amazonas als an den Arno gepaßt hätte. Das Wesen hatte die Größe einer ausgewachsenen Anakonda, aber es mußte tot sein, denn es trieb nach Art eines Leichnams vorbei.

Ich wählte einen der angeschwemmten Äste, die am Ufer lagen, und suchte das Tier zu länden, was mit einiger Mühe gelang. Es war in der Tat eine Schlange von mehr als drei Mannslängen.

Derartiges ist merkwürdig — das heißt, es fällt nicht alle Tage vor. Wir sind bei solchem Anblick nicht nur fasziniert, sondern auch alarmiert, als ob uns eine Glocke geweckt hätte. Während unser Inneres einer in Aufruhr befindlichen Stadt gleicht, zieht der Geist mit seinen verständigen Trabanten auf ihren Zinnen auf. Er sucht die Lage zu überblicken und ordnet sie in seine Grenzen ein. Er läßt Verdächtiges, undeklariertes Gut nicht ein.

So war es, nach der Überraschung, auch in diesem Fall. Was war denn Ungewöhnliches an ihm? Einem Tierbudenbesitzer war eines seiner Schaustücke eingegangen; er hatte es abgehäutet, um ein Paar Schuhe oder eine Handtasche für seine Hausfrau zu gewinnen, und hatte sich dann des Schemens entledigt, indem er ihn in den Arno warf. Die Lösung erheiterte mich. Sie klärte nicht nur den Fall, sondern auch den verworrenen Zustand, die Stimmung auf. Das Erlebnis war merkwürdig, aber nicht wunderbar. Und es war auch nicht mir allein zugestoßen, denn sicher hatten vor mir Hunderte von den Brücken aus das Untier dahintreiben sehen. Die meisten Seeschlangengeschichten entstehen auf solche Art.

In ähnlicher Weise ist man verwundert, wenn man im Stadtwald von Basel auf Elefanten stößt. Zunächst glaubt man an einen Irrtum, erfährt dann aber von dem Wärter, der die Tiere begleitet, daß die Stadtväter auf den guten Gedanken gekommen sind, die melancholischen Dickhäuter aufzuheitern durch solche Spaziergänge. Gewiß hatte schon

der Senat von Karthago ähnliche Sorgen, denn die Stadtgräben, in denen die Tiere eingezwingert waren, boten eine kärgliche Herberge. Dort hielt man Elefanten nicht nur als Schaustücke.

Solcher Begegnungen wird jeder sich aus seinem Leben entsinnen — was ist das Merkwürdige daran? Doch nur das Außergewöhnliche. Man sagt sich: Das geschieht nicht jedem und auch nicht jeden Tag. Es handelt sich aber nicht um Wunder, sondern um Treffer, denen mit der Wahrscheinlichkeitsrechnung beizukommen ist. Eine Italienerin, die Casanova verführt, indem er ihre Gewitterfurcht ausnützt, macht gute Miene zum bösen Spiel und sagt, daß das gewiß noch niemals vorgekommen sei. Casanova antwortet richtig, das habe sich schon unzählige Male ereignet und werde noch unzählige Male vorkommen. Es bedarf dazu in der Tat nur einer banalen Konstellation, die durch eine ängstliche Frau, ein Gewitter und einen verwegenen Liebhaber geschaffen wird.

Das Wunderbare liegt hier nicht in den Umständen, obwohl es mitwirkt, und zwar durch Eros' göttliche Gewalt. So ist es überall. Wenn ein Auto mit der Nummer 666 666 an uns vorbeifährt, berührt uns das merkwürdig. Doch ist es nicht wunderbar. Dieser Wagen ist ein Wagen und diese Ziffer ist eine Ziffer wie jede andere. Daß wir sie merkwürdig finden, ist ein Zeichen unserer Beschränkung, denn *jede* Zahl umschließt ein Wunder, insofern sie eine Konstellation der allmächtigen Einheit darstellt, einen ihrer Orte in der raumzeitlichen Welt. Unseren stumpfen Augen wird das nur deutlich an solchen Bruchstellen, an denen der Kristallismus der Zahlenwelt aufleuchtet.

Merkwürdig ist das Hineinragen des Vereinzelten in die Erfahrungswelt. Der Einschlag eines Meteors ist merkwürdig, eine Sonnenfinsternis nicht. Merkwürdig ist ein Besonderes, das wir entsondern müssen, damit die Harmonie bestehen bleibt. Die Kraft des Entsonderns nimmt mit der Erfahrung zu. So gab es Zeiten, in denen auch die Sonnenfinsternis

merkwürdig war. Wo alles wunderbar wird, nähern wir uns der Einheit, wo alles merkwürdig wird, dem Sinnlosen. Die wachsende Sucht nach dem Merkwürdigen deutet auf Verlust.

Je mehr Einzelheiten sinnvoll zusammentreffen, desto mehr verliert sich der Eindruck des Merkwürdigen. Sie werden der Einheit dienstbar, fügen sich ihrem Plane, den sie nunmehr bestätigen. Das gilt für das Kunstwerk wie für das Leben überhaupt. Auch hier hat jeder seine Erfahrungen.

Es war ein Jahr später, in Paris, als ich mich in ähnlicher Stimmung wie am Arnoufer befand. Ich war am Morgen bei strömendem Regen angekommen und hatte Freunde verfehlt, die ich erwartete. Auf dem Rückweg zum Bahnhof Montparnasse stöberte ich, um die Zeit hinzubringen, in der Auslage eines Antiquars. Unter den Broschüren fielen mir die »Lettres Odiques« von Reichenbach in die Hand, als Übersetzung in das Französische. Reichenbach war ein Autor, der, ähnlich wie Fechner, an seinen positivistischen Zeitgenossen vorbeiredete. Er arbeitete mit Kristallen, aus denen er, wenn er die Augen lange im Dunkeln geschont hatte, blaue und gelbe Auren strahlen sah. Er studierte ferner das Verhalten von Menschen, die er als Sensitive oder auch als Hochsensitive bezeichnete und denen er die Wahrnehmung von Erscheinungen zuschrieb, die den allermeisten unsichtbar sind. Seine Odlehre, die man als Wiederentdeckung des tierischen Magnetismus auf höherer Ebene bezeichnen kann, stieß natürlich auf die Ablehnung fast aller Physiker. Übrigens will man heute, im Besitz verfeinerter Apparate, gerade an Kristallen Ähnliches entdeckt haben, doch ist das unwichtig.

Einige Sätze, die ich im Stehen las, wie etwa, daß wir Götter wären, wenn wir für das Od einen Sinn hätten, reizten meine Neugier; ich erstand das Bändchen und nahm es mit in das kleine Lokal, in das ich zum Essen ging. Ich war dort zum ersten Mal. Auch hier hielt die Stimmung des Regentages und des verfehlten Ganges an. Unter den

Gedanken, die kamen und gingen, war auch der folgende: »Wenn du hier sitzen müßtest, bis ein Bekannter käme, dich zu erlösen, so könnten gut ein, zwei Jährchen vergehen, vielleicht auch noch längere Zeit.«

Als ich aufblickte, sah ich Helene, die ich in Dakkar wähnte, eintreten. Sie hatte mich trotz ihrer Kurzsichtigkeit sogleich erkannt und setzte sich zu mir an den Tisch, als ob wir uns eben getrennt hätten.

Wenn es sich jetzt darum handelte, eine merkwürdige Geschichte zu erzählen, so müßte ich sagen, daß sie ein Buch in der Hand gehalten hätte, und zwar den Reichenbach. Wir pflegen ja solche Begegnungen in der Wiedergabe gern zu garnieren, das ist bekannt. Aber ich will mich an die Fakten halten und darauf beschränken, anzumerken, daß sie beim Nachtisch in dem Bändchen blätterte. Am Abend sandte sie mir dann die Erstausgabe der »Odisch-Magnetischen Briefe«, die 1852 bei Cotta erschienen ist, in mein Hotel. Sie hatte sie in ihrer Bibliothek gehabt.

Und das ist wiederum weniger merkwürdig, als es auf den ersten Blick scheinen mag, da man als Motto dieser Bibliothek bezeichnen könnte: »Durch Geistes Kraft allein«. Da mußte wahrscheinlich, wenn irgendwo in Paris, auch Reichenbach zu finden sein. Übrigens hätte er ohne Zweifel Helene als Sensitive erkannt. Das verraten auch ihre Gedichte »Vérités et Symboles«.

Ich könnte das noch ausführen. Aber was sollen Daten, wo nichts bewiesen werden soll? Beweist man denn Harmonie? Und stückt sich ein Lied aus Noten zusammen wie ein Dominospiel?

In weitem Umfang ist die Kenntnis der wunderbaren im Gegensatz zur bloß merkwürdigen Begegnung den Liebesleuten eigentümlich — wenn sie sich ihrer Geschichte entsinnen, sie unter sich verhandeln, erkennen sie gern jeden kleinsten Umstand als Fügung an. Sie fragen zwar immer wieder: »War das nicht merkwürdig?« Aber sie meinen:

»War es nicht wunderbar?« Sie meinen, daß sich das Universum bewegt hat, damit der Hans die Grete finde, und sind damit im Rechte, denn das ist eine seiner Absichten. Das ist einer der Punkte, an denen der Mensch die mythische Wahrheit noch empfindet und wohl immer empfinden wird. Damit entschwindet sowohl das Merkwürdige als auch das Häßliche. Beide sind eng verknüpft. An Orten, an denen viel Merkwürdiges geschieht, ist auch viel Häßliches.

Das Wunder ist eine Bestätigung großer Zusammenhänge, nicht eine Ausnahme. Das unterscheidet das echte Wunder vom magischen Akt. Es hält sich im Glaubwürdigen. Es ist glaubwürdig, daß ein Blinder sehend wird, doch wer sich unterfangen wollte, einen abgetrennten Kopf wiederaufzusetzen, wäre kein Wundertäter, sondern ein Magier. Solchen Berichten haftet das Abgeschmackte der Zauber- und Geisterbücher an. Auch viele Geistererscheinungen sind nicht wunderbar, sondern merkwürdig, und das auf ärgerliche Art. Bei den spiritistischen Erscheinungen tritt noch die besondere Häßlichkeit der Experimentalwissenschaft hinzu.

Je deutlicher und je beglückender durch ein Ereignis oder eine Gestalt der Gesamtplan bestätigt wird, um so gewisser dürfen wir sie als Wunder ansprechen. Ein wunderbarer Körper, ein wunderbarer Geist verdienen die Bezeichnung nicht deshalb, weil sie von der Regel abweichen, sondern weil sie sie bestätigen. Das kann sie freilich von Millionen unterscheiden, doch andererseits erkennen die Millionen ihr Eigentliches im wunderbaren Bild. Aus diesem Grunde können die Menschen nicht ohne Kunst leben. Alle Wunder sind Abglanz des Schöpfungswunders, sind seine Wiederholungen und Gleichnisse im Zeitlichen. Die Zeugung geht bei der Schöpfung zu Lehen. Die Wahrnehmung der Welt als eines wunderbaren Hauses ist Religion, und daher ist es richtig, daß ihr die Kunst zu dienen hat und in dem Maß verliert, absurd wird, in dem sie sich von ihr entfernt.

Fromm sein heißt, vom Wunder der Welt erfaßt werden. Das ist kein Zeichen, keine Folge von Religion, sondern deren Voraussetzung. Dem folgt Verehrung unmittelbar, auch Heiterkeit. Es ist wahrscheinlicher, daß die Heiterkeit den Ursprung der Religionen bildet als die Furcht, wie viele Theorien annehmen. Auch heute ist jede Frömmigkeit verdächtig, die sich auf Furcht gründet und der Heiterkeit fehlt.

Die Panik ruft einen Ansturm auf die Kirchen hervor. Er gleicht dem Run auf die Banken, durch den eher der Bankerott befördert wird. Man darf in den Kulten nichts suchen, was man nicht in sie hineinträgt und nicht als Mitgift bringt. Sie verwalten unseren natürlichen Schatz. Das ist ihre Aufgabe.

Überall dort geschieht dem Verstand Unrecht, wo ihm im Hinblick auf Irrationales Beschränkung vorgeworfen wird.

Es gibt zwar Dinge, die außerhalb der Kompetenz des Verstandes liegen und die die idealistische Philosophie vorzüglich abzugrenzen wußte, aber Tatsachen, und seien es die allermerkwürdigsten, gehören nicht dazu. Tatsachen, besonders wenn sie unerwartet und brutal auftreffen, können zwar den Verstand erschüttern, doch nicht aus den Angeln heben; es gibt keine Tatsache, die der Verstand nicht meistern kann.

Die meisten Tatsachen, auch wenn sie neu auftreten, fallen in die bereits bestehenden Register — so etwa die Seeschlange in die der Zoologie oder der Paläontologie. Würde an einer unserer Küsten eine Seeschlange von der Länge des Kölner Domes stranden, so würde diese Tatsache vielleicht eine neue Familie, aber noch keine neue Klasse im zoologischen System schaffen. Sollten völlig außerhalb der Erfahrung liegende Gebilde auftauchen, so würde der Verstand eine neue Kammer einrichten, ein neues Gitter aufstellen.

Die Seeschlange ersetzt bei uns in bescheidener Weise Dinge, wie sie die Alten jenseits der Säulen des Herakles, die Araber hinter dem Berge Kaf vermuteten. Im Grunde gehört das zur Topographie des menschlichen Hauses und seiner Sichtweite. Die Sichtweite mag sich ändern, etwa durch Teleskope, nicht aber ändert sich das Undefinierte an den Rändern und die Arbeit, der Triumph des Verstandes daran. In unseren Tagen treten kosmische Objekte in die Rolle der Seeschlange ein.

Auch wenn Marsmenschen bei uns landen würden, so wäre das merkwürdig, aber nicht wunderbar. Merkwürdig wäre auch das Auftreffen eines Riesenmeteors in dicht besiedelten Gegenden. Die Wahrscheinlichkeit eines solchen Ereignisses ist gering, aber nicht ausgeschlossen; sie ist sogar berechenbar. Wir kennen die Zahl der großen Krater, die durch Boliden in die Erdkruste geschlagen wurden, und können aus ihr auf andere Geschosse schließen, die in die Meere gefallen sind. Daraus läßt sich errechnen, welche Aussicht auf einen Einschlag für jeden beliebigen Punkt der Erdoberfläche besteht.

Der ungeheure Treffer, der kurz vor dem Ersten Weltkrieg die sibirische Tundra verheerte, gibt eine Vorstellung von kosmischen Katastrophen; er ist damals kaum bemerkt worden. Noch vor zweihundert Jahren hätte man in der Tatsache, daß solche Zusammenstöße nur von unbewohnten oder schwach besiedelten Flächen bekannt sind, einen Beweis der göttlichen Providenz gesehen, wie in Sodoms Fall das Gericht.

In der determinierten Welt wird freilich alles zum Wunder, das Haar auf dem Haupte und die Feder des Sperlings auf dem Dach. An sich sind das Berechenbare und das Unberechenbare, das Merkwürdige und das Wunderbare nicht verschieden; es handelt sich noch nicht einmal um zwei Kammern, die unser Geist betritt. Es sind zwei Ansichten. Die Tapete ist aus changierendem Stoff.

Über den Verstand muß man nüchtern denken wie über einen Ordner und Registrator, der im obersten Stockwerk eines Wolkenkratzers haust. Er gehört zu den bequemen Beamten und ist unangenehm berührt, wenn neue Erscheinungen eintreten, weil das ihm Arbeit macht. Indessen leistet er diese Arbeit, indem er die Bestände aufnimmt und einordnet.

Man kann den Verstand auch einem Pegel vergleichen, einem Maßstab im Strom der Tatsachen. Aber es handelt sich nicht um einen feststehenden, sondern um einen schwimmenden Pegel, der nicht, und nicht einmal durch eine Sintflut, überflutet werden kann. Er hebt sich mit dem Anstrom der Tatsachen. Wird der Mond, der Mars, der Sirius befahren, so ändert das nichts am Verstande, es vermehrt lediglich die von ihm verwalteten Vorräte.

Der Verstand ist also nicht hinsichtlich des Merkwürdigen beschränkt. Im Gegenteil: das Wort »merkwürdig« verrät bereits, daß es sich hier um etwas handelt, das unter die Herrschaft des Verstandes fällt. Anders verhält es sich mit dem Wunderbaren, mit allem also, was man als schön, als mythisch, als verehrungswert bezeichnen kann. Aber auch hier kann man nicht von der Beschränktheit des Verstandes sprechen, sondern von seiner mangelnden Kompetenz. Ihm untersteht, was meßbar ist, und es ist billig, daß er in bezug auf die meßbaren Dinge das letzte Wort behält.

## *Falschspieler*

Rue Poissonnière. Nach vielen Jahren kam ich heute wieder an der Ecke vorüber, an der mich ein Falschspieler ansprach, als ich zum ersten Mal den Fuß in diese Stadt setzte. Ein kleiner Schlepper, ich ließ mich von ihm in eine Pension führen. Am Abend kam er wieder, wollte mich zu einer Partie einladen, »bei der man immer gewinnt«. Was machte mich verlegen, als er diesen Satz aussprach, mit

dem man seit mesopotamischen Zeiten die Gimpel fängt? Doch wohl der Mangel an Finesse, der plumpe Köder an seinem Garn.

Ich folgte ihm in den rückwärtigen Raum eines Cafés. Dort wartete bereits der andere Mann. Er ließ sich überreden, seine Billardpartie abzubrechen, und setzte sich mit an den Tisch. Die Karten waren sofort zur Hand. Ich sah in den Spiegeln, wie die Freudenmädchen und ihre Kavaliere lächelten. Die Stimmung war gemütlich, einhellig, fast rituell.

Es handelte sich darum, die höchste Karte zu erraten von drei aufgeworfenen. Ich sah deutlich das Karo-As, bezeichnete es und gewann. Wir spielten dann um das Doppelte, und ich gewann auf diese Weise drei Mal. Endlich stand das halbe Reisegeld auf dem Spiel, und ich hatte den Eindruck, daß die Partie ernst wurde — ich hatte die höchste Karte gesehen, doch nur als Andeutung. Ich wußte nun bestimmt, daß ich nicht dem Augenschein folgen durfte, sondern daß eine der beiden anderen die Gewinnkarte war. Aber vielleicht konnte auch noch beim Aufdecken manipuliert werden. Das war dann das Spiel, bei dem man immer gewinnt.

Ich sagte daher etwas, das sie noch nie gehört hatten, nämlich: »Es scheint mir, daß ich heute zuviel Glück habe.«

Sie blickten sich betreten an. Wahrscheinlich hielten sie mich für einen Lockspitzel. Auch die anderen, die ich im Spiegel sah, wurden still und nachdenklich. Ich stand dann auf und ging hinaus. Der vom Morgen kam hinter mir her. Er führte mich auf Umwegen zu meiner Pension zurück und verabschiedete sich dort jäh. Ohne Zweifel wünschte er, daß ich das Lokal nicht wiederfände, in dem wir gespielt hatten.

In der Pension kam der Ärger nach. Ich fragte mich, warum ich das getan hatte, fluchte über meine Nachgiebigkeit gegenüber solchen Anzapfungen. »Wenn du wenigstens mit ihnen den Einsatz geteilt hättest. Gehst nächstens noch

mit, wenn du bei deiner eigenen Hinrichtung den Zuschauer machen sollst.«

Aber da war wohl noch etwas anderes. Diese Aufteilbarkeit des Bewußtseins war mir schon öfters begegnet und sollte mir fernerhin begegnen — gehörte sie zur Aufgabe? Die Aufgabe konnte darin bestehen, Zeuge zu sein und Aussage zu leisten, auch über unangenehme Dinge, bestand vielleicht in höherer Teilnahme. Ich entsinne mich, bei Tallemant des Réaux von einem Manne gelesen zu haben, der gehenkt und dann begnadigt wurde, weil der Galgen einstürzte. Man fragte ihn, was er empfunden habe, und er antwortete: »Ich hatte den Eindruck, daß ich einer Hängerei in einer anderen Welt beiwohnte.« Das ist ein Gefühl, das mir geläufig ist, ein Heraustreten aus der linearen Realität, die sich ein wenig verschiebt, verdoppelt und verschärft.

Da war einmal die Gemeinsamkeit mit diesen Gaunern, die einen Dummen gefischt hatten. Die Situation war mir vertraut wie im Traum. Zugleich war ich in mir selbst, der da mitspielte, und deshalb überlegen dem in der Situation gefangenen Ich. Endlich gab es ein drittes Bewußtsein, das den Vorgang als Bild betrachtete, und zwar mit Genuß. Daß so etwas mehr wert ist als der Einsatz, selbst wenn das Leben auf dem Spiel steht, und daß es die Gefahr vergessen läßt, sah ich späterhin oft.

Wenn die Betrachtung eine gewisse Spitze überschreitet, kommt es zu einem Umschlag des Bewußtseins ins Generelle; die Spannung sprengt die Isolierung und breitet sich feldmäßig aus. Das willensmäßige Interesse verliert sich im Bilde, schlägt in Anschauung um. Ökonomisch gesehen ist das eine Fehlleistung, moralisch kein Verdienst. Unentbehrlich ist diese Eigenschaft dagegen für die höhere Berichterstattung, gleichviel ob sie durch Wort, Bild oder Zeichen geschieht. Nicht nur der Künstler, sondern auch der Philosoph und der Historiker, wie überhaupt jeder, dessen Leistung über das Meßbare und Erlernbare hinausführt und die Konzeption berührt, ist auf Entäußerung angewiesen:

sie ist seine geistige Hand, sein Werkzeug der Werkzeuge, sein verformender Gang. Wir nennen diesen Akt »in den Gegenstand eintreten«. Zugleich tritt aber der Gegenstand in den Betrachter ein. Die männlichen und die weiblichen Kräfte beginnen sich als Intuition und Konzeption zu decken; sie werden kongruent. Damit verändert sich nicht nur die Einsicht, sondern auch die Aussage. Ein gutes Beispiel gibt Goethes Bericht über den Besuch der Dresdener Galerie. Daß die Betrachtung von Bildern uns erschöpft und angreift, liegt daran, daß sie von uns ein Opfer fordern: magische Substanz. Nur dieses Opfer bewahrt uns vor der Gefahr der Reproduktion, das heißt davor, daß wir mit einem Echo antworten.

Führt diese höhere Anteilnahme in die Tiefe, wie beim Mitleid, so wird der Verlust zum Gewinn. »Das bist du« kommt nicht mehr als Echo, sondern als Freispruch zurück. Wir bedürfen des Auges nicht mehr — Entäußerung wird dann Erinnerung.

## *Mosaik 1*

Wenn der Mensch stirbt, wird sein Lebenslied im Äther gespielt. Er darf es mithören, bis es ins Schweigen übergeht. Er lauscht dann so aufmerksam inmitten der Qualen, der Unruhe. In jedem Fall war es ein großer Meister, der das Lied ersann. Doch kann es in seinem reinen Klange nur vernommen werden, wo der Wille erlischt, wo er der Hingabe weicht.

Wenn drei Eier unter drei Tischgenossen zu teilen sind, kann man jedem eins geben. Man kann aber auch dem einen die Dotter, dem anderen das Weiße, dem dritten die Schalen zuteilen. Diese Art der Teilung ist sogar die übliche.

Prognose unserer Laster. Sie ist günstiger bei jenen, die auf einem Überschuß an Lebenskraft beruhen, weil sich ihr Grund-

stoff durch das Leben selbst verringert bis zur großen Heilung, dem Exitus. Daher: »Junge Huren, alte Betschwestern«.

Laster dagegen, die auf Mangel an Vitalität beruhen, wie Geiz und Neid, werden im Alter schlimmer und nicht einmal durch den Tod geheilt. Die Gespenster sind mit Vorliebe Geizhälse, die ihre Schätze aufsuchen.

Der Kritiker lebt vom Autor, nicht umgekehrt.

Konditoren. Sie sammeln Zitate aus fremden Büchern und rahmen sie polemisch ein, stets auf der Suche nach Mandeln und Rosinen für ihr mürbes Gebäck.

Der Nachweis, daß ich langweile, hat ihn zum Schwitzen gebracht.

## *Attentate*

Egalité: Wenn er vorspringt, den Dolch, die Pistole, die Bombe in der Hand, genießt er für einen Augenblick die Gleichheit mit dem Höchsten und Mächtigsten. Er greift, und wenn er auch sogleich zermalmt, zerschmettert würde, in die Geschichte, das große Schicksal ein.

Der hier zu brechende Widerstand ist freilich außerordentlich. Es sind nicht nur die Regimenter, die längs der Straßen paradieren, nicht nur die Tausende von uniformierten und geheimen Polizisten, von denen die Masse begrenzt und beobachtet wird. Es ist auch der Jubel der Masse selbst.

All das gehört zur Apparatur, zum Auftritt eines großen Geschäftsträgers, gehört zur Symbolik seiner Unangreifbarkeit. Der Anspruch wird auch im Inneren des Angreifers empfunden; dort spiegeln sich die Kordons. Nur ein gewaltiger Wille kann sie durchbrechen, sich über sie hinwegsetzen.

Das übersteigt die Möglichkeiten des normalen Menschen; vielleicht muß Fieber, muß Hypertonie hinzutreten. Bei

Damiens wird das ganz deutlich; er sagte in der Untersuchung vor dem Parlamentshof, daß er sich, als ihn sein Plan bedrängte, zur Ader lassen wollte — hätte er einen Arzt gefunden, so würde es zum Angriff auf den König nicht gekommen sein.

Doch gleichviel, die Möglichkeit des Eingriffs in die großen Räder muß für solche Naturen einen unwiderstehlichen Reiz haben. Als Karl V. in Rom mit seinem Gefolge auf dem Dach eines hohen Gebäudes stand, begann ein Offizier zu lachen, und, nach dem Grunde gefragt, gestand er, daß er die Versuchung gespürt habe, den Monarchen zu umarmen und sich mit ihm in die Tiefe zu stürzen. Das ist eine der Bedrohungen, die sich den Herren der Welt rein der Lage nach zuordnen. Sie sind sich ihrer auch stets bewußt. Das ist der andere Grund der Absperrung.

Die Gleichheit ist für einen Augenblick gegeben: Der legitime Fürst, der Großtyrann, der Imperator liest in den Augen eines Menschen das Urteil, das dieser über ihn verhängt hat und vollstrecken will. Jäh faßt den Machthaber der Schrecken — er steht für eine Sekunde inmitten von Hunderttausenden vereinsamt, als Einzelner, Mann gegen Mann.

Dann wird der Angreifer in den Staub geworfen, von den Garden durchbohrt, von der Masse zertreten, oder er wird zum Gericht, zur Folterung geführt. Aber auf diese eine Sekunde kam es ihm an. Sie kann ihm niemand rauben; der Schmerz bestätigt sie. Hier sah er sich in der Glorie.

Damiens sucht diese Stimmung zu halten, indem er vor den Wachen den Auguren spielt, etwa: »Man habe gut acht auf den Herrn Dauphin.« Der Erfolg war, daß man ihm mit einem glühenden Schüreisen zusetzte.

Stapß, dem nach seinem mißglückten Anschlag Napoleon Gnade in Aussicht stellte, schlug sie aus. Er wollte sich nicht betrügen lassen um den Schmerz. Daß er in dieser Hinsicht weniger zu zahlen hatte als Damiens, ist in der

Ordnung; er hatte einen Angriff auf das Individuum in seiner höchsten Prägung, kein Sakrilegium verübt.

Das gilt auch für die wiederhergestellte Monarchie. An Fieschi, der eine Höllenmaschine gegen Louis Philippe richtete, erstaunt bereits ein experimenteller, technisch-wissenschaftlicher Zug; er wirkt wie einer der frühen Lokomotivführer, die in Frack und Zylinder hinter dem Kessel stehen. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts wird der Fürstenmord zur Arbeitsleistung von Typen, wie man sie in chemischen Laboratorien oder psychologischen Seminaren trifft. Er wird sowohl systematisch als auch artistisch, aber nicht waidgerecht betrieben, und der Gedanke wird zulässig, daß man entkommen kann, wenngleich nur mit der Aussicht, wie sie das Große Los darbietet. Daß der Attentäter schlecht aspektiert ist, zeigt sich an dieser Generation besonders; sie wird, soweit sie überlebt hat, in den bolschewistischen Kerkern liquidiert. Ihr Nachruhm führt über den »Pitaval« nicht hinaus. Die neuen Mächte flechten den Attentätern keine Kränze; sie betrachten den Terror als Regal. Er ist ihr Jagdrecht, und die Terroristen sind Wilddiebe.

Im totalen Staat wird auch das Attentat zum Elementarereignis mit technischer Auslösung. Ein Verwegener dringt in das Herz des riesigen Kraftwerks ein. Er greift mit der Hand in den Schalter — ein Blitz flammt auf, der ihn mit Tausenden von Ingenieuren und Arbeitern verbrennt.

Damiens' Verhör bildete übrigens die letzte Lektüre Friedrichs des Großen. Er ließ es sich kurz vor seinem Tode aus Voltaires »Jahrhundert Ludwigs XV.« von Dantal vorlesen. Der Monarch oder derjenige, der in den Rang des Monarchen einrückt, beschäftigt sich notwendig mit der Möglichkeit von Anschlägen. Das gehört zu seiner Topographie. Nicht nur der Mächtige, sondern auch der Beste, der Friedensfürst, ist bedroht, ja gerade er. Ihm gelten besonders finstere, besonders bedrückende Untaten. Das Licht fordert den Schatten heraus.

Das Studium des Attentats ist lehrreich; es führt nach verschiedenen Richtungen. Besonders sichtbar wird hier der Anteil des Zufalls am Geschichtsbilde. Der Attentäter verfügt meist über geringe Mittel; es ist fast ein Wunder, wenn er sein Opfer erreicht. Als das folgenschwerste Attentat der Geschichte wird die Ermordung des Thronfolgerpaares in Serajewo angesehen. Man sieht die beiden Opfer den Reigen von Millionen Toten anführen. Wären diese alle am Leben geblieben, wenn die Mörder ihr Ziel verfehlt hätten? Das ist höchst unwahrscheinlich, denn das Attentat schafft nicht die Lage, sondern die Lage schafft das Attentat. Im Grunde bedarf es seiner nicht. Ist der Föhn erst gekommen, so rollt auch die Lawine; der Tritt einer Gemse, der Schuß eines Jägers löst sie aus.

Stets wird man am Attentäter ein Manko feststellen: Unruhe und Unzufriedenheit. Kein Glücklicher, kein Mensch im vollen, gerechten Besitze seiner Kräfte durchschreitet dieses Tor. Die individuelle Unzufriedenheit sucht sich durch eine generelle zu rechtfertigen und macht sich zu ihrem Anwalt, zuweilen mit guten Gründen, oft dürftig genug. Damiens wiederholt in der Untersuchung das vage Geschwätz aus Kneipen und Vorzimmern, in denen Lakaien räsonieren; er spielt eine traurige Figur. Bei Sand, der Kotzebue niederstieß und dadurch großen Schaden stiftete, erstaunen die Gemeinplätze der nationalen Demokratie in ihrer frühen Fassung, als burschenschaftlicher Jargon.

Die Aufgabe des Attentäters oder, objektiv gesagt, seine Stellung im System ist daher auch in jedem Falle anders, als er sie sich vorstellt, ebenso wie seine Tat meist jene Wendung nimmt, die er am wenigsten erhoffte, erwartete. Sie mag geheime Wünsche und dumpfe Träume von vielen realisieren; gerade deshalb weichen nach der Vollbringung alle vor ihm zurück.

Wenn ein politisches System unter Spannung gerät und wenn diese Spannung sich steigert, wird es an seiner schwächsten Stelle durchbrennen. Das bedeutet nicht etwa

die Vernichtung des Systems, sondern seine Warnung durch das Aufleuchten einer Sicherung. Der Anschlag wird durch den Tyrannen daher auch fast stets begrüßt. Er führt ihm nicht nur neue Möglichkeiten der Unterdrückung, sondern vor allem Rechtsbewußtsein zu.

## *Sprüche 27, 22*

»Wenn du den Narren im Mörser zerstießest mit dem Stämpfel wie Grütze, so ließe doch seine Narrheit nicht von ihm.«

Das ist richtig, da die Dummheit in den Molekülen wohnt, bereits in den ersten organischen Verbindungen — nicht in den Atomen, denn die Materie ist supraintelligent. Hier sind noch keine Fehler möglich, es gibt keine Irrwege. Aber schon im Reiche der Sporen, der Schimmelpilze gibt es Richtiges und Unrichtiges.

Man ist nicht nur im Kopfe dumm. Aber man ist auch nicht nur im Kopfe klug. Nicht nur, je höher wir blicken, sondern auch je tiefer wir hinabsteigen, desto deutlicher wird der Palast. In dieser Hinsicht ist jeder genial, Verwalter der tiefsten Geheimnisse. Daher ist Genialität auch nichts Abnormes, wie sie denn in gesunden Zeiten nicht als abnorm empfunden wird. Sie gehört zu den Gattungsmerkmalen des Menschen, ist ein Kennzeichen des Menschen schlechthin, ja der Natur überhaupt.

Im Buch der Sprüche besitzen und kennen wir seit Tausenden von Jahren ein Rezept zum richtigen, gerechten und glücklichen Leben, ein Arkanum körperlicher und geistiger Wohlbeschaffenheit. Und doch:

Wenn sie den Stein der Weisen hätten,
Der Weise mangelte dem Stein.

Die kühnsten Denkakte führen an ein Negativbild heran. Das Unaussprechliche, das Unerzwingliche wird dort um-

schrieben, gleich einer Silhouette ausgeschnitten — das kann die Aufgabe eines Jahrhunderts gewesen sein. Das erinnert an die alten Texte, in denen man die heiligen Namen aussparte oder ersetzte durch andere. Hierher gehört die metaphysische Sparsamkeit der Naturwissenschaften, des Materialismus überhaupt, kurzum die Noblesse der Ratio als Vermächtnis des Idealismus an die positivistische Welt.

## *Sprache*

Bei der Lektüre der gegen Damiens geführten Untersuchung stoße ich auf folgendes Urteil des Vernehmenden über einen Zeugen: »J'ai reconnu que c'étoit un honnête homme et que ses réponses *quadroient.*«

Das Verbum führt auf das lateinische *quadrare* zurück, das auch Cicero anwendet. Es gibt nicht nur ein Beispiel römischer Breviloquenz, sondern spiegelt auch das römische Rechtsdenken in seiner Klarheit und gründenden Kraft. Es ruft die Vorstellung einer rechtwinkligen Aussage hervor, deren Teile lückenlos aneinanderpassen, und darüber hinaus die eines aus den Antworten errichteten Gewölbes, das der urteilende Geist mit Behagen betritt.

Die französische Rechtssprache verfügt über einen Fundus von solchen Worten, und man darf mehr als Formeln, man darf Richtmaße in ihnen sehen. Ein solches Wort, an eine Verknüpfung von Tatsachen und Gedanken oder an eine Intelligenz, an einen Charakter angelegt, wirkt bereits an sich, indem es ausgesprochen wird, und zwar als Maß, als Richtschnur, die das Schiefe sichtbar macht.

In den Bereich, in dem eine echte Rechtssprache gilt, kann man vertrauend eintreten. Auch dort ist Ungerechtigkeit natürlich möglich, wie überall. Als großer Vorteil aber ist schon zu bezeichnen, daß sie gesehen wird, daß sie sichtbar absticht gegen die Architektur des Justizpalastes und seine Grundmaße. Die Sprache bietet ihr keine Halbschatten,

keine Windung, keinen Unterschlupf. So bleibt sie als Stein des Anstoßes bestehen. Es ist daher unter anderem nicht zufällig, daß Frankreich das Land der wiederaufgenommenen Prozesse ist.

Claironner, chatouiller: Die Franzosen besitzen für Handlungen und Bilder des sanguinischen Lebens eine Fülle von hellen, schmetternden Hahnenworten, wie sie in solcher bunten, besonnten Klarheit der Sprachgeist bei uns nicht ausprägte. Das gibt den Sätzen oft das Attackierende. Sie haben aber auch Katzenworte, die der Sprache den sanften, federnden Gang geben. Das deutet, wie die Lage des Landes zwischen einem kalten und einem warmen Meere, auf ein gutes Klima, auf die Ausgewogenheit von Licht und Schatten, von männlichen und weiblichen Elementen hin.

Was aber ist die Sprache ohne den Sprechenden? Am Wall von Antibes wurde ich morgens durch die Unterhaltung der Wäscherinnen geweckt, die unten am Brunnen arbeiteten. Ich hörte den Ton, nicht die Worte, sie konnten französisch, italienisch, provençalisch sein. Die Stimmen waren hart und grell wie geworfene Kiesel, zuweilend kreischend, voll Sonne und Brandung wie die Rufe eines Möwenschwarmes auf einer Klippe am Mittelmeer. Viele Herren und viele Sprachen sind seit alten Zeiten über diese Küste dahingezogen, aber immer noch klingt das Lied der ligurischen Heimat an den Brunnen, auf den Schiffen und bei den Herden am Felshange.

Ähnliches verbirgt sich in jedem Sprachgebiet. Musik ist zuweilen das wahre Esperanto genannt worden. In allen Sprachen ruht ein Motivschatz, der unabhängig vom Wortschatz ist. Das Motiv beschwört dunklere Zusammenhänge als das Wort. Es kann sich als Rhythmus und Melos, es kann sich als Bild oder wie ein Muster auf alten Scherben in der flechtenden Verbindung der Worte und Gedanken anzeigen. So taucht der Dämon versunkener Stämme, ver-

gessener Völker in der Zerstreuung auf. Das Lied des Hirten überlebt die Dynastien; die Wiege hält länger als das Haus.

Die Sprache, soweit sie Wortschatz ist, gehört nicht zu den letzten Hüllen; oft hat der Sprachgeist Fremdes, ja Feindliches vereint. In den zusammengesetzten Wörtern hat sich ein Gefühl dafür erhalten: Es heißt »Volkslied«, »Volkssage« und »Volksmärchen«, doch »Nationalbewußtsein« und »Nationalsprache«.

Das Volk hat Heimat, die Nation Gebiet. Das sind verschiedene Einbettungen. Das Volk hat noch nicht Grenzen in unserem Sinn. Sein Untergang ist eher der einer Pflanze als der eines Tieres, ist eher ein Hinabsteigen als ein Gebietsverlust. Es zieht sich in seine Wurzeln, in Höhlen und Gräber, in das Lied und das Märchen zurück. Dort kann es seinen neuen Frühling abwarten; es überdauert Jahrtausende. Sein Dämon kann auch im fremden Blut aufsteigen, und zwar aus dem Boden allein. Das ist einer der Gründe dafür, daß sich Eroberer und Einwanderer oft schon in der ersten Generation im Habitus den Ureinwohnern angleichen.

## *Vermauerte Türen*

Die Bildung von Imperien, eines der großen Schauspiele unserer Tage, läßt aus der Zerstörung auch viel Versunkenes heraufsteigen. Die Landkarten vermögen der Hitze nicht standzuhalten; die Farben werden rissig; der Firnis zieht Blasen und blättert ab. Darunter wird sichtbar, was einstmals war.

Zuweilen hat man den Eindruck, daß sich ganz leise Türen öffnen, die vermauert waren: Azteken, Kelten, Etrusker treten ein. Wir sehen die Ursache dieser Wiederkehr gemeinhin darin, daß unser Bewußtsein die Gräber zu öffnen beginnt. Das ist einer der Aspekte der Vergeistigung: Man blickt auf das Thermometer, um zu erfahren, daß es Früh-

ling geworden ist. Im Grunde leistet die Wissenschaft hier wie überall nicht mehr als Türöffner-, als Geburtshelferdienst. Alles *ist* schon verändert, wenn sich das Denken zu ändern beginnt.

## *Eromantie*

Durch die erotische Welt zieht sich, wie durch die elektrische, der Unterschied zwischen Spannung und Stromstärke. Es gibt Begegnungen von hoher Spannung bei geringer Stromstärke. Sie gleichen Blitzen von prächtiger und oft zerstörender Gewalt.

Hingegen gibt es sanfte Fluida, die wenig scheinen, obwohl auf ihnen das glücklichste Verhältnis zwischen Mann und Frau beruht. Sie führen zur Ehe als zu einem Bunde von zugleich erhaltender und schöpferischer Kraft. In ihrem Wandel durch die Lebensalter wirkt sie stets stärker, spendender — nicht nur sich selbst genügend, sondern auch aus dem Unsichtbaren die großen Speicher des Staates und der Gesellschaft auffüllend.

Doch schenkt auch die Begegnung von hoher Spannung dem Menschen viel. Besonders der Künstler gewinnt Einblick in Reiche, von denen er zeitlebens zehrt. Es gibt keine bessere Schule für Charaktere und für alles, was Größe am Menschen ist. Entscheidend ist jedoch die Reihenfolge: Das Leuchten der Blitze muß der Flamme des Herdes vorausgehen. Sonst gibt es Brüche und Blendungen.

Die Bildwelt der elektrischen Kräfte ist von der des Wassers übernommen — die großen Ströme sind jene, die schon fernab der Mündung schiffbar sind. Das Reich der Fälle, Schnellen, Katarakte und Wirbel gehört den Oberläufen an. Ihm folgt die lastbar ruhige Strömung, die Länder befruchtet und Schiffe trägt.

## *Zur Ironie*

Das Echo und die Ironie: Eine Aussage kann ironisch reflektiert werden allein dadurch, daß man sie wiederholt. Die so verwandte Grund- und Naturform der Antwort ist die Nachäffung. Sie birgt daher, wenngleich oft bis zur Unmerklichkeit verfeinert, stets einen Stachel für den Betroffenen.

»Das ist ein guter Mensch.«

»Das ist ein *guter* Mensch!«

Oder auch fragend:

»*Das* ist ein guter Mensch?«

Auch die Bestätigung hat ihre Intonation. Sie verstärkt die Aussage:

»Das *ist* ein guter Mensch.«

Die ironische Replik wird immer zugleich eine musikalische sein — eine Variante zum Grundthema. Sie wird im geschriebenen Wort niemals so überzeugend klingen wie im gesprochenen, und daher kommt es, daß der vorwiegend ironisch gefärbte Dialog, wie bei Wilde, im Manuskript eher als auf der Bühne verblaßt.

Zudem hat die Ironie beliebige Register und Spielarten. Sie kann leicht, sie kann schneidend, sie kann nur für den Auguren faßbar oder, wie beim vorzüglichen Schauspieler, unnachahmlich sein. Sie kann eine Fülle von Temperamenten und Charakteren spiegeln, auch feinere Stufungen der Gesellschaft als jede Rangordnung.

Wenn La Bruyère sagt: »Il me semble que l'on dit les choses encore plus finement qu'on ne peut les écrire«, so hat er hinsichtlich der Ironie gewiß recht. Wie das Ultraviolett über die sichtbare Skala, so reicht auch die Klangfarbe, das Timbre, über das Wortbild und seine Bedeutung hinaus.

Die ironische Wiederholung gehört zu den Reduktionsmitteln. Sie ist die lapidarste Form, in der ein Anspruch in seine Grenzen verwiesen wird. Der Anspruch kommt wie

ein Echo zurück. Der also Betroffene erblickt sich im Spiegel seiner Anmaßung. Das kann sehr bitter sein.

Bruno Goetz, der viel bei Busoni verkehrt hatte, erzählte gern folgende Geschichte: Zu den Bewunderern Busonis zählte auch Hanns Heinz Ewers, der sich durch Geschichten im Stil des »Grand Guignol« einen Namen gemacht hatte. Eines Tages wurde er vom Ehrgeiz nach Höherem ergriffen und unternahm es, Schillers »Geisterseher« fortzuführen und zu beendigen. Sowie das Buch erschienen war, sandte er es Busoni und begab sich einige Tage später zu ihm, um sich nach dem Eindruck der Lektüre zu erkundigen. Busoni sprach über dies und jenes; das Buch lag auf dem Tisch. Endlich unterbrach ihn Ewers, der das Urteil nicht mehr erwarten konnte, indem er, auf sein Opus deutend, fragte:

»Nun, Meister?«

Es entstand eine Pause. Busoni schüttelte den Kopf und begnügte sich zu antworten:

»Aber Ewers!«

Eine noch längere Pause entstand. Endlich sagte Ewers: »Meister — man muß doch leben.«

Darauf Busoni, als ob ihm ein Licht aufgegangen wäre und er eine Erklärung empfangen hätte, die ihn aller Sorge enthob:

»Ach so — Sie müssen leben? Ja, das ist etwas anderes.«

Jemanden zur Ironie herausfordern. Er will zwar den Hut nicht lüften, muß aber, wider seinen Willen, anderes vorzeigen. Indem er oben aufstockt, wirds unten knapp.

Warum wohl dieser Charakterzug, der ein ehrwürdiges Alter aufweist, noch so wenig untersucht wurde? Vermutlich, weil man mit dem Hahn im Korbe ungern anbindet. Bei Voltaires Tode hörte man sagen: »Jetzt gibt es wieder eine Gelehrten*republik*.« Der Hahn könnte das Totemtier der ironischen Sekte sein. Bereits Sokrates ließ dem Asklep einen Hahn opfern. Xanthippe wußte, was der Vogel bedeutete.

Sie zählt zu den Figuren, an denen Sprichwortmacher ihr Mütchen kühlen, und mußte zum Schaden noch den Spott tragen. Entweder trifft man solche Frauen oder keine oder höchst sonderbare in diesen Denkhütten: Blaustrümpfe, Tribaden, Inzestmädchen.

Die Ironie ist Männersache wie das Schachspiel oder die Philosophie. Sie ist zudem eine Sache von Junggesellen oder solchen, die als Junggesellen leben, und wie ein Wein, der mit dem Alter an Säure gewinnt, ja Essig wird. Den Frauen steht sie nicht zu und nicht an. Sie haben andere Mittel und sind um so stärker, je mehr sie die Macht auf das Geschlecht gründen. Die Macht der Ironie liegt im Geist. Sie geht auf Kosten des Eros, und die beiden sind in kein Bett zu zwingen oder höchstens in ein sehr künstliches.

Man kann beliebig in das System der ironischen Geister hineingreifen, in den Schwarm der großen und kleinen Spottvögel — haben sich einmal die Augen geschärft, so wird man auf den ersten Blick den Verknüpfungspunkt, das gemeinsame Manko feststellen. Zuweilen, bei besonders erhöhter Aufstockung, wird selbst die Lektüre genant. Da ist man, wie bei Kierkegaard, versucht zu denken, was Hippokrates einem Schwindsüchtigen sagte, der ihm seinen kranken Finger zeigte: »Bei dir handelt es sich nicht um das Saumgeschwür.«

Daß Ironie und Sentimentalität zusammengehören, hat auch seinen Sinn. Sie sind aufeinander angewiesen, wenngleich nicht immer in den Individuen. Zuweilen bestreiten sie die Literatur einer Epoche, besonders in Spätzeiten. Man kann dann in den Zügen zwei Typen von Lesern beobachten: die intelligenteren in den ironischen, die gemütvolleren in den sentimentalen Liebling vertieft.

Sokrates und Christus sind oft in Beziehung gesetzt worden. Ein Grundunterschied liegt darin, daß bei Christus wohl geistige Überlegenheit, aber keine Spur von Ironie zu finden ist. Ein Gott braucht keine Ironie.

Die Ironie ist reflektierend; es müssen immer Spiegel vorhanden sein. Der Ironiker mißt sich am anderen, ist also auf ihn angewiesen und zudem auf ein Publikum, das seine Überlegenheit konstatiert.

Auch die Liebe richtet sich an den anderen, doch will sie ergänzen, wo die Ironie verletzen, abtragen will. Sie hat nichts Geschliffenes. Den Liebenden kann man sich allein vorstellen, etwa in der Thebais, in Einsiedeleien auf das Heil der Welt sinnend, voll ausstrahlender Kraft. Die Ironie verkümmert ohne das soziale Substrat. Am Kreuz ist es einsamer als im Gefängnis des Sokrates. Dort ist kosmogonisches, hier humanes Geschehen, wenngleich in großer Höhe; jedoch die Sonne verfinstert sich nicht.

Ein wichtiger Unterschied betrifft das Verhältnis zu den Tatsachen. Die Wahrheit wird hier aus dem Zentrum, dort aus der Perspektive, hier aus der Substanz, dort aus dem Geiste bejaht. Christus, gefragt, ob er Gottes Sohn sei, erwidert: »Ich bins.« Sokrates, als er zum Strafantrag sich äußern sollte, verlangte Speisung auf öffentliche Kosten; das ist eine geistreiche Replik.

Die Ironie verkümmert in den Diktaturen; sie wird für den Unterdrückten gefährlich und für den Unterdrücker unnötig. Sie ist jedoch ein vorzügliches Mittel gegen geistige und gesellschaftliche Anmaßung unter Gleichen und daher in geistreicher Gesellschaft in ihrem besten Flor. Wenn Busoni, nach einem Konzert von einem zudringlichen Journalisten umarmt und mit »Bonjour, mon cher confrère« begrüßt, die Umarmung erwidert und mit »Bonjour, mon cher frère Cohn« antwortet, so ist das ein Beispiel für eine dosierte Zurechtweisung. Wenn Voltaire dagegen zu Fernay einem Besucher, der kein Ende finden konnte, sagte: »Don Quixote sah die Wirtshäuser für Schlösser an — Sie halten es anscheinend umgekehrt«, so ist das schon schärferer Toback, der wiederum grobe Repliken herausfordert. Dieser Reisende rächte sich denn auch, indem er draußen

Voltaires Affenkopf mit täuschender Ähnlichkeit in den Schnee pißte. Die Ironie gelingt um so besser, je mehr sie sich an den Scherz hält, und wird um so unverdaulicher, je mehr sie sich der Satire annähert.

Durchaus verwerflich wird die Ironie gegenüber dem offensichtlich Unterlegenen. Wo sie der Fürst anwendet, muß sie wohlwollend sein. Ein trefflicher Vogelschütze bot dem König Philipp seine Dienste an. Dieser ließ ihm bestellen, er werde ihn zu Hilfe rufen, sobald er mit den Spatzen Krieg führe. In umgekehrter Richtung wird die Ironie riskant. Ein Zechgenosse Alexanders fragte bei einem Gewitter: »Sohn des Zeus, donnerst du?« Rivarol warnte vor solchen Scherzen mit Königen. Es sei jederzeit möglich, daß sie sich aus einem Freunde in einen Blitze schleudernden Gott verwandelten.

Wo sich die Ironie gegen den naiven Menschen, vor allem gegen Kinder richtet, gilt das Wort vom Ärgernis und vom Mühlstein, Matthäus 18, 6. Das Kind glaubt an das Wort, erfaßt es mit großem Ernst. Ähnliches gilt, wo der naive Mensch produktiv wird, etwa als Dichter, ohne daß er bereits die technischen Mittel beherrscht. Es ist dann ein ärgerliches Schauspiel, dort, wo Ermunterung und Einweisung gut wären, eine Kritik am Werk zu sehen, die ihre Aufgabe in der Hochzucht der hämischen Bemerkung erblickt.

Die Ironie gedeiht in den mittleren, liberalen, humanen, temperierten Lagen, wo es zwar Unterschiede im Gefälle, doch weder Sümpfe noch Katarakte gibt. Sie kann auch dort nur Lichter setzen und darf nicht vorwiegen. Ein Text, der sich rein auf die Ironie stützt, wird bald lästig, auch kann er nicht länger vorhalten als die ironisierte Ära, der ironisierte Gegenstand. Es gibt eine Selbsteinstufung des Geistes, sowohl was die Wahl der Gegner als auch der Mittel betrifft.

Wenn ein Regime stürzt, ein König abtritt, kann das ein Schlag auch für die Witzblätter sein. Mit dem humanen Charakter der Ironie hängt es zusammen, daß sie sich dem

Haß versagt. Wenn, wie in der Tyrannis, sich große Mengen von Haß ansammeln, verstummt der ironische Geist. Der Witz nimmt eine andere, unheilvolle Tönung an; er wird blutdürstig und bösartig.

Daß die Ironie den Geist in die große Bedrohung begleitet, in Regionen, in denen die allmächtige Furcht zu herrschen beginnt, gehört zu den seltensten Ausnahmen. Das führt zu Sokrates zurück. Dort leuchtet ein Lächeln über dem Kelch in ungebrochener Freiheit durch die Jahrhunderte. Die Stimme des Hahns wird mächtig; sein Weckruf kündet, daß furchtloser Geist die Welt beherrscht. Die Tore springen auf.

## *Zur Graphologie*

Wenn es gut geht, haben wir sechzig, siebzig oder auch achtzig Jahre, um *den* zu überwinden, den wir mitbekommen haben — Vater und Mutter luden ihn uns auf. Wir übernehmen ihre Lasten, treten ein in ihre Rechnung, die vielleicht mit einem Weltkrieg, mit einem Bankerott beginnt. Vor allem aber müssen wir die beiden in uns abgleichen, versöhnen, vereinigen.

»Sieh zu, wie du in dir mit Himmel und Erde fertig wirst.« Das ist der eigentliche, der einzige Sieg. Alle anderen sind nur Verkleidungen. Wir begegnen ja immer dem Alten, dem Gleichen in dieser furchtbaren Spiegelwelt. Auch die weitesten Umwege, die listigsten Kreuzwege führen auf ihn zu. Aber wer kennt ihn, ehe der Schleier sich lüftet, ehe der Spiegel zerbricht?

Wie Vater und Mutter sich auch in der Handschrift abgleichen, im Kampf liegen und endlich sich zu neuer Form vereinen — das ist ein Kapitel der vergleichenden Graphologie. Der Prozeß zieht sich durch Jahre und Jahrzehnte und endet vielleicht nie. Ich glaube, es war Larochefoucauld, der

sagte, daß sich im Alter die Züge des Gesichtes und des Charakters schärfer ausprägen. Das gilt auch für die Handschriften.

Je später ein Kristall sich in der Mutterlauge bildet, desto besser kommt er heraus. Ähnliches läßt sich von der Handschrift sagen; es ist kein Anlaß zur Besorgnis, wenn sie bis zum dreißigsten Jahr und länger noch nicht die Form gefunden hat. Perfekte Handschrift bei jungen Leuten kündet, daß sie für kleine Posten geeignet sind. Während unserer Spaziergänge am See besprach ich mit F. G. zuweilen die utopische Einrichtung eines Nationalarchivs der Handschriften. Jeder Geborene sollte dafür zwei kurze Lebensläufe schreiben, einen mit dreißig und einen mit sechzig oder siebzig Jahren, zwei bis vier Seiten lang: die wichtigsten Daten, Krankheiten, merkwürdige Erlebnisse. Darunter vielleicht in je einem Satz die Antwort auf zwei Fragen: »Was halten Sie vom Leben?« »Was halten Sie vom Tod?« Endlich das Todesdatum von fremder Hand. Das Ganze unterirdisch, mit uralten Archivaren und automatischer Registratur. Nachdem wir die Idee in vielen Richtungen entwickelt und abgehandelt hatten, wurden wir ihrer überdrüssig und ersetzten sie durch andere Gesprächsthemen.

Allerdings ist wahrscheinlich, daß die vergleichende Graphologie eine große Zukunft besitzt. Sie zählt zu den neuen Wissenschaften, die sich auf dem Felde der Symbolik vorerst nur andeuten. Graphologische Archive können nach den verschiedensten Gesichtspunkten hin angelegt werden: historisch, pathognomisch, sowohl was die Geistes- als auch was alle anderen Krankheiten betrifft, ferner auf den Gebieten der Erbbiologie, der Berufs- und Stilkunde und der Charakterologie im engeren Sinn. Wie der Stil, so der Mensch — das gilt hier besonders und läßt sich wie auf keinem anderen Gebiet belegen durch eine unerschöpfliche Dokumentation. Handschriften leben; das Dokument ist autographischer Abdruck wie im Lithographenschiefer, gibt Form und Inhalt, Kern und Schale zugleich.

## *Wald und Baum 1*

Die Raupen eines brasilianischen Schmetterlings leben in einer Gegend, wo es selten regnet und der lehmige Boden meist knochenhart und trocken ist. Sie können zur Verpuppung nur in ihn eindringen, wenn ihn ein starker Regenguß gelockert hat. Adolfo Mabilde beobachtete, wie ich einem Bericht von 1910 entnehme, an seinen Zuchten, daß die Räupchen genau zu einem Zeitpunkt schlüpfen, auf den nach vierzig Tagen Regen fällt.

Der Fakt geht über jede Wahrscheinlichkeit der Wetterprophetie hinaus. Verwunderlich indessen erscheint er erst, seitdem die Kenntnis der großen Korrespondenz verloren ging, von deren Zeugnissen es im Universum wimmelt und die in diesen Räupchen nicht minder als in der Erde und in den Regenwolken wohnt.

Die Einzelheiten erscheinen merkwürdiger im Maße, in dem das Bewußtsein des Zusammenhanges und seine Sicherheit Schwund leidet. Wir haben dafür ein schönes altes Sprichwort: »Den Wald vor Bäumen nicht sehen.«

Wenn ich aber den Wald sehe, so sehe ich ihn auch im Baum. Der Baum bestätigt diese Ansicht, indem er waldhafte Züge entwickelt, wenn ich ihn auf freies Feld pflanze. Er gibt sich ein waldhaftes Kleid, indem er seine Zweige bis auf den Boden senkt. Im Walde hingegen sterben die unteren Zweige ab, und die Stämme wachsen schäftig empor — bis auf die Bäume, die am Rande stehen. Sie schaffen dem Walde sein Kleid, seinen Schleier, die Haut, die ihn vor Wind und Wetter schützt. Zugleich nehmen sie dem inneren Bestande diese Arbeit ab. Das zeugt für eine in den Elementen wie in den Kompositionen waltende Macht. Sie herrscht nicht nur in den Zimmern und Stockwerken, sondern im ganzen Haus.

In der Vereinzelung sind Wald und Baum dagegen bloße Ausschnitte aus dem Schöpfungsbild. Es sind Worte, die entweder der Zusammenhang der Sprache belebt oder die un-

fruchtbar, die tot bleiben. Entweder ist nichts oder alles wunderbar.

## *Reine Formen*

Wie kommt es, daß wir der Macht der reinen Formen nicht gewachsen sind? Sie schrecken uns durch die Todesseite, die unerbittliche Gewalt. Das Unsichtbare ist in ihnen weniger verhüllt. Wir möchten, daß die Formen uns verdeckt erscheinen, begrünt, bemoost durch zeitliche, verwesliche Substanz.

Das Wort Mondlandschaft zählt zu den neuen Bildungen in unserer Sprache; es trägt an den Begriff der Wüste, der Einöde ein geometrisches Element heran. Im Universum herrschen reine Formen: Kugeln, Kreise, Ellipsen, Parabeln, Kegel und Kegelstümpfe, Kristalle, wie sie die große Kälte bildet, die Parallelen und Netze der Lichtbahnen. Daher erscheinen uns unter den Erdgebirgen jene am fernsten, die sich diesen Formen annähern, wie es in den Vulkanen geschieht.

Der Kreis übt logische, nicht ästhetische Bannkraft auf uns aus. Selbst das Bild eines großen Meisters würde durch ihn zerstört werden. Wir können ihn ebensowenig als schön empfinden, wie wir dem Anblick der unverhüllten Wahrheit gewachsen sind. Ein Licht aus großer Ferne läßt uns erbeben; wir ahnen, daß wir uns wandeln müssen, bevor wir in die Lichtwelt eintreten. Ihr Glanz hat nichts mit unserem Licht zu schaffen, ihr Leben nichts mit unserem Leben, und ihre Größe liegt nicht im Raum.

Kulturen, deren Stil die reine Form bevorzugt, empfinden wir als feierliche Vorhöfe des Universums, wie Gräber Vorhöfe des Lebens sind. Das gilt für die ägyptische. Fülle des Rankenwerks dagegen, Rocaillen, Asymmetrien künden die Wendung zum irdischen Leben an. Beide, die wirre Fülle und die kosmische Strenge, paaren sich träumend im

frühen Mexiko, blutschwere Trauben auf dem Sonnenrad.

Wenn wir in dem Zusammenhange unseren, also den Werkstättenstil betrachten, ist die Prognose nicht ungünstig. Zwar ist die Todesseite nicht zu verkennen, doch könnte er die Vorform, der Vorhof, die starre Puppenwiege hochfliegender Geister sein.

### *Inferno 1*

Ein Marmorbild, das sich bis zu den Hüften aus dem Schlamm erhoben hat. Der Mund ist schön, doch ist er von Blut umrahmt. Erhabene und niedere Worte gehen ohne Übergang, doch mit stets gleicher Götterstimme aus ihm hervor. Die Wollust bei einem solchen Wesen kann nur schmerzlich sein.

### *Inferno 2*

Hummernfischer in einem nordischen Fjord. Das Wasser glänzt wie geschmolzenes Eis, im kältesten Blau. Die Toten einer Seeschlacht sind an den Klippen angespült. Die Fischer bewegen die Leichen, unter denen die Hummer sich sammelten. Eine Frau tritt aus der hölzernen Hütte, traurig, sie ruft zum Abendmahl.

### *Amerigo Vespucci*

Wer orientiert ist, heimst den Lorbeer ein. Die neue Welt wurde nach Amerigo Vespucci benannt und nicht nach Kolumbus, der sie entdeckt hatte. Aber Kolumbus glaubte bis an sein Ende, daß er nur einen neuen Seeweg befahren habe, während Vespucci der erste war, der sich für den Entdecker eines neuen Kontinents hielt. Das war mehr als eine Entdeckung, es war eine Konzeption.

Wer zuerst eine Sache richtig benennt, hat den Vorrang vor dem, der sie zuerst gesehen hat. Beiden überlegen ist derjenige, der eine Sache richtig benennt, *bevor* er sie gesehen hat.

## *Gemeinplätze*

»Das hätte auch jeder andere für mich getan.«

»Dann würdest du ihm auch zu derselben Dankbarkeit verpflichtet sein.«

Staat und Kirche leben noch weithin von der römischen Einrichtung. Freilich hat mancher Pontifex und mancher Senator mit seinem Vorbild kaum mehr als eine Silbe gemein.

## *Auf dem Balkon*

Wenn wir an einem allgemeinen Irrtum nicht teilnehmen, gelten wir als gestört. Ich stand in Goslar während eines Führerbesuchs auf dem Balkon. Es war Nacht; über dem Rammelsberg wurde ein riesiges Feuerwerk abgebrannt. Unten auf der Straße gingen zwei Posten auf und ab. In einer Pause hörte ich, wie der eine zu seinem Kameraden sagte:

»Und da gibts immer noch Rhinozerosse, die nicht an den Führer glauben — kannst du dir das vorstellen?«

Ich hatte Lust, etwas hinunterzurufen, aber ich hielt an mich, und ich tat gut daran. Der Mann war stärker als ich. Er war es nicht nur im Augenblick, sondern er war stärker als Typus, auf dem die Kontinuität des Staates beruht. Er war besser konstituiert als ich und auch imstande, das nachzuweisen, und zwar unter allgemeiner Billigung. Er würde auch immer stärker bleiben, stärker als Typus, da

unsere Lage sich nicht ändern konnte: hier der Balkon und dort die Straße; und das Geschehen ging wie ein Fluß hindurch, während im Hintergrund Raketen abbrannten. Nicht das Geschehen in seiner Fülle, das Flußbett in seiner Leere trennte uns.

Dabei fällt mir eine Anekdote ein. Ein Medizinalrat besichtigt ein Irrenhaus. Man hat die Insassen, um sie zu beschäftigen, mit Karren ausgerüstet und läßt sie von einem Haufen zum anderen Sand fahren. Der Medizinalrat beobachtet das Hin und Her. Er entdeckt einen Irren, der seine Karre umgekehrt hat, und faßt ihn am Arm:

»Mann, Sie halten ja Ihre Karre verkehrt. So geht doch kein Sand hinein. Sie müssen sie umdrehen.«

Der Irre antwortet: »Da müßte ich ja verrückt sein«, und schiebt mit seiner Karre ab.

Das ist ein Grad der Einsicht, den man sich freilich nur in Irrenhäusern gestatten darf, und auch dort nur in guten Zeiten, solange noch eine gewisse Narrenfreiheit besteht.

## *Gehirne*

Das Nervensystem scheint nicht wie andere Organe auf die Elemente hin angelegt. Ihm fehlt die Bewegung, fehlt auch das Kreisende, Strudelnde, Pulsierende, rhythmisch sich Füllende und Leerende. Zuweilen hat man den Eindruck einer anderen Substanz, die pflanzenhaft die Lebensformen bewohnt und auch zugrunde richtet, wo sie Ranken treibt. Das ist wie ein Samenkorn, das in den tierischen Körper fällt und in ihm seine bleichen Wurzeln ausbreitet. Wo sie die Oberfläche berühren, schlagen bunte, sinnliche Blüten aus. Das Rückenmark ist der Hauptwurzelstrang, und im Gehirn entfalten sich die beiden Keimblätter. Das Pflanzenhafte ist nur in seinen ersten Ständen angedeutet wie im Weizenkorn kurz nach der Saat. Man kann die ungeheure Frucht nur ahnen, die, wenn die Zeit beschlossen ist, zur Reife

kommen soll. Das Wunder treibt über Nacht hervor, dem Mangobaume gleich, dem Aloeblütenschaft.

Ob es eine objektive Entsprechung der Erinnerung gibt, eine Reservoir für sie? Dann würden wir in jedem Augenblicke hier ab- und einem Unbekannten zusterben, hier ab-, dort zunehmen. Die Frucht, die Ernte erfüllten Lebens wird in unsichtbaren Schreinen angehäuft. »Im Innern ists getan.« Der Tod ist der Schlußstrich, die Summe erscheint jenseits der Zeit. Wir treten in unsere Schatzkammer ein, wenn der Tod ihre Stahlwand zerschmilzt. Wir finden dort wieder, was am Bekannten unbekannt war.

*Vorkammern*

Spaziergang am Stadtrande. Ich ging mit gesenkten Augen, nachdenkend, über bekannten Grund. Plötzlich sah ich nicht mehr den Waldboden, sondern die Stadt, tief unter mir. Ich war auf den Steinbruch zugeschritten und hatte es nicht bemerkt. Mein Fuß war schon über dem Abgrunde. Ich warf mich zurück und blieb halb über dem Rande liegen, der trügerisch war. Jede Bewegung gefährdete.

Einige Holzhauer beobachteten mich. Es schien, daß sie sich erst ein Urteil bilden mußten; der Vorgang befremdete sie. Erfreute er sie vielleicht? Endlich kroch einer vorsichtig heran und zog mich langsam am ausgestrecktem Arm zurück.

Ich erwachte verstimmt. Wenn wir am Morgen die Augen öffnen, so schlägt ein roter oder ein grauer Vogel die Flügel auf. Der Hahn weckt uns mit Lebensfeuer; die Eule kündet, es wäre besser, nicht aufzustehen. Die Traumwelt ist unsere Vorkammer. Möchten wir aber lieber gar nichts träumen als Schreckliches? Ich glaube kaum. Es sind ja nicht nur Bilder, sondern auch Bewährungen. Durch Taten werden wir geformt, durch Träume vorgeformt.

## *Mosaik 2*

Hinter dem Kap der Guten Hoffnung richtet sich der Kurs nicht mehr nach Landmarken, sondern nach Sternbildern. Und aus dem Schiffsraum steigt ein neuer Steuermann auf Deck.

Wir finden stets den Einen, dem wir für unsere Ungerechtigkeiten zurückzuzahlen haben: den, der uns für sie straft. Ihm geben wir mehr, als wir den anderen nahmen, und ernten keinen Dank dafür. So lechzt der Wucherer vergeblich nach einem Lächeln der Geliebten, vor der er seine Schätze ausbreitet.

Sei ohne Sorge: In Ruhe stirbt jeder — unruhig ist es nur in den Vorhöfen.

## *Universalsprachen*

Wenn Vögel unsere Ahnen wären, würden wir uns musikalischer Sprachen bedienen; wir würden glücklicher und unfreier sein. In den Schriften würde die Interpunktion dann reicher werden, wie Schlüssel im Notentext. Die Worte würden ihrer Bedeutung entkleidet und durch die Liaison verwischt werden.

Anklänge sind auch in *unserer* Verständigung. Die Worte sind musikalisch durchschossen und untermalt. Wir können die Einzelheiten eines Streites oder eines Besuches von der Begrüßung bis zum Abschied verfolgen, ohne daß wir ein Wort verstehen. Wir haben besondere Ausdrücke für die Sousentendus. Wir sagen, daß die Ironie beißend ist und daß die Zärtlichkeit das Ohr streichelt.

Der Geist der Rassen und seine Musikalität — man könnte auch sagen: sein tänzerischer Sinn — erhält sich besser in den Dialekten als in den Schriftsprachen. Er erhält sich auch

über die Wortsprachen hinaus. Die Sprachen wechseln über den alten Grund dahin, der dennoch ihr Wellenspiel bestimmt. Sicher lebt manche Rasse nicht nur in Träumen, Märchen und Gesichten, sondern auch in Akkorden weiter, wenn ihre Sprache längst ausgestorben ist. Da sind Triumphe möglich, die kein Historiker errät.

Es gibt in der Prosa wie in Gedichten Strecken, in denen die Sprache auf elementare Geleise springt. Dort wird sie stärker und triebhafter. Dann überspielt der Klang die Wortbedeutung, und kein Purismus wird gegen die unmittelbare Kraft der Silben aufkommen. Das Wort wird Material, gleichgültig, ob es der Muttersprache angehört oder nicht.

Bei klingendem Spiele wird paradiert,
Dazu bin auch ich, auch ich kommandiert.

Zwei Fremdwörter in einem Volksliede. Doch was in eben dieser Lage das Auge sieht, das Ohr vernimmt, das Herz empfindet, diese Begegnung des starren Zwanges mit dem heißen Aufwallen des Blutes, das schlösse kein anderer Vers in dieser Tiefe auf. Das ist das Lied des Menschen, der zugleich Henker und Opfer ist.

Technik als Universalsprache, die Welt als Universalstaat, Moral als Universalreligion. Es bleibt aber immer ein Undividierbares. Man muß also zunächst den Menschen reduzieren, ehe es aufgehen mag. Das ist die Idee, die der Glaubensverfolgung und der Verwirklichung der Utopien zugrunde liegt. Sie wächst mit der Stärke der Überzeugungen. »Wie schön und friedlich wäre doch die Welt, wenn der und der nicht wäre« — damit fängt dann die Abschlachtung an. Jede Religion hat ihre Opfer, ihre Gesteinigten und Sündenböcke gehabt. Mehr als sie alle zusammen muß notwendig die Universalreligion einfordern.

## *Leicht und Schwer*

Du bist leichter geworden? Kannst du schon in Granit, in glühendes Eisen, in deinen Leichnam eintreten?

Leicht und Schwer sind wie Licht und Schatten zwei Qualitäten eines unbekannten Dritten — wollen wir dort eintreten, so müssen wir den Körper zum Pfand lassen.

Wir gleichen Prospektoren, die vom Staub auf eine Goldader schließen, von einem Funken auf strahlende Substanz. Der Wert unserer Sprache liegt in den Vermutungen. Wenn wir sagen: »Es wird heller«, meinen wir den Schimmer, der vom entfernten Eingang in die Tiefe der Höhle fällt. Draußen ist unendliches Licht. Wenn wir sagen: »Ich fühle mich froher, freier«, meinen wir Annäherungen an ein Element. Die Alten wußten, daß Fro und Frei Gottheiten sind. Wenn wir sagen: »Mir wird leichter«, so deuten wir auf eine Leichtigkeit jenseits der Vorstellung. Vom Absoluten aus gesehen, wiegt eine Flaumfeder nicht leichter als der Atlas, der Kaukasus.

Von einer guten Prosa ist zu verlangen, daß sie die Todesfurcht verbannt.

## *Traum*

Zusammen mit drei Ärzten — sie machten mir eine tödliche Injektion. Ich fühlte die Wirkung; sie schob sich wie eine Panzerplatte zwischen mich und sie. Trotzdem konnte ich ihnen durch einige Sätze noch Mitteilungen über meinen gänzlich anderen Ort machen. Ich legte Wert auf die Formulierung, und das verdroß mich als ein letzter Schimmer von Eitelkeit.

»Ziehst noch die Fahne ein mit solchen Zeremonien, die ganz und gar nicht mehr am Platze sind. Legst Wert auf Worte, und unter dir gähnt schon die fürchterliche Gruft.“

## *Eduards Bedenken*

Ich beging einmal die Unvorsichtigkeit, ihm meine Vermutung auszusprechen, daß es einen Augenblick gebe, nicht einmal im Jenseits, sondern noch im Sterben, in dem wir alle Menschen, Gestorbene, Lebende und noch Ungeborene, von Angesicht zu Angesicht sehen. »Das ist der Mensch« und »Das bist du«. Die Gleichung ist gelöst. Das schien ihm lächerlich.

Dagegen wundert es ihn nicht, daß man eine beliebige Menge von Ferngesprächen gleichzeitig auf derselben Leitung führen kann. Und dennoch wird er eines Tages in die Wunder der Substanz eintreten wie seine Stimme in den Kupferdraht. Er wird über Verdienst belohnt werden. Er ist zugleich viel dümmer und auch unendlich klüger, als er meint — dümmer bei Tage und klüger in der Nacht. Er kennt seine Bedeutung nicht.

Er belustigte sich auch über Gläubige, die um den Ausgang de facto bereits entschiedener Dinge beten — etwa darum, daß ein schon abgesandter Brief günstige Nachricht bringen soll. Hier beginnt allerdings die Unterhaltung über subtilere Zeitfragen.

## *Die Hierarchie der Bilder*

In der Rangordnung, mit der wir die Bilder in den Satz einführen, verbirgt sich oder sollte sich verbergen eine Hierarchie der Wirklichkeit. Ein Kriegsschiff ist unendlich stärker als ein Löwe, und trotzdem kann man sagen, daß es den Gegner unter seinem Feuer wie unter Prankenschlägen hält. Die Inversion, die etwa der Löwenpranke die Stärke eines Geschützes nachrühmen würde, wäre abgeschmackt. Ein Flugzeug kann eher wie eine Mücke im Äther schwirren als eine Mücke wie ein Flugzeug — es müßten denn besondere Stilabsichten walten, etwa paradoxe, groteske, ironische. Sie werden zumeist auch Nivellierungsabsichten sein.

Das sind grobe Vergleiche. Die heraldische Rangordnung reicht in sehr zarte Verhältnisse, die sich oft dem Bewußtsein, nicht aber dem Geschmack entziehen. Der Verstand läßt sich durch den Zeitgeist eher und gründlicher bestechen als der Geschmack. Daß etwas schief gedacht ist, läßt sich weit schwieriger ermitteln, als daß es schlechten Stil hat: hier genügt ein Augenblick — vorausgesetzt, daß noch wertende Geister vorhanden sind. Daß eine Mücke in der Tat mehr Wirklichkeit, mehr Macht, mehr Prana verkörpert als ein Flugzeug, ist schwer zu beweisen, aber es tritt in der Hierarchie der Bilder offensichtlich hervor.

### *Mantrana*

Eine Alhambra aus Epigrammen: musivische Arbeit, bei der ein Teilchen die anderen ergänzt. Wenn sie zerstört wird, nehmen die Steinchen Juwelencharakter an. Barbaren tragen sie als Talisman. Splitter aus Heraklit.

### *Das Unberechenbare*

Es gibt Feindschaften, die darauf beruhen, daß unser Charakter, unsere Überzeugung, unsere Art zu leben und zu denken oder einfach unsere Nase den anderen nicht gefällt. Sie sind jedem bekannt. Dann aber gibt es reine Situationen, in denen ein Unstern uns einander begegnen läßt. Das ist besonders ärgerlich.

Zu diesen Situationen gehört der Tabubruch. Wir treten ohne unser Wissen in ein verbotenes Gemach. Edmond de Goncourt erzählt, daß er als Knabe bei einer Tante zu Gast war und daß er, als er an einem sonnigen Morgen in ihr Schlafzimmer trat, Zeuge eines nicht für ihn bestimmten Vorgangs ward. Die Tante war damals eine junge Frau; sie hatte eben geheiratet. Jahrzehnte später schloß sie ihn

von der Erbschaft aus. Er war ihr zur Unzeit und am falschen Ort begegnet; sie hatte es ihm nie verziehen. Zeuge zu werden, bringt immer Gefahr.

Die Welt von »Tausendundeiner Nacht« ist voll von solchem Mißgeschick, erfüllt von bösen Begegnungen. Wir sitzen friedlich in einem schönen Garten und werfen über seine Mauer den Kern einer Dattel, die wir mit Behagen verspeist haben. Draußen trifft er den Sohn eines Genienfürsten an der Stirn und tötet ihn. Wir büßen für seinen Tod.

Unsere Schicksalsbahn wird zur Unzeit durch die eines anderen geschnitten; wir sagen, daß uns »jemand in die Quere gekommen« ist. In der entzauberten Welt wird diese Art der Begegnung reduziert, erleidet einen Schwund wie jede andere. Sie wird auf ihr mathematisches, statistisches Skelett zurückgeführt. Der Zufall wird zum Unfall, und das Verhängnis tritt zurück. Die Schicksale flachen ab. Wir übersehen die rote Ampel, das ist der Tabubruch. Ein anderer achtet nicht auf die Vorfahrt und kommt uns in die Quere, das kann uns bei aller Unschuld den Kopf kosten. Nur die Verrechnung hat sich geändert; es kommen Kommissionen mit Stoppuhren und Meßbändern.

Der Bruchteil einer Sekunde, während deren wir aus der Norm austreten, entscheidet über Leben und Tod. Das eigentliche Bestreben, die Revolution unserer Epoche zielt dahin, den Menschen in die Norm zu pressen; sie geht auf das Berechenbare aus. Sie hält nicht nur den Menschen für berechenbar, sondern der berechenbare Mensch ist ihr Muster, ihr Prototyp, ihr Heros, wenn dieses Wort erlaubt wäre. Die mechanische Psychologie zählt zu den Wissenschaften, die man in keiner anderen Kultur gekannt hat oder kennt. Das Wort »unberechenbar« hat eine negative Bedeutung, sowohl im Intellektuellen wie im Moralischen, während es in die Ästhetik vorerst nur unter Decknamen eingedrungen ist. Heute genießt man Menschenrecht im Maße, in dem man berechenbar ist. Diese Tendenz bewegt nicht nur die Politik mit ihren technischen und soziologischen Finessen,

sondern auch die Pädagogik und die Medizin. Sie schafft die Teste und Fragebogen, beeinflußt die Liquidierung von den Kellern bis in die obersten Stockwerke. Hierher gehört auch das Eindringen mathematischer und photographischer Methoden in die Kunst.

Dem entspricht das Bestreben, das Unberechenbare an die Grenzen zu verweisen — das Verhalten der kleinsten Teilchen und des Universums ist unberechenbar. In den Charakteren wird das Unberechenbare zum Undurchsichtigen, zum Verrat.

Andererseits fühlt der Mensch die quälende Leere innerhalb des Berechenbaren — daher die wachsende Vorliebe für Drogen, Glücksspiele, Horoskope und Wundertäter aller Art. Während der Eintritt in die soziale Welt sich unter völlig berechenbaren Bedingungen abspielt, liegt in der horoskopischen Placierung ein ungeheures Risiko. Da wiegt keine Minute wie die andere.

Auch der Künstler ist unberechenbar, ist undurchsichtig; er ist ein Fremdling innerhalb der sozialen und ökonomischen Welt. Er verliert seine Macht, seinen Zauber, wenn die Reduktion auf das Berechenbare, seine Einfügung in den Plan gelingt. Das wird immer ein schwacher Punkt im System bleiben. Ein neuer Tanz kann gefährlicher werden als jede Widerlegung, als jede ökonomische Theorie.

## *Geld und Macht*

Wie kommt es, daß ein massiver Reichtum, die Gewalt über viele Millionen, den Verfügenden so leicht verdächtig, häßlich, als Feind erscheinen läßt, obwohl er sich kaum unterscheidet von allen anderen? Es kommt daher, daß diese Art von Reichtum wie ein Vergrößerungsglas wirkt.

Ganz abgesehen davon, daß selbst die Vermutung solcher Schätze die niederen Triebe, vor allem den Neid, der anderen wachruft, verbindet sich sogleich mit ihr die Vorstellung des Fehlenden. Diese Vorstellung erklärt sich durch das Wort

*Vermögen* — wir wissen, daß ein solcher Mensch Großes, Gutes und Schönes vermag. Wir fragen nach den erlesenen, mit Kunstwerken geschmückten Palästen, den schönen Frauen und klugen Tischgenossen, wir fragen vor allem nach den Armen, die gekleidet, gespeist und erfreut werden. So ist der Überfluß wie ein schützender Baum, der zugleich Blüten und Früchte trägt.

Aber wenn Menschen mit Riesenvermögen dem Nichtigen und Flüchtigen nachlaufen, erscheinen sie im häßlichsten Licht. Großer persönlicher Aufwand in Zeiten, in denen das Vaterland leidet, wirkt parasitär. Sinnloser Umtrieb, fade Gesellschaft, trivialer Luxus, der sich in Toiletten und Eitelkeit erschöpft, mit tödlicher Langeweile im Hintergrunde — das ist ein Skandalon. Das arbeitet dem Pöbel in die Hand.

Ein solches Vermögen sollte seinem Träger wie ein Königsmantel um die Schultern fallen, sonst bleibt die nackte Zahl zurück. Man sollte ihm einen Stabschef wünschen, der seltene Fähigkeiten in sich vereint. Er sollte ein Arbiter elegantiarum sein, um dem Reichtum den Stil zu schaffen, der ihn erträglich macht. Er sollte ein musischer Mensch sein, der den Mäzen berät. Ein Krösus, der nicht von Künstlern und Kunstwerken umringt ist, ein Reicher, in dessen Räumen man billige Reproduktionen antrifft, ist ein erbärmlicher Mensch. Vor allem sollte dieser Stabschef der Almosenier sein, der den wahren Armen zu finden weiß. Das ist nicht einfach, da die großen Vermögen stets von einem Heer von unverschämten Bettlern umlagert sind.

Im Grunde ist nichts schwieriger, als ein reicher Mensch zu sein. Das Gleichnis vom Nadelöhr und vom Kamel gilt nicht nur für den Heilsweg, es gilt auch auf der irdischen Bahn.

Der Vergleich des Reichtums mit einem Vergrößerungsglas, das seine Strahlen auf den Träger des Reichtums sammelt, läßt sich auch dahin ausdehnen, daß es nach der anderen Seite hin zerstreut. Der Hauptnachteil des Reichtums

liegt darin, daß er die Konzentration verhindert und damit die Pforten zum Wunderbaren schließt. Sie tragen viele Namen: Meditation und Kontemplation, Intuition und Konzeption, Ekstase und Askese — auch Armut steht darauf.

Das gilt auch für die Kunst. Der Künstler lebt fast immer, vor allem in der Jugend, in beschränkten, oft dürftigen Verhältnissen. Die Meinung, daß er mehr und Größeres schüfe, wenn dem anders wäre, zählt zu den gängigen Irrtümern. Sowohl was Essen und Trinken als auch was Geld und Genüsse betrifft, gehen viel mehr Menschen am Überfluß zugrunde als an der Not. Auch für den Künstler gilt das Wort vom Nadelöhr. Er braucht nicht Reichtum, er braucht Muße, und auch das gehört zu den Irrtümern: daß Geld Muße schafft. Geld, und vor allem viel Geld, ist vielmehr der Muße schädlich, indem es ablenkt und zerstreut. Wer zum Werk berufen war, hat daher auch immer den besseren Zugang zur Muße gefunden, nämlich das Opfer; er hat gehungert und gefroren, hat sich in zugigen Dachkammern verschanzt. Das ist der klassische Weg. Die Sorge des Dichters richtet sich nicht auf die Rente, sie richtet sich darauf, daß er die Souveränität behält. In Zeiten, in denen Staat und Gesellschaft, ja die Künste selbst suspekt werden, bleibt er vielleicht der einzige, bei dem Götter noch einkehren.

Zur Konzentration noch Folgendes: In *einer* Hinsicht wird man sie auch beim sehr Reichen finden, nämlich in der auf den *Preis*. Es ist erstaunlich, wie genau er den Preis eines Gegenstandes, einer Dienstleistung zu treffen weiß. Indessen besteht hier ein notwendiges Verhältnis, denn der Reiche hätte nicht seinen Reichtum und könnte ihn nicht bewahren, wenn ihm diese Art des Urteils mangelte. Das Gefühl des Hohlen, das solche Menschen hervorrufen, beruht darauf, daß das Geld ein reiner Maßstab wird. Das Gespräch mit ihnen gleicht daher der Wanderung durch eine schöne Landschaft mit einem Begleiter, der sich im Entfernungsschätzen übt. Er kennt nicht den Wald und den Baum,

nicht die Burg und die Kirche, nicht das Reh und den Habicht, aber er kennt die Distanzen: das heißt, er kennt die Preise, aber nicht den Wert.

Wenn Kunstwerke ungeheure Preise erzielen, so deutet das auf eine Welt, in der der Künstler ausstirbt, der Händler regiert. Diese Preise sind nicht nur ein Ärgernis im Hinblick auf den Künstler, der vielleicht wie Gauguin inmitten seiner Bilder verhungerte, sondern in ihnen verbirgt sich auch ein Attentat auf das Bild.

Die Welt des Geldes und die Welt des Planes sind insofern ähnlich, als in beiden der leere Maßstab, die Ziffer regiert. Zu ihrem Ethos gehört, daß nichts umsonst sein darf; das würde den Maßstab beeinträchtigen. Man wird daher weder den spendenden noch den empfangenden Menschen, weder den Fürsten noch den Künstler noch den Bettler dort antreffen. Wo Spendendes ist, wird man es zu registrieren und zu verbeamten suchen — dazu gehört der groteske Gedanke, an Mütter Orden zu verleihen. Auf solche Ideen verfällt man, wo die Fruchtbarkeit versiegt.

Die spendende Welt ist der Welt der leeren Maßstäbe sowohl dem Wesen wie den Prinzipien nach entgegengesetzt. Was umsonst geschieht, gefährdet die Maßstäbe. Daher gibt es ein ebenso einfaches wie wirksames Mittel, gegen die Welt der bloßen Ziffern zu protestieren: es liegt darin, daß man etwas umsonst gibt, etwas verschenkt. Dem ist kein Plan gewachsen: Besser als teilen ist mitteilen.

Daß nichts umsonst sein darf, geht bis in die Quisquilien, in denen es sogar besonders sichtbar wird. Léon Bloy erzählt von reichen Leuten, die Petroleum in die Abfallkübel gießen, um die Reste und Krusten zu verderben und sie den Armen zu entziehen. Das ist ein Raub an Lazarus, bei dem noch ein anderer Zug mitwirkt, der Desinfektionszwang, der gleichfalls mit dem Versiegen der Fruchtbarkeit zusammenhängt. Was hätte Bloy zu jener Amerikanerin gesagt, die ihre Geldscheine mit Seife abwäscht und an die Trockenleine hängt?

Ich hörte von Versuchen, bei denen man Drosseln fütterte: die einen mit Regenwürmern, wie sie aus dem Boden kamen, die anderen mit sauber gewaschenen. Die einen gediehen, die anderen starben nach kurzer Frist.

Der Geiz sehr reicher Leute hat magische Gründe insofern, als sie im Gelde die Quelle ihrer Macht erkennen, die Größe, in der sich die ihre spiegelt, die ihnen Nimbus gibt. Versiegte diese Quelle, würde diese Größe nicht mehr geachtet werden, so stünden sie sogleich in ihrer Dürftigkeit da. Wenn sie sich daher täglich, stündlich der Macht des Geldes vergewissern wollen, so gründet dieses Bestreben tiefer als im Ökonomischen. Das Geld ist ihre Monstranz. Sie zeigen es, wie der Herr über Leben und Tod die Ruten und Beile zeigt. Sie wollen den Kotau genießen, die göttliche Verehrung, die ihrem Herrn gezollt wird, und daraus erklären sich Paradoxa wie jenes, daß sie hartnäckiger als der Arme um den Preis feilschen. Sie weisen den Armen weniger deshalb ab, weil sie das Almosen reut, als deshalb, weil die Macht des Geldes in seiner Verzweiflung überzeugender zum Ausdruck kommt als in seinem Dank.

Die Spendung des Dichters ist stärker als die gesamte Leistung der Wissenschaft. Die Welt kann ohne Wissenschaften leben, doch ohne Dichtung nie. Der Dichter ist nicht nur spendend, sondern die Spendung ist auch sein großes Thema, die schenkende Tugend, die gleich der Sonne die Welt durchwebt.

## *Mosaik 3*

Wir müssen älter werden, um die Frau als Frau zu schätzen, nicht nur als Frau, die uns gefällt.

Die Relationen der Eitelkeit: Ein Blinder, der eine Brille trägt. Warum brüstet sich aber kein Tauber mit einem Hörrohr? Testfrage.

Ein Kriegsherr vertreibt Bauern von ihrer Scholle, Hirten von ihrer Weide, stößt Könige vom Thron. Ein Denker vernichtet geschriebene und ungeschriebene Werke, entvölkert Akademien, bringt friedliche Professoren um Ruf und Brot.

Die Schlösser des großen Alexander sind verfallen; in ihren Fensterhöhlen träumen die Nachtvögel. Im Palast des Aristoteles und seinen Höfen springen noch heut die Brunnen, herrscht ein Treiben wie auf einem bevölkerten Markt.

## *Weltvernichtungen*

Sollte am Ende die Erde doch der einzig bewohnte unter diesen zahllosen Sternen sein? Dann würde vielleicht, wenn es dereinst zur Erbteilung kommt, auf jeden von uns einer jener Nebelflecke entfallen, die fünfzig Millionen Sonnen in sich vereinigen. Warum auch nicht? Sie sind ja nur wie ein Stecknadelkopf in unserem Hirn. Wenn es in der Erde vermodert, gleicht es Aufgüssen aus faulem Stroh, das grüngebänderte Milchstraßen, geschweifte Kometen und rotierende Sonnen erzeugt. Das alles sind Träume des Absoluten, und Dimensionen sind leerer Trug.

In der kopernikanischen Welt ist das ein vermessener Gedanke, aber auch nur in ihr. Sonst begegnen wir ihm so häufig, daß wir ihn als einen der Ausweise starker Völker und starker Zeiten betrachten können: das Bild des Menschen, der das Universum vor seine Schranken fordert und ihm die Waage hält. Seinen Wert, sein Heil erkauft keine Ausdehnung. Sie liegen jenseits der Zeit, unendlich nahe, kein Lichtjahr reicht an sie heran.

Nichts ist der Liebeskraft gewachsen; in ihrer Glut verdampfen die Fixsterne. In einer der Erzählungen von Ljess-

kow, »Am Rande der Welt«, begegnet ein sibirischer Schriftgelehrter einem Dämon, der ihn examiniert. Unter anderem zeigt er ihm Wasser in seiner hohlen Hand:

»Wo ist mehr Wasser — im Meere oder in meiner Hand?«

»In der Hand ist mehr.«

»Beweise es.«

»Das werde ich beweisen. Dem bloßen Anschein nach ist wirklich mehr Wasser im Meere als in der hohlen Hand. Aber wenn die Zeit der Weltvernichtung kommen und aus der jetzigen Sonne eine andere hervortreten wird, die mit Feuern sengt, dann wird sie alle Gewässer der Erde austrocknen, die großen und die kleinen, die Meere und die Bäche und die Ströme, und selbst der Berg Sumber wird zerfallen. Wer aber bei seinen Lebzeiten mit einer Handvoll Wasser den Mund eines Durstenden getränkt oder die Wunden eines Bettlers gewaschen hat, dessen Handvoll Wasser werden sieben Sonnen nicht austrocknen.«

## *Stufen des Bösen*

Ein Kaufmann schlägt seinem Partner ein unredliches Manöver, etwa auf Kosten des Staates, vor. Dieser geht darauf ein, doch nur zum Schein, indem er seinen Anteil am so Gewonnenen aus eigener Tasche zahlt. Der Andere wird nun von ihm abhängig. Das war der Plan.

In solchem Verhältnis begegnet der primitive Stand des Bösen dem Bösen in geistiger Potenz und wird sogleich von ihm beherrscht. Der geistig Böse ist ungleich geschickter; er wirkt in Operationen, die sich dem Gesetz entziehen.

Wenn wir zum Bösen schreiten, liegt die eigentliche Gefahr weniger darin, daß wir in die Maschen des Gesetzes fallen, als vielmehr darin, daß durch solche Schritte das Böse in seinen höheren Potenzen Macht über uns gewinnt und uns nach seinem Sinn bewegt. Das ist bedrohlicher als Zuchthaus und Henkersbeil.

## *Im Gefängnis*

»Warum sollen Sie füsiliert werden?«

»Weil ich fünf Punkte zeichnete.«

Er hatte sie auf einer Karte eingetragen; sie wiesen die Sperrforts nach.

## *Fechner*

Fechner steht ganz am vegetativen Pol des Lebens, was leider auch in seinem Vortrag zum Ausdruck kommt. So gleicht er einem vergrabenen Schatz. Man betritt in seinen Werken einen Mimosenteppich, ein verflochtenes Muster von Sinnpflanzen. Doch ahnt man die Möglichkeiten des Lebensbaumes, der sich selbst beschreibt — etwa, indem bei Sonnenaufgang aus seinen Zweigen ein wunderbares Lied ertönt.

## *Mittelpunkte*

Nachtrag zu der Bemerkung vom 22. November 1944, daß im Unendlichen jeder Punkt Mittelpunkt. Das gilt für das Unendlich-Große, in dem jeder Punkt zentrale Qualität gewinnt. Die unendliche Peripherie ist von jedem Punkte gleich weit entfernt. Daher steht jeder Einzelne, auch jedes Tier und jede Pflanze, im Mittelpunkt der Welt. Der Bau der Sinnesorgane deutet es an.

Der Satz gilt ebenso für das Unendlich-Kleine; in ihm versammeln sich alle Punkte durch Reduktion zum Mittelpunkt. Die Peripherie verdichtet sich. Die Hegelsche Umschlag in die Qualität kann daher ebensowohl auf dem Wege zum Sehr-Großen wie auf dem zum Sehr-Kleinen erreicht werden. Das Geheimnis des Wassers ruht nicht minder im Tropfen als im Meer.

Leben und Tod. Wir werden aus dem Unendlich-Großen

in das Unendlich-Kleine versetzt und umgekehrt. Die Astronomen auf dem Mount Palomar sind dabei, die Maße des Universums zu errechnen, wie sie schon oftmals errechnet worden sind. Der Kosmos mit seinen Milchstraßen, explodierenden Sternen und Spiralnebeln aus Milliarden Sonnen ist nicht ausgedehnter als unsere Schädelkapsel, ja findet Platz in einer Haselnuß.

Es hat sich herumgesprochen, daß das Weltall endlich ist. Das läßt eine günstige Prognose zu. Ein Mittelpunkt wird denkbar, wenngleich er zunächst nur als Fluchtpunkt begriffen werden kann. Es kommt zu wunderbaren Welten, wenn rationale und mythische Mächte sich begatten, geschliffenem Geschmeide an der Stirn der Sphinx.

Das einmal Gedachte kann nicht untergehen. So ist auch der kopernikanische Raum nicht ganz entschwunden — er hat sich nunmehr an die Ränder des Universums verlegt. Dadurch vollzieht sich eine Art Saturnbildung im Geistigen — im Ringe bildet sich die neue Romantik aus. Wer hätte das gedacht — das Zeitalter der Aufklärung liefert nun das Substrat der romantischen Erinnerung. Das zeigt, daß es schon damals viel Schatten in sich barg. Das neue Licht ist zu stark. Wir baden uns in der alten Unendlichkeit. Wenn der Geist nach seinem Ausflug an die kopernikanischen Ränder zur Mitte zurückkehrt, hat sich dort viel verändert — sie ist götterlos geworden, und nun senkt sich die Masse des Gewölbes, die volle Last des Universums auf den Menschen herab. Sie zu ertragen, in die Rolle des Atlas einzutreten, wird er nur vermögen, wenn zugleich Antaios in ihm aufwacht, der Sohn der Erde in ihrer mächtigsten Bedeutung: als Urgrund von grenzenloser, selbst Götter gebärender Kraft.

Atlas war, wie sein Lieblingssohn Hesperos, ein genauer Kenner der Sterne; er lehrte den Menschen als erster, den Himmel als Kugel zu betrachten; auf diese Setzung gründete sich seine weltumfassende, welterhaltende Aufgabe. Das ist die Figur, die sich nun wiederholt. Die Ordnung der Erde setzt eine neue Konzeption des Universums voraus.

## *Am Schalter*

Hier wird die tote Zeit am deutlichsten. Wir warten auf die Abfertigung derer, die vor uns stehen. Die herrschende Stimmung ist die der Langeweile, aber auch des Gerichts; die Abgefertigten schweben wie nach der Absolution davon.

Innerhalb der toten Zeit wird das Verhältnis der Menschen zueinander mechanisch — jeder von ihnen betrachtet den Vordermann als einen Widerstand, der ihn vom Ziele trennt. Hierauf begründet sich die unmenschliche Stimmung solcher Orte; sie führt zu mörderischen Wünschen: Möchten sich alle anderen in Luft auflösen, nicht mehr vorhanden sein.

Worauf kommt es in dieser Lage an? Wohl darauf, daß die tote Zeit in lebende verwandelt wird. Wir müssen erfassen, daß sich in einer solchen Wartezeit zugleich geschenkte Zeit verbirgt. Das wahre Ziel liegt nicht am Schalter, nicht in den flüchtigen Geschäften, die dort verhandelt werden; es liegt in unserem Innern. Wir werden also die tote Zeit befruchten, indem wir in uns hineinsteigen, sei es in die Erinnerungen, in die Meditation oder das Gebet. Dann wächst uns Leben zu. Die Zeit wird uns nicht lang; wir rücken, ohne daß wir es bemerken, vor.

Wir werden zugleich wahrnehmen, daß sich auch jene, die mit uns warten, zu verändern scheinen, als würden sie aus unserm Innersten erwärmt. Sie werden wiederum in Menschen zurückverwandelt, nachdem wir uns so weit verloren hatten, daß wir sie als lästige Gegenstände betrachteten. Sie fühlen und erwidern das. Es fällt ein Scherzwort, alle lachen, und niemand weiß, was vorgegangen ist.

Nicht selten wird man an solchen Orten auch Frauen stricken sehen, indem sie langsam vorrücken. Auf diese Weise fließt die Zeit nicht gänzlich ohne Zins dahin, wenngleich es neben der kleinen Ökonomie auch eine große gibt. Wir können andere Gespinste anknüpfen und andere Netze auswerfen.

*Mosaik 4*

Welche Freude ist bedeutsamer — jene, die im ersten Anblick, oder jene, die im Wiedererkennen liegt?
Es gibt Liebhaber und Eheleute auch im Genuß.

Die sind so sparsam, daß sie auf den Ahnengräbern Kohl ziehen.

Wenn sich einer uns zu Ehren betrinkt, dürfen wir ihm das zerschlagene Geschirr nicht ankreiden.

Die Kinder kommen aus dem Zoo zurück. Gefragt, wie es ihnen gefallen habe, sagen sie:
»Fein, aber der Wärter hat geschimpft.«
»Warum hat er denn geschimpft?«
»Weil wir den Tiger gekrault haben.«

In den Kindern ist noch ein Hauch von Weltgenie, der dann verloren geht. Es kommt die Nachricht, daß der Vater gefallen ist. Man muß auch für das Leben der Mutter fürchten; sie ißt und trinkt nicht mehr. Nachdem fünf Tage vergangen sind, nimmt sie wieder ein wenig Nahrung an. Das Söhnchen kommt an ihr Lager und streichelt ihr die Hand:
»Gelt, Mutter, jetzt ist der Vater nicht mehr tot?«

»Du hast einen gehässigen Verfolger? Das macht mich nachdenklich. — Du hast deren hundert? Das sieht schon anders aus.«

Nicht nur die Nachahmung, auch die Polemik weist schwache Geister aus. Oft heften beide sich an ein und dasselbe Vorbild: erst wird bewundert, dann geschmäht.

## *Am Genfer See*

Beim Aufstehen beobachtete ich durch die Jalousie einen Bäckerjungen, der mit gefüllter Kiepe auf seinem Rad fuhr und dem, gleich einem Spiegelbilde, ein anderer Bäckerjunge entgegenkam. Sie stiegen ab, lehnten die Räder, indem sie halb darauf sitzen blieben, an den Rinnstein und vertieften sich in ein angeregtes Gespräch. Es schienen zugleich vertrauliche und amüsante Dinge, die dort zutage kamen, denn sie übersahen in ihrem Eifer den mißvergnügten Greis im Schlafrock, der im Parterrefenster dicht über ihnen erschienen war und zuhörte. Offensichtlich kämpfte in ihm obszöne Neugier mit dem Groll über die Ruhestörung, der sich doch endlich entlud. Der Übergang von der angenehmen Bezauberung der beiden zur Desillusion war außerordentlich. Sie erstarrten, dann schwangen sie sich auf die Räder und fuhren in verschiedenen Richtungen davon. Ein Bild für Goldoni und sein Publikum.

Beim Frühstück kam ein Anfall von Langerweile, dem ich begegnete, indem ich den Neugierigen einer fernen Epoche spielte: »Wir wollen doch einmal sehen, wie nach dem Zweiten Weltkrieg der Bahnhof einer bedeutenden Stadt eingerichtet war.« Oder sollte ich mich lieber in einen Fremdenführer verwandeln, der Campanella auf einem Stadtrundgang begleitete? Ich beschloß, abwechselnd das eine und das andere zu tun.

Im Autobus saß ich neben einem jungen, englisch sprechenden Zeitgenossen, dessen Physiognomie Einfalt, Angst und Verschlagenheit vereinigte. Sie war unangenehm. Seine Frau oder Freundin war auf den gleichen Schlüssel gestimmt. Hier wirkte der Eindruck wollüstig. Vielleicht sehen wir auch nur beim eigenen Geschlecht die volle Tiefe des Abgrundes — beim anderen müssen wir erst hinabstürzen. Das ist die Macht der Blendwerke.

Die Markthalle aus weißem Haustein erhebt sich mitten aus der Rhone, ist ganz von grünem Wasser umspült. Ich

setzte mich dort auf einen Brunnen und sah dem Treiben zu. Die frisch gesottenen Eingeweide des Kalbes haben das Aussehen mariner Gebilde, die in Höhlen gewachsen sind. Ich sah auch etwas Rotes an ihren bleichen Formen, wie die Kiemenbüschel des Grottenolms. Man nennt sie hier »Fleurette«. Eine Art Wurst oder Pastete wird in die Haut des halbierten Schweinskopfs eingenäht, und zwar derart, daß ein Ohr als großer Zipfel erhalten bleibt. Das sieht fast aus, als ob Wickelkinder verkauft würden.

Die Art, in der sich die Romanen einrichten, weist im Süden, Südwesten und Südosten große Unterschiede, doch auch Gemeinsamkeiten auf. Was zunächst auffällt, ist ihre Höflichkeit, sodann der Hang, gewisse Handwerke im Freien oder Halbfreien zu betreiben, und ferner die andersartige Musikalität. Wo sie vom Protestantismus ergriffen werden, kommt es zu Synthesen, die mit Machtentfaltung verbunden sind. Weltideen, Philosopheme, Industrien, Zustrom von Kapitalien — man hat den Eindruck, daß sich hier das Neue besonders günstig einbettet. Das Gold und das Alte Testament stehn im Zusammenhang, als ob die Minen von Ophir wiederentdeckt würden. Dazu kommt eine neue Konzeption der Zeit. Genf ist die Uhrenstadt. Der Rationalismus muß tief in der Landschaft liegen — ich schmecke ihn in den Weinen, die hier gewachsen sind, in gelben, starken Weinen, die einen präzisen, nüchternen Rausch geben. Ich trinke sie in den kleinen Wirtschaften am See und gehe nachts an den Ufern zurück. Der Wind fällt von den Gletschern in einen mondhellen Garten, der den schönen Namen »Parc des Eaux vives« führt. Um wieviel würde die Moderne weiter vorgeschritten sein, wenn die Hugenotten gesiegt hätten? Ob sie Fürsten gezeitigt hätten, die das Ingenium Richelieus, Heinrichs IV. und Napoleons vereinten und die Residenzen dazu? Das sind Lichter im Kaleidoskop, die der Wein vorspiegelt; alle Wege führen zum Ziel. Jedenfalls hatte die Erbitterung der Verfolger ihren Grund.

Auf meinem Brunnenrand sitzend, hörte ich dem Treiben des Marktes zu. Das war angenehm. Ich dachte dabei wieder an eines meiner Themen: an Regionen, in denen die Sprache sich durch Musikalität ersetzt. Romeo und Julia als Lerche und Nachtigall. Die Liebesleute brauchen kein Wörterbuch. Rhythmus und Melos begleiten immer das gesprochene Wort. Daher verstehen wir auch in unbekannten Sprachen viel von dem, was abgehandelt wird, vor allem natürlich den leidenschaftlichen Teil.

Auf weiten Gebieten unseres Lebens könnte in der Tat das Wort entbehrlich sein. Auf manchen, wie in der Welt der Spiele, käme man mit optischen und akustischen Symbolen aus. Man denke etwa an den völlig bedeutungslosen Wortwechsel einer Runde von Skatspielern. Bedeutsam sind jedoch die Karten, die Schicksalszeichen, deren Fallen von Worten begleitet wird. Dabei fällt mir ein, daß Carl Schmitt, der einer solchen Runde lange in einer Wirtschaft zugehört hatte, mir einmal sagte, es müsse sich um ein hochpolitisches Spiel handeln. In der Tat weisen Worte wie »ich reize«, »ich steche«, »ich ziehe Trumpf«, »ich gehe mit«, »ich passe«, »ich biete Re und Contra« darauf hin.

In den politischen Krisen wiegen Timbre und Modulation der Stimme, der Apparat der Leidenschaften stärker als das Argument. Das macht für jene, die nicht im Strom sind, das Widrige an den Versammlungen aus. In der Technik, vor allem dort, wo schnelle Bewegungen auszuführen sind, ist das Wort meist zu kompliziert, zu umständlich, auch zu human.

Die reine Musikalität würde das Tierische in einen höheren Rang erheben und uns gewaltige Intensität, jedoch auf Kosten der Willensfreiheit, verleihen. Höherer Geist, Pneuma als Logos, kommt uns aus anderen Sphären, und daher wird, wo wir über den Zwang der Natur hinauskommen wollen, das Wort stets unentbehrlich sein.

Ich irrte dann in der Stadt umher, ging in das Strandbad,

in dem das Wasser noch kühl war, geriet in ein Gespräch mit einer Pariser Kabarettistin, die hier mit einer Gastpieltruppe am Abend auftritt und sich tagsüber langweilt, bewunderte in einem Museum die größten Rauchkristalle, die mir je begegneten, und in einem anderen Museum in der Nähe des Völkerbundspalastes Gläser und Fayencen, darunter zauberhafte aus den eingegangenen Werkstätten der Mauren in Spanien. Endlich kam ich an einem Denkmal für Schweizer vorüber, die im Ersten Weltkrieg als Freiwillige in der französischen Armee fochten.

Ich warte hier auf das Visum aus Paris, bei dem es so kurz nach dem Krieg anscheinend noch Haken hat. Die Ungeduld verwandelt die Stadt ein wenig in eine Art von komfortablem Purgatorium. Zweimal täglich fertigt mich der Beamte, der die postlagernden Briefe verwaltet, mit einem Kopfschütteln ab. Es ist merkwürdig, wie bald sich unter solchen Umständen ein Funktionär in eine richterliche Gestalt, in einen Schicksalsdämon umwandelt und wie schwer man sich, selbst in einer Stadt des Lichtes, diesem Eindruck entziehen kann.

## *Konzentration*

Es werden viele Methoden empfohlen, die zum Teil lästig oder sogar schädlich sind. Merkwürdig ist, daß über den Begriff, selbst bei solchen, die viel darüber nachgedacht haben, Unklarheit zu herrschen scheint. Man hat den Eindruck, daß oft Entgegengesetztes als Konzentration verstanden wird. Es handelt sich um eine Zusammenfassung im Ausdruck, ganz ähnlich, wie durch »atmen« sowohl das Ein- wie das Ausatmen bezeichnet wird. Wenn wir das Wort verwenden, denken wir vor allem an das Einatmen, denn die Sprache bevorzugt das aktive Element. Wir sprechen vom Tage und meinen seine lichte Hälfte, obwohl die Nacht dazu gehört. Ebenso begreifen wir unter Konzentration eine wil-

lensmäßige Anspannung. Das ist aber nur *eine* Phase des Vorganges.

Konzentration setzt einen Mittelpunkt voraus. Ich konzentriere mich auf etwas — auf einen Gedanken, einen Menschen, einen Gegenstand. Als Jäger konzentriere ich mich auf ein Wild, das auf die Lichtung tritt.

Nun aber kommt etwas Wichtiges: Konzentriere ich mich bereits, wenn ich auf dem Anstand bin? Bestimmt nicht, denn hier bin ich eher mit dem Gegenteil beschäftigt: ich dezentriere mich. Ich habe noch keinen Mittelpunkt, aber ich bereite mich auf ihn vor. Es wollen sich in mir fortwährend solche Punkte bilden, etwa durch Träumerei. Ich muß sie abweisen.

Diese Bereitschaft gehört bereits zur Konzentration wie die Nacht zum Tage, das Ausatmen zum Einatmen. Sie schiebt einen Zustand der Ruhe, des Glatten, des Weißen, des Unbeschriebenen vor. Sie gleicht dem stillen Spiegel eines Gewässers, das von Bäumen beschattet wird. Der Atem geht schwach, ist unhörbar. Das ist die Haltung, in der viele Tiere einen großen Teil des Lebens zubringen und die dem Menschen immer mehr abhanden kommt.

Wie sehr verändert sich der Spiegel, wenn das Erwartete erscheint. Als ob ein Stein in ihn gefallen wäre, legt sich in Ringen die Bewegung um das Ziel. Der Jäger beginnt lebhaft zu atmen, und alles drängt auf den Höhepunkt zu, auf die Erlösung durch den Schuß.

Als Jäger wissen wir also, wann wir auf Anstand sitzen und wann wir der Beute gegenüberstehen. Wir kennen die Art der Atmung und der sinnlichen Spannung, die diesem Unterschied entspricht. Daher sind wir als Jäger stark.

In unserer geistigen Bewegung dagegen sind wir uns des Unterschiedes kaum bewußt. Das Schlimmste an unserem abendländischen Leben ist, daß wir die Konzentration in kleiner Münze ausgeben. Ein Gang durch eine unserer Städte, eine Autofahrt, besonders für den Lenker, gleicht einer Kette

von Entladungen. In diesem Treiben fallen automatisch höhere Beuten aus. Wir haben so viel Signale gesehen und befolgt und uns dabei verzettelt, daß jene Ziele im Dunkel bleiben, zu deren Wahrnehmung besondere Ruhezeiten unerläßlich sind. Das Auge muß lange in der Dunkelkammer geweilt haben, wenn neben und außer dem sichtbaren Spektrum ein neuer Purpur aufleuchten soll.

Wo immer die Überlegung diesen Punkt erreichte, führt sie notwendig dem Gedanken der Askese zu. Askese kann in diesem Zusammenhang nur Sinn besitzen, wenn sie dem Anstand des Jägers gleicht — also nur in Beziehung auf das Wild, das wahrzunehmen und zu erbeuten ist. Es handelt sich darum, eine Stille zu schaffen, die es aus dem innersten Dickicht lockt.

Askese ohne diese Absicht wird eher schädlich sein. Sie soll der Tugend schöner Mädchen gleichen, die um so heller strahlt, je stärkerer Bewerbung sie widersteht, doch deren Sinn nur darin liegen kann, den rechten Freier auszuwählen, denjenigen, der des Eides würdig ist.

Die Jungfrau ist die Herrin des Weißen, des Unbeschriebenen, das ungepflügte Feld. Ein sanfter Glanz umleuchtet jene, die sich ihr anvertrauen. Nur muß man wissen, daß es Mondglanz ist, Schimmer von fremden Sonnen, der in den Silberspiegel fällt. Jungfräulich ist die Stille in der Erwartung eines unbekannten Zieles; dann kommt die Hochzeit, kommt das Fest, das Blut, die Schuld und all das andere. Es kommt das Fremde, das uns ergänzen wird. Der Fechter, der unablässig übt und nach den Regeln lebt, wird einmal in der Arena stehen, in der ihm, gleich einem Spiegelbild aus seinem Inneren, der andere Fechter entgegentreten wird. Die Braut wird in das Brautgemach geführt.

Jungfräulichkeit ist immer nur in Beziehung auf ein anderes — auf eine Prüfungsfolge, die Schicksal heißt. Die klugen Jungfrauen sind jene, die zu jeder Stunde auf die Prüfung gerüstet sind. Jungfräulich sind wir alle im Hinblick auf den Tod als auf den größten Freier dieser Welt. Das ist das einzige Examen, das uns mit Sicherheit beschie-

den ist, das einzige, dem selbst der Reichste, der Listigste, der Kühnste nicht entrinnt.

Warum erscheint es den meisten heute so absurd, daß einmal das Leben unter diesem Winkel gesehen wurde und daß man sich bemühte, es sinnvoll auf jene Prüfung zuzuführen, mit welcher der kosmische Vermählungsakt beginnt? Es könnte daran liegen, daß dem Menschen die Unbeschriebenheit, das Jungfräuliche dem Tode gegenüber verloren ging — verloren dadurch, daß er sich in kleinen Dosen, in niederen Kontakten amortisiert.

Das ist vielleicht die fürchterlichste unter den Gefahren der Maschinenwelt. Sie raubt den Tod — daß sie daneben das Leben raubt, ist, damit verglichen, bedeutungslos. Der Mensch wird billiger, muß billiger werden, damit der Gang der Automaten fortschreiten kann. Zugleich wird auch das Sterben billiger. Es nimmt die Rolle eines biologischen, ja eines mechanischen Aktes an, indem es den Charakter des Grauenhaften, aber auch des Festlichen verliert. Die Zahl der Menschen mehrt sich, die das begrüßen und gern betonen, daß nach dem Begräbnis oder lieber noch nach der Verbrennung nichts, nichts mehr übrigbleiben wird.

Die beiden Phasen der Konzentration kann man sich auch räumlich vorstellen. Wir schieben das Unbeschriebene nach Art von Tastfäden, von verlängerten Sinnesorganen voraus. Wir sitzen dann als Wahrnehmende wie die Spinne hinter ihrem Netz. Nach diesem Prinzip sind zahlreiche Musikinstrumente gebaut.

Auch die Berührung mit außersinnlichen Mächten ist nur möglich, wo Unbeschriebenes, etwa nach Art von Landeplätzen, ausgebreitet ist. Sie muß sich verringern in Zuständen und Landschaften, die von Energien geladen sind. Dagegen schiebt sie sich ein in jene Lücken, in denen wir entspannt, bewußtlos, in denen wir Medien und Träumer sind. Das sind die Augenblicke, in denen wir am weitesten aus uns herausgetreten sind.

Dem trägt auch die mantische Praxis Rechnung, indem sie einerseits das Bewußtsein in einen unbestimmten Zustand zu versetzen und andererseits eine unbeschriebene Fläche vorzuschieben sucht, die auch materiell sein kann wie bei der Kristallomantie. Aber auch hier gilt Friedrich Georgs:

Was sind Talismane, Amulette?
Hoffe nicht, daß dich ein Fremdes rette.

## *Zur Etymologie*

Im Zuge meiner Arbeit las ich Heinrich von Pudor »Die Entstehung der Sprache«, ein Kuriosum, das nicht nur Beobachtungsgabe, sondern auch Intuition verrät. Leider ist der Autor von der Idee besessen, daß es im Anfang nur *eine* Sprache gegeben hätte, worüber sich reden ließe; er bezeichnet sie aber auch genau. Es war die atlantische Ursprache mit dem *A* als einzigem Vokal. Das führt in die sektiererhafte Enge, die den geistigen Genuß beeinträchtigt. Während die Irrtümer im einzelnen nicht stören, wirken sie in solchen Zurechtlegungen wie der hervorlugende Pferdefuß.

So heißt es bei der Besprechung der Silbe »at«: »Wahrscheinlich wird auch der Name der Azoreninseln des Atlantik mit ›at‹ zusammenhängen: ›at-sa-ra‹.«

Nun waren die Azoren bei ihrer Entdeckung unbewohnt und konnten daher nicht im Besitz eines Namens sein. Ihre Bezeichnung geht vielmehr auf das portugiesische Wort *acor* zurück, das Falke bedeutet, denn die Entdecker sahen die einsamen Küsten von Raubvögeln umschwebt.

An vielen Stellen schimmern jedoch Einsichten in Zusammenhänge auf, wie in der Bemerkung, daß Wörter, in denen die Verbindung »br« auftaucht, gern auf Verdoppelungen oder Symmetrien hinweisen. Er nennt »brechen« und »Bruch«, ferner: »Braue, Brägen, bras, bride, Breeches, Bruder, Brust«. Das ist in der Tat auffällig und erinnert an die Verbindung

»zw«, der eine ähnliche Kraft innewohnt. Es gibt sogar Überkreuzungen zwischen beiden, wie in »Zweig« und »branche«.

Man fühlt, daß solche Hinweise Grund fassen. Natürlich könnte auch hier die etymologische Kritik sich anheften, etwa durch die Feststellung, daß »Brille« sich von »Beryllus« ableitet. Was wäre damit aber gesagt? Die Darwinisten der Sprache kommen an das Wort nicht näher heran als ihre zoologischen Kollegen an das Tier. Jeder Ägypter sah da mehr. Vielleicht wußte niemand weniger als die Textkritiker des 19. Jahrhunderts, was in der Bibel steht. Solche Geister verfallen dem seltsamen Irrtum, daß nach ihnen niemand Neues mehr finden kann.

Die Worte folgen sich nicht nur zeitlich; sie ordnen sich auch magnetisch um Mittelpunkte an. Wo die Zeit keine Rolle spielt, wird jede historische Disziplin zur Hilfswissenschaft. Das soll kein Einwand gegen die Disziplinen sein. Sie können aber Souveränität nicht schaffen, sondern höchstens nachweisen: auch jene, mit der der Sprachgeist sich den Körper baut.

## *Durchkreuzungen*

Die Symbolik des Kreuzes läßt, der Bedeutung des Zeichens entsprechend, eine unbegrenzte Zahl von Auslegungen zu.

Hierher gehört die gute Bemerkung von Léon Bloy, daß es nicht darauf ankomme, daß Christus gerade ans Kreuz geschlagen worden sei. Er hätte auch mit dem Schwerte hingerichtet werden können, dann würde das Zeichen das gleiche geworden sein. Wenn man ihn gesteinigt hätte, würde er mit zum Kreuze ausgebreiteten Armen gestorben sein.

Die alten Mäler strebten zur Senkrechten: in den Säulen, den Türmen, den Menhirs. Im Kreuze wird diese dem natürlichen Menschen gemäße Art der Erhöhung durch den Negativstrich verneint. Durch ihn wird die Senkrechte als Symbol der Macht gebrochen; das Leid tritt hinzu. Das Sein wird

durchkreuzt; die neue Erhöhung liegt in der Minderung. »Illum oportet crescere, me autem minui« (Joh. 3,30). Das sagt der natürliche Mensch vom geistigen. Es wird am Kreuze vollbracht.

Wenn das Auge unfähig wird, den mythischen Zusammenhang zu fassen, bleibt das Kreuz in seiner mathematischen Bedeutung bestehen — als Kreuz im Koordinatensystem. Es setzt nun den Nullpunkt im nihilistischen Raum, gibt kalkulatorische Sicherheit. Das Faktum wird zur »Zeitwende«. Man verläßt sich darauf, daß niemand mehr fragen wird, was eigentlich die Zeit gewendet hat.

### *Mosaik 5*

Kannst Du die Wände zum Blühen bringen? Das ist die Frage, besonders in Zeiten, in denen die Mauern täglich sich vermehren und jede eine Gefängnismauer ist.

Auch die Katze, der nie eine Maus begegnete, hat von der Maus eine Vorstellung. Sie verrät es im Spiel, bei dem ein Schatten die Maus ersetzt. Ihrerseits ist die Maus die Vorstellung eines Niegesehenen, der Schatten einer metaphysischen Jagdbeute.

### *Das Wort »Sesam«*

Das Mißliche der heutigen Gebete liegt darin, daß sie über die Konvention nicht hinausgreifen. Das führt im besten Falle zu höherer Hygiene, doch nie über die Waschungen hinaus. Dieses Gefühl hat man häufig dem späten Puritanismus gegenüber: daß er die Sauberkeit auf die Epidermis beschränkt und dort übertreibt. Gewaschene Säcke, mit Unrat gefüllt. Zugleich werden die Krankheiten scheußlicher, die Angst vor den Mikroben nimmt zu. Die alten Dämonen

verkleiden sich und machen sich für die Laboratorien zurecht. Die Sauberkeit, die auf dem Antlitz dieser pünktlichen Beter leuchtet, ist die des konservierten Fleisches im Gegensatz zum geistigen Schimmer, der den Sinai umwebt.

Das Konventionelle ist zugleich das Moralische, führt also auf Vorschrift zurück. Da aber die Vorschrift nicht mehr auf Offenbarung, sondern auf Vereinbarung beruht, entfällt auch die magische Wirkung des Gebetes, die man als eine im höheren Sinne technische begreifen kann. Am Erfolg war ebensowenig Zweifel wie heute daran, daß, wenn man auf den Knopf drückt, das Licht angeht. »Und wenn Mose seine Hand emporhielt, siegte Israel.«

Paulus sah die Zusammenhänge, daher auch seine Kühnheit nicht nur dem Moralischen, sondern auch dem Magischen gegenüber, die ihn zu einem geheimen Kirchenvater des Gnostizismus macht. Er ist der Vorschrift gegenüber souverän und auch, was nie ein Magier wäre, gegenüber dem Wort.

Heute, wo keine magische Präsenz gegeben ist, muß auch der höchste Wortlaut, die höchste Formel ohne Wirkung bleiben, wenn nicht das Unaussprechliche, in sie eindringend, sie belebt. Das kann der Mensch aus Eigenem nicht erreichen, doch gibt es Lagen, in denen die Fesseln fallen, durch die er gehindert wird. Seltsamerweise sind das gerade die Zwangslagen. In einer Zeit, die so viel Niederes gebracht hat, wurde doch, gerade in und nach den Katastrophen, auch die verborgene Schönheit des Unaussprechlichen offenbar.

Zum Unaussprechlichen gehört mehr, als wir ahnen, so die Atome, und es gibt Lagen, in denen wir wie in Goldbergwerke in sie hineinsteigen, zum kosmischen Reichtum und Überfluß in unserm Inneren. Zum Unaussprechlichen gehört auch der Herzschlag, und das Universum ist von seinen Strahlungen und Takten belebt wie eine große Uhr von den Schwingungen ihrer zahllosen Rädchen und Unruhen. Wenn dieser Herzschlag nicht die Gebete begleitet, werden sie wirkungslos wie leere Umdrehungen in der toten

Zeit. Dagegen kann der Herzschlag für sich sprechen, etwa im Glück, in der Hingabe, in der Erkenntnis der Welt. Damit befolgt, bestätigt er den Rhythmus des Universums, wie eine der farbenprächtigen Medusen den Rhythmus des Ozeans. Er bringt uns in Harmonie.

In letzter Bedrängnis kann, wie es in unserem Jahrhundert wieder viele erfahren haben, der Herzschlag einen starken, schnellen und hellen Gang gewinnen, als schlüge der Hammer eines Weckers an. Er gleicht dann den Rufen eines Senders, die an das Unendliche gerichtet sind. Sie müssen gehört werden.

Wir gleichen dem Mann im Märchen, der das Wort »Sesam« vergessen hat. Doch wenn wir ohne Fallschirm aus dem brennenden Flugzeug springen, fällt es uns zwischen Himmel und Erde ein. Wir rufen es aus; es macht die Zeit zunichte — die Felsen wanken, die Tore öffnen sich.

## *Sgraffito*

Die Wand ist mit Mörtel beworfen, der den Grund verdeckt. Dort schwinden die Gegensätze von Gut und Böse, Licht und Schatten, Krieg und Frieden, Männlich und Weiblich, Schön und Häßlich, Leben und Tod. Die Paare zeugen in der Verbindung; sie löschen sich nicht aus.

Wenn wir uns vorstellen, daß Güte, Licht, Frieden, Glück, Schönheit, Liebe und Leben herrschen, so dürfen wir dabei weniger an Triumphe denken als an ein Bündnis, das nach erhörtem Opfer geschlossen wird. Wir treten Arm in Arm mit unserem Feinde, mit unserem Mörder in den Festsaal ein. LEBEN steht an der Pforte; der Tod hat es mit seinem Griffel eingegraben, durch Lebensmörtel, durch Herzmuschelstaub.

## *Stil 1*

Negationen vermeide. »Müßig« ist besser als »untätig«. Aber die Negation kann nötig werden: Gewisse Menschen sind eben nicht müßig, sondern untätig.

Die Reihenfolge, in der die Adjektiva in den Satz eintreten, wie Standespersonen in einen Saal geführt werden: »Ruvigny war ein trefflicher, aber einfacher Edelmann.« In solchen Abstufungen tritt die Struktur Saint-Simons wie die eines Gebirges hervor.

Kann man ein Gefolge vorausschicken? In der Tat wohl, und in der Prosa auch. Doch kann es nichts schaden, wenn man dergleichen überlegt.

»Lucius erhob sich und schritt im Zimmer auf und ab.« Bei solchen Sätzen könnte das Bedürfnis entstehen, auszudrücken, daß die eine Handlung früher, die andere später liegt. Zu dieser Mikroskulptur der Consecutio temporum sind Konjunktionen geeigneter als Verbalformen, weil sie über die reine Aufeinanderfolge hinaus auch Schlüssel für ihre Beziehungen abgeben. Etwa: »Lucius erhob sich, um ...« Natürlich liegt auch in einer einfachen Kopula wie »und« immer zugleich ein zeitlicher Bezug.

Daß Logik in der Sprache nicht auf mathematische Weise, sondern nach Bedarf aufzutreten habe: der Satz gilt auch für die zeitliche Orientierung, zu der oft Schattierungen ausreichen. Die Grammatik soll beherrscht werden, nicht aber herrschen, sonst droht Pedanterie.

## *Universalien*

»Es ist viel leichter, ein Engel als eine Jungfrau zu sein.« Ich muß diesen Satz einmal gehört haben. Er berührt einen

unserer großen, unlösbaren Konflikte, nämlich das Verhältnis von Freiheit und Perfektion.

Was die Engel betrifft: Die ungeheure Menge der Individuen, etwa in einem Heringsschwarm, läßt darauf schließen, daß der Wert nicht in der Einzelerscheinung liegt. Er liegt, in diesem Sinne, natürlich auch nicht im Schwarm. Er liegt im Prägstock, der sowohl die Individuen wie die Kollektive auszeichnet. Daher ist die Vermehrung oder Verminderung innerhalb der Spezies ohne tiefere Bedeutung, auch wenn sie bis auf den letzten Repräsentanten dahinschwinden.

Desgleichen deutet die Verschiedenheit der Geschlechter auf Wirklichkeiten jenseits des Vorhanges. Die Macht des Eros liegt, wie das im »Gastmahl« so schön beschrieben ist, darin, daß er die Individuen für Augenblicke in die Region des Ganzen hebt. Für diese Augenblicke verleiht die Gottheit ihnen das Privileg der Schöpfungskraft.

Der Prägstock ist unsichtbar. Daher gibt es in der Natur auch keine Gattungen. Wenn wir eine Gattung, etwa die Katze, hinter dem Löwen, dem Tiger, der Hauskatze vermuten, so wagen wir damit einen transzendierenden Schritt. Wir schließen von der Ähnlichkeit auf die Gleichheit, vom Mannigfaltigen auf die Einheit, von der Erscheinung auf das Sein.

Begattung ist Dienst an der Gattung, ist Begehung vor einem unsichtbaren Bild. Wäre dem anders und wäre der Wert der Individuen immanent, so würde die Natur der Ausführung des Einzelnen viel größere Sorgfalt zuwenden. Wir würden ihn unverletzlich sehen, überaus prächtig, aus geistigen Elementen sich stets erneuend, in herrlicher Jugend und Kraft. Die Natur würde Unsterbliche hervorbringen. Das ist nicht ihre Aufgabe.

Die Paradiesesgeschöpfe waren vermutlich von immanentem Wert, vollkommen, nicht unterworfen zeitlichem Einfluß und daher unabhängig von der Reproduktion. Sie waren Unica. »Seid fruchtbar und mehret euch« gilt erst nach der Austreibung.

Es war eine gute Idee der Scholastiker, daß die Engel nicht Arten darstellen, sondern Gattungen. Daher müssen sie auch geschlechtslos sein, da nur die Spezies sich in Geschlechter aufspalten. Im Abstieg der Anschauung haben die Engel sich in jene traurigen Geschöpfe verwandelt, die dem Betrachter einen Schauder vor den Freuden des Paradieses einjagen. Geschlechtslos im wahren Sinne bedeutet aber, daß die Kräfte beider Geschlechter sich in einem Wesen zur Entelechie vereinigen. Wahrscheinlich ist auch die Schwerelosigkeit kein Negativum, sondern eine höhere Vereinigung, eine Knotung von Kraft. Vollkommenes Glück, geistige Hoheit wird die Folge sein. Der Engel kann, sei es aus Mitleid, sei es aus Hochmut, geschlechtlich kommunizieren — er wird sich dann nicht, wie im »Symposion«, mit einem anderen Wesen zur Vollkommenheit ergänzen, sondern er wird sich mindern, wird fallen, wird aus der Vollkommenheit herabsteigen. Geistiger Abfall geht dem voraus. Das ist eine der Quellen übermenschlicher Macht. Genesis 6, 4.

In Frage stellen ließe sich auch die Existenz der Arten; real im Sinne des Johann Roscellinus sind nur die Individuen. »Der Mensch« kann repräsentiert, aber nicht realisiert werden; er bleibt als Typus ideal, oder göttlich schlechthin.

Was ist eine Art in der Botanik, der Zoologie? Bei den heutigen Nomenklaturstreitigkeiten hat man den Eindruck, daß der Geist sich von der Natur sein Futter vorschütten läßt. Er bewältigt es nur zum Teil; die Arten wachsen ihm nicht nur über den Kopf, sondern verschwimmen auch in den Umrissen. Das kann nur daran liegen, daß er an setzender Kraft und Herrschgewalt verloren hat. Linné war Zeitgenosse Ludwigs XIV. Hierzu auch Genesis 2,19. Der Vater verliert an Macht.

Falls nicht alle Zeichen trügen, stehen wir dicht vor einer Revision des Nominalismusstreites, der nie entschieden werden kann. Die Bedeutung dieses Prozesses liegt darin, daß er, ähnlich wie der Streit um die Willensfreiheit, zu den Schleifsteinen des Geistes gehört.

Hier ist der Ansatz, der hoffen läßt, daß wir aus der morphologischen und psychologischen Verflachung herauskommen, die heute die Vorstellung vom Tier beherrscht. Das ist Stilkunde, betrieben an einem ausgestorbenen Palast. Den Balgzoologen sind reine Meßkünstler gefolgt.

In der Natur gibt es keine Gattung, wie es in der Geschichte nicht *den* Menschen gibt. Aber Natur und Geschichte sind Bilderbücher, sind Gleichnisse.

Der Künstler hilft sich, indem er im Einzelnen die Gattung sieht. Dort lebt die höhere Ähnlichkeit. Dem Maler, dem Dichter genügt ein einziger Mensch, der Kelch einer Blume, mit Liebe betrachtet, damit er ihr Geheimnis errät. Die Blume im Gedicht ist zugleich wirklich und unvergänglich, soweit das auf Erden möglich ist, und überzeugender als im System.

Im Garten dachte ich in diesem Zusammenhange über ein System des Monanthropismus nach. Es müßte davon ausgehen, daß es nur *einen* Menschen gibt. Die Mannigfaltigkeit der Völker, Geschlechter und Individuen ist Facettierung, ist sekundär. Von überall erschallt dem Liebenden die Antwort: »Das bist du.«

Eine der Fragen, die sich dabei erheben, wäre folgende: Ist die bestürzende Vermehrung der Erdbevölkerung, die wir erleben, als Division aufzufassen, so daß auf den Einzelnen ein immer geringerer Anteil von Substanz entfällt, er also, grob gesprochen, billiger wird? Darauf würden dann auch die Vernichtungsmittel ihr Licht werfen. Oder stehen wir vor einer einfachen Anreihung, einer spiegelbildlichen Vervielfältigung, wie man sie in der Symbolwelt, etwa in den Tempeln, so häufig trifft? Dann könnte der Einzelne jederzeit den vollen Rang zurückgewinnen, indem er in den Spiegel einträte — das heißt, zugleich den Menschen in sich und sich im Menschen erkennt. Dazu bedarf er der führenden Geister, der Lehrmeister.

An sich ist die Frage sekundär, wenngleich bedeutend für das Schicksal, den Dienst, die Macht der Individuen. *Der*

*Mensch* bleibt unberührt. Auch hier gilt wieder: die Zahl ist ohne Rang.

Die Sinne sind Schlüssel zum Sein. Das Sein wird aber durch die Sinne nicht ganz erschlossen; es handelt sich vielmehr um Anschürfungen.

So erschließen wir in den Farben nur Bruchteile des Lichts. In diesem Sinne rechnet auch unser Weiß den Farben zu. Sollten wir weiter vorzudringen wagen, zum absoluten Weiß, so würden wir schon in den Vorhöfen durch Apollons Pfeile erlegt. Das ist die wahre Grenze, die sich jeder Farbenlehre stellt.

»Mehr Licht« kann nur ertragen werden, wenn das Auge der Dunkelheit geopfert wird.

Es gibt Autoren, die nicht in Schulen oder Gattungen unterzubringen sind, sondern durch deren Auftreten eine eigene Gattung und damit vielleicht auch Schule begründet wird. Diese sind zunächst schwer zu lesen, schwer zu begreifen, was darauf beruht, daß kategoriale Kennzeichen zu ihrem Verständnis noch nicht vorhanden, sondern in ihrem Opus verborgen und aus ihm zu entwickeln sind. In ihnen ist also zugleich mit einem neuen Individuum die neue Gattung zu erfassen — und das erklärt die immer wiederkehrende Erscheinung, daß sich ihre Erkennung und Anerkennung zunächst zögernd, dann aber mit großer Gewalt vollzieht. Vor allem wird die Kritik an ihnen scheitern, die zwar ständig auf der Suche nach neuen Individuen sich befindet, doch einen eingeborenen Horror vor dem Auftreten neuer Gattungen besitzt, durch welche ihr das Konzept verdorben wird. Zudem geschieht der Auftritt immer aus der Richtung, aus der er am wenigsten erwartet wird.

*Freiheit und Gleichheit*

Ein Orchester, in dem jedem Musikanten statt eines Instrumentes nur ein einziger Ton zugeteilt wäre — es ist das unsere. Das Ideal liegt dann notwendig in der Annäherung an die Monotonie. Das gilt auch für das Ensemble: die Freiheit wird in der Gleichheit gesucht.

Das Primitive, zu dem man zurückkehrt, ist aber nur scheinbar das, von dem man ausgegangen ist. Es ist entkeimt. Der Zustand, in dem man als Freier gleich ist, unterscheidet sich von dem, in welchem man als Gleicher frei ist, wie Tag und Nacht.

Wo Freie gleich sind, bleibt das Physiognomische im weitesten Umfange erhalten, bereichert sich sogar. Wo man jedoch als Gleicher, und nur als Gleicher, frei ist, richtet der mindere Bestand. Damit geht das Gesicht verloren oder gewinnt eine zoologische Eindeutigkeit. Die großen Ausrottungen der Neuzeit sind auf die Gene gerichtet, gegen die Andersartigkeit schlechthin. Ob das unter dem Vorwand der Klasse, der Rasse oder der Wissenschaft geschieht, ist gleichgültig.

Wer das erkannt hat, erspart sich das Studium der Theorien; es sind Verbrämungen. Wichtiger ist der Nachweis, daß der Versuch, menschliche Monokulturen zu schaffen, wie grauenvollen Umfang er auch erreichen möge, zum Scheitern verurteilt ist, und zwar aus einer Reihe von inneren und äußeren Gründen, die zwingend sind. Vor allem läßt sich die Urrasse nicht ausrotten. Sonst müßte, da man den Mörder seit ältesten Zeiten tötet, der Mord längst ausgestorben sein. Eines der großen Probleme der Tyrannis liegt in der Domestizierung des Mörders, die jedoch nur phänotypisch gelingen kann. Das kainitische Gen läßt sich nicht aufspalten. Bei jedem tieferen Appell erweist sich der Fehlschluß — schon Seneca sagte zu Nero: »Wie viele du auch umbringen wirst, dein Nachfolger wird nicht unter ihnen sein.« Und in solchen Fällen ist der Mörder der Nachfolger.

## *Mosaik 6*

Jedes Zeitalter hat seine armen Leute und seine unverschämten Bettler — zum unsrigen gehört die jämmerliche Figur des Künstlers, der seine Nützlichkeit nachweisen will.

Der Autor hat nicht nur Leser; er hat auch eine kleine Hörerschaft. Es ist wahrscheinlich, daß er von ihr, wenn nicht mit feinerem, so doch mit andersartigem Verständnis wahrgenommen wird. Es gibt Wendungen, Szenen, Grade der Zartheit, aber auch der Freiheit, die er wohl schärfer prüfen würde, wenn er daran dächte, daß sie auch der Blinde um Mitternacht durch seine Vorleserin erfahren wird.

## *Historietten*

Den Vormittag verbrachte ich mit der Übersetzung einiger Stellen des Tallemant des Réaux, die mich die Zeit vergessen ließen, darunter der folgenden:

»Den letzten Liebeshandel hatte er mit der Präsidentin de la Barre, doch pflückte er dort nicht die Erstlinge. Zu Lebzeiten ihres Gatten wurde sie durch Gallard ausgehalten, den Bruder der Frau von Novion. Novion hatte sie auch probiert. Eines Tages sprach er mit ihr bei dem Parlamentsrat Perot vor, der Witwer war. Sie taten, als ob sie ihn erwarteten, und ließen Feuer anmachen, um sich aneinander gütlich zu tun. Das konnte der Bedienung nicht verborgen bleiben, und beim ersten Mal, als Perot ihnen begegnete, sagte er: ›Warum habt ihr mich nicht benachrichtigt? Ich hätte frisch beziehen lassen für euch.‹ Es heißt, daß Gallard ihr viertausend Taler schenkte — das war überbezahlt. Sie machte eher den Eindruck einer Köchin als einer Frau von Rang. Ihr Gatte, der in die Präsidentin Perot verschossen war und der, wenn er auch nicht die Ehre hatte, der klügste Mann im Königreich zu sein, doch Geist besaß, sagte

ihr eines Tages: ›Wenn man Ihnen nachstellt, so geschieht das, um mich zu ärgern, denn Ihnen fehlt von Schönheit jede Spur.‹«

Was ergreift uns so stark an diesen Geschichtchen von Leuten, die längst kein Finger mehr schmerzt? Es muß ein Funke der Ewigkeit sein, die in den Augenblick und seine Lust verschlossen ist. Wir stöbern auf den Böden eines alten Schlosses; ein Sonnenstrahl fällt durch die Ziegel auf Spielzeug und Kästen voll Schmetterlingsmumien. Wir blasen Staub von den Flügeln, die sich plötzlich öffnen und uns mit Augen anblicken.

## *»Tausendundeine Nacht«*

Die Geschichte des dritten Kalenders: Sein Aufenthalt im Kupferschloß gibt ein Beispiel unfaustischer Glückseligkeit, die keinen Rest von Sehnsucht hinterläßt. Der Überfluß ist unerschöpflich; hinter jeder der neunundneunzig Türen schließen sich Gärten, Schatzkammern, Landschaften, Jagdgründe auf. Der Reichtum fächert sich. Aber auch hier, an den Prunktafeln des Lebens, inmitten seiner Harems und Lustgärten, bleibt der Mensch unersättlich; ihn verzehrt die Neugier nach dem Geheimnis der hundertsten Tür. Dort wartet auf ihn, was die Lust übersteigt. Es wartet das Leid auf ihn.

In der Sammlung »Neunundzwanzigundeine Nacht«, auch »Das Papageienbuch« genannt, findet sich, in eine unbedeutende Geschichte wie eine Ader eingeschlossen, die Nachricht von einem iranischen König, der während eines Jagdausfluges inmitten der Wildnis auf eine Zisterne stößt. Indem er durstig in sie hinabspäht, nimmt er ein Wunder wahr. Die Grube erweitert sich zu einem unterirdischen Gemach, in dem eine jungfräuliche Peri thront. Zu ihren Füßen kauert ein zahnloser Alter und starrt sie verlangend an. Zwischen beiden hängt über einem mächtigen Feuer, das die

Höhle erleuchtet, ein Kessel voll Sesamöl, in dem Millionen von Bläschen aufbrodeln.

Bei diesem Anblick ergreift den König zunächst Erstaunen, dann große Aufregung. Er ruft hinunter:

»Wenn euer Ohr menschlicher Bitte zugänglich ist, so beschwöre ich euch bei dem Allmächtigen: gebt Kunde, wer ihr seid und was ihr dort unten tut.«

Darauf erfährt er von der Jungfrau, daß sie Sahira heiße und Tochter eines Perifürsten sei. Der schwache Alte liebt sie von frühester Jugend an. Seit über sechzig Jahren sitzt sie bereits mit ihm in dieser Höhle und kann sich aus Mitleid nicht von ihm trennen, obwohl sie ihn nicht erhören kann. Die Peritöchter sind aus so zartem, geistigem Stoff gebildet, daß eine Vermählung mit der groben Substanz der Erdensöhne nicht möglich ist. Daher ermuntert sie den Alten, sich von seiner Schlacke zu befreien und in den Kessel zu steigen, um lauter wie der Äther als Bräutigam aus ihm hervorzugehen. Er aber schreckt vor dem Wagnis zurück. So bleiben sie immer auf demselben Punkt.

Der Alte sucht sich zu entschuldigen. Er fürchtet nicht den Tod, aber er fürchtet, daß er Sahiras und selbst der Erinnerung an sie auf ewig beraubt werden wird. Der König fragt, ob man lebendig wieder aus der Glut hervorsteigen könne, erhält aber keine Antwort darauf. Dann fragt er den Alten:

»Wenn aber einer vor dir hineinstiege und käme lebendig wieder heraus — hättest du dann den Mut, es ihm nachzutun?«

Das wird von dem Alten seufzend bejaht.

Darauf läßt sich der König, er heißt Biwad, an seinem Kopftuch in die Zisterne hinab, legt dort sein Gewand ab und schwingt sich sogleich, sein Leben aufs Spiel setzend, in den Siedkessel hinein. Ein rosiger Dampf wallt auf, dann wird der König wieder sichtbar und steigt nicht nur unverletzt, sondern geläutert, verjüngt und verschönt aus dem Bade hervor.

Bei diesem Anblick erhebt sich Sahira von ihrem Thronsitz und wirft sich vor Biwad auf den Boden — er hat sie gewonnen durch seinen Opfergang. Er aber antwortet:

»Nicht so wars gemeint. Ich wollte nur dem andern Mut machen. Bleibe du meine Tochter, hier und in Ewigkeit.«

Nun entschließt sich auch der Alte, in die Glut zu steigen, und taucht als Jüngling aus ihr empor. Da ist unendliche Freude, und Biwad läßt sie vereint zurück.

Auch am Papageienbuche ist, ähnlich wie an Tausendundeiner Nacht, der Rahmen unbefriedigend. Aber Perlen an wertlosem Faden sind besser als falsche Steine in einem goldenen Ring.

## *Die großen Mittel*

Mit dem Stein ist das Märchen, mit der Bronze der Mythos, mit dem Eisen die Geschichte verknüpft. Wird uns die Strahlung in eine vierte Epoche einführen? Vielleicht in die Verwandlung der Welt in Wissen, wenn wir Wissenschaft als eine neue Form der Elektrizität oder der Erotik auffassen. Die Strahlung ist zwar ein Mittel, doch nicht Materie im alten Sinne mehr. Sie ist das Mittel einer sich schnell vergeistigenden Welt. Vergeistigung wird auch das beste Mittel zum Überleben sein.

Daß die Epoche aus der »Geschichte« herausführt, erweist sich schon daran, daß unserem Geschehen gegenüber der historische Maßstab verblaßt. Das gilt nicht nur für jene Phänomene, die apokalyptischer Schimmer umspielt. Ein neues Wissen, ein neues Ethos muß geboren werden, die Kräfte einzuordnen und zu bewältigen. Sie fordern eher den Propheten als den Historiker heraus.

Wie verhält sich der Vierklang der großen Mittel zum kosmischen Dreiklang des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, dem sich sternbildlich die Zeichen des Widders, des Fisches und des Wassermanns zuordnen? Die Springflut

von Ereignissen, die uns umdrängen, könnte sich dadurch erklären, daß der Beginn der Strahlungszeit mit dem Eintritt eines neuen Zeichens und seines Herrn zusammenfällt.

Das Zeitalter des Vaters und des Geistes sind ähnlich insofern, als sie unsichtbare Herren einführen. Das Walten eines unsichtbaren Vatergottes annehmbar zu machen, muß in der magischen Welt noch schwieriger gewesen sein, als innerhalb unseres materialistischen Raumes und seiner Wirbel eine göttliche Heraufkunft glaubwürdig zu prophezeien. Die Furcht verkehrt, verschleiert den Sinn des Opfers, das an der Schwelle gefordert wird. Schon seine Schwere ist ein Vorzeichen.

Das große Festmahl des Paraklet. Den ersten Gang stellt der Leviathan. Das Weltmeer rötet noch sein Blut. Das ist die Götterspeise, er hat sich von Seelen genährt. Die Stücke werden den Völkern ins Haus geschickt.

»Der letzte Feind, der aufgehoben wird, ist der Tod.« I. Korinther 15 — das Kapitel ist für jedes Jahrhundert eine neue Fundgrube. Gleich darauf der Bezug auf den Tod des Sohnes und dann die Erwähnung des »letzten Adam« als »Geist, der da lebendig macht«. Solche Einblicke sind nur möglich, wenn an den Fugen des Weltalls gerüttelt und nicht nur die Epoche, sondern die Zeit als solche problematisch wird.

## *Der alte Maler*

Der alte Maler saß mit seinem Freunde in der Galerie. Sie hörten die Stimmen der Besucher, die sein Bild betrachteten. Der eine sagte:

»Ein Elefant in einem Bambushain.«

Der andere widersprach ihm:

»Es ist die Lotosblüte, die sich öffnen will.«

»Ihr seid beide im Irrtum«, entschied der Dritte, »es ist der König auf dem Pfauenthron.«

»Man merkt, daß du alt wirst«, sagte der Freund — »sie verstehen deine Bilder nicht mehr.«

Der Maler lächelte.

»Sie loben mich nach dem Maß ihrer Einsichten.«

Er nannte den Namen seines Bildes nicht. Es hieß »Indische Macht.«

Derselbe sagte zu seinem Sohne, der einen Früchtekorb gemalt hatte, den alle bewunderten:

»Mein Sohn, du bist zu loben, weil du nach dem Erreichbaren getrachtet hast. Das brachte dir Meisterschaft. Eines Tages wird dich der Hunger nach dem Unerreichbaren ergreifen und du wirst die Meisterschaft verlassen wie ein sicheres Haus. Du wirst dann Früchte malen, die noch keiner gekostet hat. Dann wirst du einsam sein.«

## *Stil 2*

»Verzweigtes Wurzelwerk« ist zu vermeiden, obwohl logisch einwandfrei. Das Unbehagen, das solche Wendungen erwecken, beruht nicht auf einer logischen Ungenauigkeit, sondern auf einer Trübung der Symbolsprache.

Wer die Sprache als logisches Mittel verwendet, kann die Worte ansetzen wie Dominosteine, nach dem Ziffernwert. Sie bilden Sätze wie Linien. Will er zugleich auf den Symbolwert achten, tritt eine neue Qualität ins Spiel. Die Worte greifen jetzt lebendig über und wollen Muster bilden, bei denen Präzision nicht mehr genügt.

## *Die Mühle am Strom 1*

Die erkenntniskritische Beleuchtung der physikalischen Umwälzung, in der wir begriffen sind, wird keine neue Wahrheit hervorbringen, wohl aber manchen neuen Aspekt.

In jedem Augenblick besteht der Kosmos ganz aus Materie und ganz aus Kraft. Das sind zwei Seiten eines spiegelbildlichen Verhältnisses. Beide sind rein erscheinungsmäßig, illusionär. Was wir als ungeheure Kraft bewundern, ist ein Symptom der ruhenden, unausgedehnten Macht.

Der Kosmos antwortet auf unsere Fragen; er offenbart die Seite seines Wesens, die unserem Eros, unserem Anliegen, unserer Gäubigkeit entspricht. Die Welt zeigt uns ein Spiegelbild. Es sind so viele Antworten möglich, wie es Fragestellungen gibt, selbst wenn man sich die Milchstraße bevölkert denkt. Es liegt an uns, ob Götter auftauchen. Aber es wird schwer sein, ihnen die Tür zu verschließen, wenn der Urgrund eruptiv wird und die Wehen zunehmen.

Die klassische Mechanik bietet, wenn wir »wissend« auf sie zurückschauen, den Anblick eines Vexierbildes. Die Proportionen stimmen, aber es verbirgt sich noch etwas anderes, Beunruhigendes darin.

Das Vexierbild gleicht einer alten Mühle, die mit Brennstoff getrieben wird, und zwar derart, daß er wie Wasser das Mühlrad dreht. Der Müller, der Mahlgast, die Mühlenknechte sind ohne Ahnung, daß es sich um eine explosive Materie handelt: solange man ihnen kein Licht aufsteckt. Sie wissen nicht, daß man die Mühle ein Jahrtausend betreiben könnte mit dem, was während einer Nachtwache verströmt. Natürlich weiß das der alte Müller, Zeus myleus. Aber die Mühle lieferte Jahrtausende hindurch das Brot. Mehr wird auch jetzt nicht herausspringen. Das hat Hesiod schon vorzüglich gesehen. Wir müssen mit den Großbränden rechnen, mit ihrem enormen Konsum. Sie gehören zu unserer Weltordnung.

Wir haben einen Einblick in den kosmischen Vorrat getan. Es war einer der möglichen Einblicke.

*Glutflecke*

Ein höherer Beamter, sechzigjährig, Atheist. F. G. erzählte mir von ihm. Während des Nachmittagsschlafes trifft ihn ein Schlaganfall. Er ist unfähig, sich darüber Rechenschaft zu geben; es kommt ihm vor, als ob er an einen weit entfernten Ort entrückt wäre. Dort herrscht völlige Dunkelheit. Nur eine Ecke ist rot angeglommen, als ob Glut durchschimmerte. Er fühlt ein heftiges Verlangen, sich dieser Stelle anzunähern, ohne daß es ihm gelingt. Ein starker Gegenzug hält ihn zurück. In dieser Lage sieht er von unten einen Menschen mit großer Geschwindigkeit gleich einem Fisch an sich vorbeischießen. Er fühlt, daß es ein Toter, ein soeben Gestorbener ist und daß dieser Tote ihn erkennt. Wieder versucht er, den Glutfleck zu erreichen, doch ist die Gegenströmung nun so stark geworden, daß sie ihn rückwärts reißt. Es wundert ihn, daß er die Geschwindigkeit erfaßt, mit der er sich bewegt, doch weiß er, daß sie genau achtzehntausend Kilometer in der Sekunde beträgt. Dann endet der Flug, und er erwacht auf seinem Sofa; er ist auf der rechten Seite gelähmt.

Die Träume sind immer reicher als der Teil, den wir erfassen; wir nehmen nur einen Ausschnitt des Spektrums wahr. Wir spüren höchstens die Bewegung von Zugschnüren. Nur selten gewinnen wir eine Ahnung von dem, was in der Tiefe die Netze streift.

Beim Durchblättern alter Aufzeichnungen stieß ich auf ein Traumbild, das ich notiert hatte: Ich saß mit C. S. und seiner Frau in einem Zimmer beim Essen, als der Boden heiß wurde. Wir sahen einen walnußgroßen Glutfleck die Decke durchbrechen und gossen, um ihn zu löschen, Wein darauf. Vergeblich, denn das Feuer breitete sich bedrohlich aus. Wir brachen die Mahlzeit ab und verließen das Haus.

Da ich wußte, daß C. S. für diese Dinge einen bewährten Blick hat, schrieb ich den Traum für ihn ab und teilte ihm auch das Datum mit. Er antwortete: »Es war der Tag, an

dem Duschka zum ersten Mal den Arzt aufsuchte, der ein walnußgroßes Geschwür feststellte. Die üblichen Mittel versagten: das war der Wein. Sie mußte sterben: das Verlassen des Hauses bedeutete den Tod.«

Insoweit war mir alles deutlich; ich überlegte, warum wir zu dritt hinausgingen. Die Traumwelt ist von Zeichen und Vorzeichen erfüllt. Wir nehmen sie wahr wie eine Sprache, die wir zwar hören, doch deren Worte wir nicht verstehen oder nur vordergründig fassen wie Vexierbilder. Doch muß in dieser Bildwelt ein Zusammenhang bestehen; wir dürfen auf einen gemeinsamen Ort schließen. Die Glut, die ich sah, war die gleiche, die der alte Beamte gesehen hatte. Was unsere Einblicke betrifft, so sind sie offenbar zufällig und nicht beabsichtigt. Sie gleichen eher Regiefehlern. Die Großen sind beieinander und treiben ihre Spiele — für einen Augenblick weht der Vorhang beiseite, und die Kinder erhaschen ein Bild. Oft wäre es besser, sie hätten nichts gesehen.

## *»Neue Apologie des Buchstaben H«*

»Atome + Hamannsches H = Athome = at home.« Ich vermute, daß ich auch diese Notiz an einem besonderen Tage gemacht habe. Es war der 23. Mai 1943. Die Schilderung eines Albtraums und einer heiteren Erlösung gehen ihr voraus.

Über Atome hatten wir jahrelang mit dem Vater bei Tisch gesprochen. Heisenbergs Name war dabei so früh aufgetaucht, daß ich diesen Gelehrten für einen uralten Mann hielt und durch seine Jugend überrascht wurde, als ich ihm begegnete.

Jedenfalls war uns deutlich, daß sich eine gewaltige Anzapfung vorbereitete. Das Wasser, das man würde heben können, wurde nach Kubikkilometern berechnet; ein größeres Ägypten kündete sich an. Unsere Diskussion hatte andere Angelpunkte, vor allem den, daß der Vater die neuen Kräfte den Entdeckungen und ich sie den Erfindungen zu-

ordnete. Für ihn waren sie Realitäten, für mich Vorstellungen. Die Wissenschaft saß nicht im Zentrum, wie sie wähnte; sie war das Gewicht an den Fangschnüren einer neuen Weltzeit, die ihr Netz über uns warf. Es änderte sich ja alles, nicht nur das Wissen allein. Das war auch tröstlich, denn es ließ auf Instanzen schließen, die für uns mitdachten, auf kosmisches Genie.

Der Vater nahm das mit nachsichtigem Lächeln auf. Er hielt die Philosophen für Schwachköpfe. Die Griechen hätten über die Atome wie über den Kosmos schon viel Richtiges, aber ebensoviel Unsinniges gesagt. Sie hätten da einige gute Treffer gemacht, aber von der Bedeutung des Experiments keine Ahnung gehabt.

In bezug auf Einzelheiten, etwa den Raumflug, war ich sogar optimistischer. Der Vater hielt die Barriere der Schwerkraft für zu groß. Es ist freilich merkwürdig, daß gerade hierüber noch so wenig Theorie besteht. Schon das Wort düpiert; die Schwere ist keine Kraft.

Ich entsinne mich nicht mehr, wann ich aufhörte, mich mit solchen Gedanken vor dem Einschlafen zu beschäftigen. Es ist ja aufschlußreich zu erfahren, womit die Menschen gerade diese halbe Stunde ausfüllen. Der Vater, zu dessen Lieblingslektüre Droysens »Geschichte des Hellenismus« gehörte, pflegte dann auszurechnen, was man an Vorräten beschaffen müßte, wenn man wie Eumenes einige Jahre lang eine Bergfestung zu halten hätte — hier traf sich das ökonomische Denken einer Generation mit der Selbstherrlichkeit des Einzelnen. Alexander war noch ein Gott für ihn.

Was die kosmischen Träumereien betrifft, so wurden sie mir endlich zuwider, und sicher hatte die politische Entwicklung damit zu tun. In dieser Hinsicht habe ich Hitler viel zu verdanken; er machte mit ungeheurem Aufwand sichtbar, was Umweg, was Irrweg, was Abweg war. Was häßlich ist an unserer Welt und ihrer Wissenschaft, enthüllte sich in diesem Lichte weit über den eigenen Rayon hinaus.

Das kleine, einsame Tal des Sirius war ja auch in Ge-

danken viel schneller und angenehmer zu erreichen als in Lichtjahrfahrzeugen. In einer Sekunde war ich dort und brachte die Einrichtung mit. Aber auch hinsichtlich der Utopien gibt es Schuld und Sühne; wir müssen die Illusionen ausbaden. Der Geist wirft seine Netze in das Ungesonderte. Wenn nun die ungeheure Beute am Strand liegt, verblaßt ihr Zauber; sie wird zum Schauspiel auf den Jahrmärkten. Die goldenen Schuppen bleichen; der Quell der Farbe liegt nicht im Gesonderten. Daher leuchtet sie dort am stärksten, wo sie in allerfeinsten Häuten die Grenze der Sichtbarkeit berührt. Die Farbe zeugt für Unsichtbares, für Schweigendes das Wort. Solche Gedankengänge führten zu der kleinen Gleichung über das Hamannsche H.

Nach der Publikation las ich eine Besprechung, in der diese Notiz über das Atom als Muster der belanglosen Assoziation, des gleich einer Blase auftauchenden Schizoids zitiert wurde. Dergleichen sei doch besser zu unterdrücken, meinte der Rezensent.

Damit berührte er ein Problem, mit dem auch ich mich bisweilen beschäftigt hatte, nämlich die Publizierbarkeit solcher Anmerkungen. Daß er kritisch seiner Aufgabe nicht gewachsen war, ist eine andere Sache und ging aus dem Verlauf seiner Ausführungen hervor. Ich entnahm ihnen unter anderem, daß er das Hamannsche H als den Anfangsbuchstaben des Autors auffaßte. Gemeint ist aber der Buchstabe in der Form, in der ihn Hamann 1773 in seiner »Neuen Apologie des Buchstaben H« behandelt hat. Diese wenige Seiten umfassende Schrift richtet sich gegen den Exrektor Damm, einen jener Sprachvereinfacher, wie sie auch heute in Menge auftauchen. Damm wollte den Buchstaben H, da er unhörbar sei, als überflüssig abschaffen. Hamanns Entgegnung ist nicht nur ein Meisterstück höherer Philologie, sondern gibt einen Schlüssel zum Verständnis seiner Autorschaft überhaupt. Selbst ein ganz anders gerichteter Geist wie Kant war mit ihr so zufrieden, daß er Hamann anregte, »diesen Ton zum Muster zu adoptieren«.

Der Buchstabe H wird in seiner Unhörbarkeit als der Vertreter der verborgenen, verschwiegenen Dinge, als Symbol des geistigen Anteils an den Worten aufgefaßt. In dieser Hinsicht tritt das Hamannsche H auch in der oben erwähnten Bemerkung auf und könnte dem Leser spenden, was der Autor an einem trüben Tage für sich beabsichtigte: ein Gefühl der Sicherheit.

Die Kenntnis der Hamannschen Schrift sollte noch durch eine gewisse Vorstellung von Leibnizens Monadologie unterstützt werden. Damit soll nicht gesagt sein, daß der Genuß einer Lektüre von der Belesenheit des Lesers abhängig sei. Das Verhältnis liegt vielmehr so, daß der vernünftige Leser seinem Autor Kredit erteilt und ihm zubilligt, daß er seine Worte erwogen hat.

»Dein Urteil ist dein Urteil.« Das kann sich auch an einer kleinen Bemerkung darstellen. Sie gleicht dann einem Messer, das der kritische Geist, ohne es zu ahnen, an der Schneide ergreift. Er ist nun angewiesen auf die Nachsicht des von ihm Beurteilten, dessen Hand den Griff umschließt.

## *Bücher und Leser*

»Ich habe keine Zeit zum Lesen« — in diesem Falle handelt es sich wahrscheinlich um einen beschäftigten Menschen, um einen *Leser* nie. Zu den Kennzeichen des wahren Lesers gehört eben, daß er zum Lesen Zeit hat, und wenn er sie sich stehlen müßte, wie der Liebende für die Geliebte Zeit hat, müßte er auch alles andere vernachlässigen.

Das deutet sich schon früh im Leben an. Manche bezeichnen das Lesen als ein Laster; wir hätten dann ein ideales Laster, das mehr Genüsse als Schaden bringt. Es unterscheidet sich vom Opium nicht nur dadurch, daß sich im Lauf des Lebens die Dosen verringern lassen, sondern auch dadurch, daß es von der Quantität zur Qualität fortschreitet. Zuletzt leben wir mit einem Dutzend Bücher als eiserner

Ration. Sie trösten uns in der Einsamkeit des Alters, im Unglück, in der Armut, selbst in den Gefängnissen. Wir siebten aus dem Sand der Wüste eine Handvoll Edelstein.

Die großen Bücher sind Solitäre; sie wachsen außerhalb der Literaturen ins Unvergleichliche. Um sie recht zu genießen, müssen wir die Literatur durchwandert, müssen uns von ihr befreit haben.

## *Die Prüfung*

Ich wurde vor das Modell geführt. Es glich einem Irrgarten und war zur Ermittlung bestimmt. Die Prüflinge stuften sich selber ein. Die Gänge des Irrgartens führten immer wieder vor zwei geschlossene Türen; vor ihnen wurde dem Prüfling eine Frage gestellt. Je nach seiner Antwort öffnete sich die eine oder die andere.

Zur Prüfung von Intelligenzen war das Modell vorzüglich geeignet; es konnte kein Zweifel über den Vorrang sein. Es handelte sich nicht um den groben Vortritt — der Prüfling erschloß sich vielmehr durch seine Antwort die Räume, die ihm zukamen.

Es gab auch andere Systeme, die einwirkten und etwa den Grad des physischen Mutes oder die ethische Substanz ermittelten. Dann kamen physiognomische Entscheidungen. Der Prüfling wurde immer wieder vor zwei Frauen geführt, zwischen denen er zu wählen hatte, und die Wahl war schwer. Es waren immer nur kleine Unterschiede, und dennoch führte die eine Reihe auf große Höhen, die andere in den Schlamm.

Ich stand neben dem Landrat, der mich hierhergeführt hatte — es war in einem der Verwaltungsräume des Musée de l'Homme. Der Anblick des Modells erweckte in mir Bewunderung, solange ich es als Spielzeug, als Buch der Rätsel betrachtete. Doch wenn ich daran dachte, daß es ersonnen

war, um Schicksal zu bestimmen, dann fühlte ich, daß Furcht und Schrecken in mir aufstiegen.

Ja, es war etwas Unheimliches in diesen von blanken Spiegeln erfüllten Labyrinthen, deren Türen sich lautlos schlossen und öffneten. Hier hatte der richtende Geist sein ideales System ersonnen, das räumliche Sinnbild jener Theologien, die streng nach Lohn und Schuld abmessen. Hier herrschten die furchtbaren Dämonen des Entweder-Oder, deren Kennwort Entscheidung heißt.

Ich wandte den Blick ab und fühlte mich erleichtert wie nach einem bösen Traum. Ja, Leibniz hatte recht: wir leben in der besten aller Welten, das kann man vor allem an ihren Unvollkommenheiten sehen. Wie gut, daß nicht nur zwei, sondern daß viele Türen dem Menschen offen stehen und hinter jeder zwar Irrtum, doch auch Hoffnung ist. Und welcher Segen, daß die Welt nicht so gebaut ist, wie Menschen sie ersinnen möchten; sie würden sie in einen Stern verwandeln, von dem die freie Gabe und die Vergebung ausgeschlossen sind.

Ich wandte mich zu dem Landrat, der immer noch neben mir stand, und sagte ihm, daß meine Neugier erloschen sei. Er lächelte und führte mich hinaus. Ich fühlte, daß das die Prüfung gewesen war.

## *Mosaik 7*

Sein Überfluß ist nicht der einer Quelle, sondern der einer Pumpe, die einen guten Brunnen hat.

Ein Geist wie ein Brennglas, das um so besser zündet, je kühler und klarer es bleibt.

Es ist kein Vorteil, wenn man die Gerippe eines Feuerwerks schon vor dem Feste sieht.

Der Tod tritt als der Frühling in ein Leben, das nur den Winter kennt. Wenn sich der Vorhang zwischen Sein und Dasein öffnet, verblassen nicht nur die Schmerzen, sondern auch die Wonnen, und es wird deutlich, daß Sonne, Licht und Wärme nur Anspielungen gewesen sind.

Das überspringende Mitleid: heute mit dem Opfer des Mörders und morgen mit dem Mörder, den man zum Tode weckt. Es ist im Grunde das Mitleid, das wir dem Menschen als solchem schulden, nur zeitlich aufgeteilt.

## *Der aufrechte Gang*

Zeitlich gesehen, muß der aufrechte Gang erlernt worden, im höheren Sinn dagegen als große Begabung errungen oder verliehen worden sein — als Stigma, das das Menschentum in seiner Würde sichtbar machte und besiegelte.

Man sieht diese doppelte Herkunft noch bei den Kindern; sie tasten und stützen sich empor. Dann kommt der Augenblick, in dem sie, noch balancierend, zu laufen beginnen: ein neuer Sinn schießt in sie ein. Das Unvermittelte des Übergangs ist noch erstaunlicher beim Fluge: Die junge Schwalbe schwingt sich aus dem Neste und vermählt sich mit der Luft.

Man möchte auf die Umstände schließen, die die Erfindung begleiteten. Handelte es sich um die Gewinnung einer Überlegenheit im Kampfe, die erprobt und festgehalten worden ist? Das wäre das gleiche Bestreben, aus dem man Mauern durch Türme überhöht. Der Aufrechte war der überlegene Kämpfer; der niedere Angriff kam von unten her.

Man könnte auch an die Liebesspiele und Balztänze denken, bei denen alle Tiere die Neigung haben, sich aufzurichten; auch die Schlangen stellen die Köpfe empor. Ganz ähnlich wirkt Musik.

Oder war es die Absicht, zu greifen und sich zu stützen, durch welche der Arm sich als solcher ausbildete? Das würde der Bildung der Flügel entsprechen: der Flügel stützt sich auf die Luft. Die Bildung des Armes und insbesondere der Hand ist aber nur sinnvoll in Beziehung zu einem Wesen, das sich erhoben hat. Auch gibt es immer »jemanden, der zahlt« — in diesem Falle ist es der Fuß.

Solche Erwägungen führen nur zu Perspektiven und Querschnitten durch eine Summa, durch ein Ganzes von Erscheinungen, die alle auf geheimnisvolle Weise miteinander verflochten und aufeinander zugeschnitten sind. Es bleibt daher, nach vielen Ausflügen und Umläufen des Geistes, am sinnvollsten, hier nicht auf Ursachen und Wirkungen zu schließen, sondern auf mächtige Ursprünge.

Und was gibt schließlich allen Theorien und Erklärungen die Spannung, die immer neue Generationen von Forschern auf das köstlichste belohnt? Doch nur die Tatsache, daß sie Querschnitte durch die Substanz legen. Die so zutage tretenden Figuren gleichen Übersetzungen eines Urtextes, der außerhalb der Zeit vermutet werden muß.

Wenn man die Welt aufmerksam und lange genug betrachtet, wird man notwendig zu dem Schlusse kommen, daß sie nur geistiger Art und Ursprunges sein kann. Alle anderen Erklärungen führen ad absurdum, führen in Engpässe, führen zum Mord.

## *Ablösungen*

In der Betrachtung steckt Freiheit, ja Souveränität. Im Maß, in dem es dem Menschen glückt, sich seine Lage »darzustellen«, sie zum Gegenstande seines betrachtenden Geistes zu machen, löst er sich aus ihr und erhebt sich über sie.

Zum Beispiel liegt es kaum in der Freiheit des Einzelnen zu verhindern, daß der Staat ihn auf seine Schlacht-

felder schickt. Wohl aber liegt es in seiner Freiheit, den Standort des Beobachters einzunehmen, und damit stellt er den Staat in seine Dienste, etwa als Veranstalter gewaltiger Schauspiele. Das wird ihm freilich nur möglich werden, wenn er zuvor in seiner inneren Arena den Triumph über die Furcht errungen hat. Daher sind der Beobachter immer nur wenige.

Durch innere Teilnahme führt die Betrachtung über die reine Beobachtung hinaus. In dieser Weise erhebt sich Dostojewski selbst über die dunkelste Gefangenschaft inmitten ungezählter Scharen von stumpf und ohne höheres Bewußtsein Leidenden. Er hebt sie ins Licht, führt ihnen Anteilnahme zu.

Die Betrachtung kann höchste Formen erreichen, indem die Lage als Prüfung begriffen wird oder als Stoff eines Kunstwerkes. Sie wird dann über die Ablösung zur Erlösung hinausführen, und zwar nicht nur für den Einzelnen, sondern durch ihn stellvertretend auch für viele andere.

Wo die Welt sich völlig der höheren Betrachtung zu verschließen scheint, nimmt die Qual furchtbare und übermächtige Züge an. Mit Recht führt daher Klopstock im zweiten Gesange des »Messias« das Unbildsame als das Kennzeichen der Hölle an:

Grimmig denkt Belielel an jenen unsterblichen Frühling,
Der die himmlische Flur, wie ein junger Seraph, umlächelt.
Ach, ihn bildet' er gern in der Hölle zu nächtlichem Tal nach!
Doch er ergrimmt und seufzet vor Wut: denn die traurigen Auen
Liegen vor ihm in entsetzlicher Nacht unbildsam und öde,
Ewig unbildsam, unendliche, lange Gefilde voll Jammer.

## *Annäherungen*

Das Leben als Vorbereitung auf Dinge, die man im Leben niemals leisten wird. Es ist die Jagd nach dem Unmöglichen. Dabei verfeinern sich die Organe, verbessert sich das Werk-

zeug auf eine Weise, die auf höhere Ziele gerichtet ist. Die Werke und Taten fallen wie Blütenblätter von uns ab. Sie flattern mit der Zeit davon wie Träume, doch was wir damit im Absoluten faßten, wird nun im Fruchtgrund, in der Narbe offenbar.

Die »Schau« gleicht einem Zirkel, einem Winkelmaße, das wir auf die Wirklichkeit übertragen und an sie anlegen. Im Lauf des Lebens sollte das Maß bedeutender werden, der Winkel zunehmen. Wenn er hundertundachzig Grad umfaßt, dann ist im Geistigen die Gerade, die aufrechte Haltung erreicht. Zugleich ist der Winkel überschritten, mit dem man die sichtbaren Dinge noch messen kann. Auch im Ethischen schwinden die Differenzen; Licht und Schatten werden zu Spielen der Substanz. Damit wäre das Erdenleben erfüllt und der Punkt gewonnen, an dem der Übertritt in das Unermeßliche gewagt werden kann.

## *Nachts im Wald*

Ich war in den Wald gefahren, um dort zu schlafen, und breitete an einem Bachrand meine Decken aus. Tief in der Nacht ließ ein Geräusch mich aufwachen. Ich sah, daß der Mond aufgegangen war. Zwei mächtige Schneegänse waren eingefallen und wateten am Ufersaum. Die eine war weiß mit pfauenblauem Halse, die andere trug ein tiefblaues Flügelpaar. Sie näherten sich leise; die Farbe stach leuchtend vom schneeigen Gefieder ab. Als ich mich aufrichtete, verschwanden sie und mit ihnen ein Zug von Tieren, den sie heranführten. Ich hatte im Dickicht schon Geweihe, Bewegungen bemerkt. Nur blau- und weißes Mondlicht blieb zurück.

## *Mosaik 8*

Mantisch: »Das ist die Kurve, auf die ich mich immer freue«, sagte er zu mir. Er liebte es, hinunterzujagen wie ein Rennfahrer. Es war die Kurve, in der er tödlich verunglückte.

Worte: »Beleuchtung«, »Belichtung«. Das i wird gesetzt, um die Kürze zu veranschaulichen. Es ist das gleiche i wie in Blitz und Augenblick.

Wir leben in einem Zustand, in dem die reichen Leute keine Zeit, die kultivierten kein Geld haben. Das spiegelt sich in den Kunstwerken.

## *Die Mühle am Strom 2*

Auf den Böden des Domes, die man nur alle hundert Jahre betritt. Zuerst in der Uhrkammer. Hier dröhnte der Hammerschlag des Ganges und, in den Pausen, als tausendfaches Echo das Ticken und Summen utopischer Spielzeuge.

Aufstieg ins dunklere Gestühl. Im Schatten, in Holzkäfigen, Modelle künftiger Chimären; sie streckten Hörner, Rüssel, Fangarme durch das Gitterwerk. Sie waren stärker, zeitloser als die Erfindungen. Eine von ihnen genügte für den Umtrieb, der unten kreiste, er nahm kaum Kraft von ihr. Die Bilder gingen über das Erlaubte hinaus. Dazu die Marmorplatten, die aus den Hölzern leuchteten. Hier schlug keine Uhr. Hier wurden die Namen zu Staub. Sodann die furchtbare Mühle, das altersgraue Fachwerk am Strom. Ihr malmendes und drehendes Werkzeug wurde immer deutlicher: so nah und deutlich, daß man seine zeitlichen Namen vergaß. Sie lag im Zwielicht und mahlte Kern und Keime, Sterne und Sonnenstaub.

## *Am Hallendorf*

Auf der Jagd in der Nähe des Hallendorfes — so heißt ein Revier in den Wilflinger Wäldern, durch das sich ein Felstal zieht. Es ist von Höhlen gesäumt, in deren Abraum man Knochen von ausgestorbenen Tieren und Speerspitzen gefunden hat.

Den bleichen Kalkstein durchbrechen dunkle Tore, Augen aus tausendjährigen Schädeln, auf denen die Sonne spielt. Sie öffnen die Höhlen, von denen eine »Selemanns Küche« heißt. Der Flurname deutet auf eine wohl schon vorkeltische Siedlung hin. Man tut, wenn man im Tal entlanggeht, einen tiefen Schritt in die Vergangenheit, in die Zeit der reichen Jagdgründe, die sich am Rande des Eises ausdehnten.

Hier erlegte der Oberförster eine dreijährige Bache, die den Schnee rot zeichnete. Die Farbe des Blutes war noch kräftig, als wir die Beute umstanden, und verblaßte dann an den Rändern, die sich weiteten, während wir den Schützen beglückwünschten.

Wie ihr Handwerk, so zeugt auch noch die Sprache der Jäger von einer älteren Schicht. »Rote Arbeit« wird das Wühlen der Hände im Gescheide genannt. In den »rauhen« Schlägen ist die Kultur geringer. Dorthin zieht sich das Schwarzwild zurück, wenn es zu stark verfolgt wird, um daraus hervorzutreten, sobald der Beschuß geringer wird, wie während der beiden Weltkriege.

»Das Schloß aufbrechen«: die schmale Knorpelgrenze treffen, die die Beckenknochen trennt. »Das Tier ist gut im Wildbret«, das heißt: im besten Zustand, gut genährt. Es ist auch »hechtgesund«. Der »Kiber« — die edlen Eingeweide, die zusammenhängen: Herz, Lunge, Leber, Nieren. Die Lunge ist hellrosa, fast weiß. Das andere Gescheide ist im »Netz«. Das edle Eingeweide wird abgesondert als Schützenrecht. Der glückliche Schütze lädt die Gesellschaft ein.

Die »Ziemer« sind Rückenstücke, von denen das hintere

der »Herrenziemer«, das vordere der »Bauernziemer« heißt. Der Schmer, das Feiste, wird auch »das Weiß« genannt. Wer vorbeischießt, »ist im Tierschutzverein«. Bei der Gelegenheit hört man kernige Flüche, wie den des Revierförsters, dem die Bache zuerst vorgekommen war und der sie gefehlt hatte:

»Ja, wenn doch gleich das allerschönst Engele im Paradies verrecke tät!«

## *Provokation und Replik*

Zum Kaffee erschien die dicke Hanne, deren Gespräche stets witzig und lehrreich sind. Sie war von Oldhorst gekommen; das Dorf ist so entlegen, daß man hier sagt: »Oldhorst liegt in der Welt.« Als sie mit dem Rade durch das Moor fuhr, war aus einem Machandelbusche ein Kerl hervorgetreten und hatte sich ihr gezeigt. Ich lache. »Hanne, da haben Sie sich aber verjagt.«

»Verjaget? Eck hebb em segget: ›*Mehr* haste nich uptowiesen?‹ Da waß et mit 'n Präsentiergriff ut.«

Sie hatte also genau das Richtige getan. Die Typen, die den Frauen an den Rändern der Bannmeile auflauern, wollen die Macht des Geschlechts erproben; sie sind im Grunde eher arme Schlucker, traurige Hähne, als Unholde. Es ist da ein ähnliches Manko wie bei der Ironie, die auch Verletzung beabsichtigt, freilich durch geistige Vorweisung. Sie sind daher nicht durch Empörung, Entsetzen, Abscheu zu entwaffnen, denn sie erwarten ja, daß ihr Anblick imponiert. Sie werden vielmehr dadurch getroffen, daß man lacht.

Darin liegt eine der großen Verhaltungsweisen auf dieser Welt: daß man nicht in die Situation eintritt, nicht wie in einer Falle sich in ihr fängt. Die Absicht des Mannes, der sich uns nähert, um uns zu ermorden, kann nur gelingen, wenn wir die Rolle des Opfers annehmen. Marius hemmt selbst im Gefängnis den zu seiner Tötung abgesandten Sklaven durch den bekannten Zuruf, und dieser läßt so-

gleich die Waffe fallen, da er die innere Unmöglichkeit der Tat begreift.

»Du willst den Marius töten?« — daraus spricht das Erstaunen des Geistes, der die Lage nicht anerkennt. Wäre auch nur ein wenig Furcht mit eingedrungen — etwa: »Du tötest den Marius?« — so hätte sich der Sklave stark genug gefühlt. Man kann das auch so ausdrücken: es lebte nichts vom Sklaven in Marius.

Dieses Verhältnis spielt in alle Formen des Zwanges, der Vergewaltigung ein: Im Grunde findet ein Nachweis, ein Abwiegen der Freiheit statt, und zwar auf eine geistigere Weise, als man gemeinhin glaubt. Das gilt auch für unsere vom Schrecken erfüllte Zeit. Churchill war nach Dünkirchen der Engländer, der nicht in die Situation eintrat. Deshalb konnte die Landung nicht stattfinden. Auch heute, wo man sich von Übermacht bedroht glaubt, genügt es, wenn eine winzige Minderheit, ja wenn vielleicht ein Einzelner unter Millionen nicht in die Situation eintritt. Hier ruht eine der verborgenen Kraftquellen der Geschichte, die immer anders als nach dem Zahlenverhältnis fortschreitet und immer anders, als man es an den Straßenecken prophezeit.

Hier liegen auch die Grenzen der *Diffamierung:* der Diffamierte muß mitspielen. Diffamiert man ihn zu stark oder zu lange, so setzt man sich der Gefahr aus, daß er der Rolle des Diffamierten die des Freudig-Infamen vorzieht, daß er den Vorteil der Infamie entdeckt, ihre Genüsse, ihre Macht. Das ist der Austritt aus der Situation. Die gesellschaftlichen Requisiten verschwinden und werden durch stärkere ersetzt.

Das ist ein Vorgang, der sich fortwährend und überall vollzieht. Ein Grobschmied, ein Plattenleger, der die Gesellschaft von handeltreibenden Kleinbürgern aufsucht, spielt dort die unterste Rolle, weil er weder im Anzug noch in den Gesprächen und Manieren konkurrieren kann. Andererseits ist seine Teilnahme erwünscht; sie gibt einen Maßstab für das Selbstbewußtsein der anderen ab. Ein gewisses

Wohlwollen für den lieben Sowieso wird also hinzukommen. Eines Tages wird der Bogen überspannt, und es gibt einen ärgerlichen Auftritt, oder das Verhältnis wird im Lauf der Zeit zu drückend, wird unhaltbar. Der Grobschmied reißt Kragen, Schlips und Weste mit einem Ruck herunter, oder er dispensiert sich nach und nach davon. Er geht in Hemdsärmeln und redet, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Nun wird er zwar nicht mehr dazugehören, kann aber auch im alten Sinne nicht mehr moralisiert werden und fühlt sich wohler in seiner Haut. Verfügt er über elementare Freiheit, so kann sich sogar der Spieß umdrehen: er wird den Ton angeben. Die alte Mode wird lächerlich, vielleicht sogar anrüchig. Endlich hat sich sogar zu rechtfertigen, wer jemals Schlips und Weste getragen hat.

Das ist seit dem Auszug der Plebejer auf den Mons sacer, und länger noch, ein wiederkehrendes Bild. Bald muß man sie zurückholen, ihnen Stimm-, Veto- und Ehrenrechte zuteilen. Der Dritte Stand, des Antichambrierens müde, beginnt für sich zu tagen; bald antichambrieren Adel und Geistlichkeit bei ihm. Er wird zunächst beachtet, sodann geachtet, wird gefürchtet, dann fürchterlich.

Wo Elementarkraft vorhanden ist, leistet die Diffamierung Hebammendienst. Wenn eine dürftig aufrechterhaltene Fassade endlich einstürzt, ist die Befreiung stärker als der Verlust. Fallstaffs unverwüstliche Anziehungskraft beruht darauf, daß er über Ehre und Ehrungen nachgedacht hat wie vor ihm kaum ein anderer und daß er darüber höchst Witziges zu sagen weiß, nachdem er ihre Last genau errechnete. Es ist mit dem Moralismus wie mit gewissen chemischen und physikalischen Prozessen: die letzten Spuren sind am schwersten zu verflüchtigen. *Dazu* gehören Elementarnaturen wie Rabelais.

Die Diffamierung setzt Teilnahme an der Gesellschaft voraus. Wo das Leiden stark wird, greifen weder Diffamierung noch Ironie mehr an; sie verlieren ihre verletzende Kraft. Daher können Völker, die eine starke Beziehung

zum Leiden besitzen, wie die Russen und die Juden, zwar leicht diffamiert werden, aber sie treten in die Rolle des Diffamierten nicht ein. Das fällt sowohl an ihrem politischen Verhalten wie im Gespräch mit ihren Gebildeten auf. Die Deutschen, denen alle Nachteile, aber wenig Vorteile eines Volkes der Mitte zufallen, werden mit Vorliebe diffamiert. Würden sie weniger freudig auf die Situation eingehen und sie rechtzeitig ablehnen, so wäre das günstiger, nicht nur für ihre Geschichte, sondern auch für die der anderen. Zur Zeit kann der Westdeutsche mit besserem Erfolg diffamiert werden als der Ostdeutsche.

Daß Schiller in Rußland als *der* Dichter gilt, entspringt einer Bewunderung ex contrario. Die Bolschewiken rechnen Dostojewski nicht zu den Ihrigen. Trotzdem hat sein Werk, auch unter dem Gesichtswinkel der Nationalliteratur betrachtet, eine mächtige Wirkung geübt, nicht im Sinne der Heroisierung, sondern durch Mehrung der Leidensfähigkeit. Da arbeitet ein Gerber, kein Messerschmied. Die Diffamierung trägt zur Erhöhung bei. Leitfiguren wie Sswidrigailow und der Titularrat Marmeladow sind von eminenter Stärke; die Pfeile prallen nicht einmal ab, sie gleiten um sie herum.

Es gibt Grenzlagen, in denen der Diffamierte wie eine Milchkuh im Stall gehalten wird: man diffamiert ihn nach Bedarf und Möglichkeit. Er wird zum Mädchen für alles in der moralischen Welt. Trotzdem setzt die Diffamierung ein gemeinsames Haus und damit eine gewisse Familienstimmung voraus. Der Grundriß der menschlichen Möglichkeiten ist weiter als der des Hauses; es wird daher immer ein Austritt möglich sein. Dort ist der Wald, das Freudenhaus, Moors Räuberhöhle, das unbekannte Land, aber auch große Heilung, unaufgeteilte Kraft.

»Alles mit Maßen« — das gilt auch für die Diffamierung; die Waffe ist zweischneidig.

## *Wunder und Zufall*

Entweder ist nichts oder alles wunderbar. Das Wunder ist das Notwendige. Zufall bleibt jede Begegnung, die nicht im Rahmen höherer Ordnung begriffen werden kann. Daher verringert sich der Zufall im Maße, in dem das Leben an Rang gewinnt.

Wenn ein erlesener Falter einem zweiten um Mitternacht begegnet, so kann man das, nach dem Grade der Wahrscheinlichkeit betrachtet, als raren Zufall ansprechen. Erhöht es nun den Zufall, wenn die Begegnung am Kelche einer Blume statthat, die gleichfalls selten ist? Gewiß, denn es erhöht ihn ins Notwendige. Dort ist ihr Liebesbett; das Auge erfaßt ein Gesetz. Wenn es indessen bereits die Blume als Wunder anerkannte, wird jede weitere Begegnung zur Bestätigung.

## *Anleitung*

Im Zimmer des Vaters, im Zwielicht. Er saß auf einem Diwan mit schön gemustertem Bezug, den Schlangen bildeten. Das gab ihm große Macht. Ich sah nur die Rücken und erkannte an der Zeichnung, daß alle harmlos waren, bis auf ein starkes giftiges Stück. Ich zeigte es dem Vater; er erklärte es für gutartig, indem er es hervorzog und mir auf seiner flachen Hand den Kopf zeigte. Das abgesetzte Dreieck widersprach dem; er aber wiederholte die Vorweisung noch zwei Mal, worauf sich das Gemach aufhellte.

In das Gefühl der Sicherheit, das mich ergriff, war auch Beschämung, Verlegenheit gemischt: »Daß er dir diesen einfachen Griff immer wieder vorführen muß.« Wie oft er mich auch in der Theorie beruhigte, in praxi konnte ich die Furcht nicht ablegen.

## *Unter Brüdern*

»Du predigst Moral aus einem gestohlenen Buch.«
»Und du schießt mit gefrorenem Weihwasser.«

## *Wald und Baum 2*

Zum Überhandnehmen der Gesellschaft und ihrer technischen, politischen, moralischen Zugriffe. Es wäre zu prüfen:

1. Ist deine Natur zum Widerstand stark genug?

2. Welche Kräfte sind aus der Natur überhaupt ausschöpfbar, wenn man sie als Brunnen, die Zeit als Wüste betrachten will? Auch der Einzelne kann Brunnen sein, wenn er sich nach Art der Sukkulenten oder Opuntien verhält. Dann muß er die Epidermis verhärten, sich Stacheln zulegen. Wir müssen aber von der Natur einen tieferen Begriff fassen. Die sichtbare Natur ist weithin demoliert. Man muß zum Waldgang auch ohne Wald imstande sein.

3. Wenn man die Erde abschreibt, drängt sich die Frage nach den kosmischen Reserven auf. Schon der Gedanke tröstet, daß es Milliarden von Sonnen gibt. Was bedeuten demgegenüber unsere kleinen Umtriebe! Wenn in der Geschichte nicht ein transzendierendes Moment enthalten ist, führt sie kaum über die Bedeutung einer Kolonie von Schimmelpilzen hinaus.

Wir dürfen jedoch nicht wähnen, daß »die Sterne« der Zone der Natura naturata entzogen sind. Wenn wir uns ein schönes, einsames, doch geistig belebtes Tal in einer der Siriuswelten vorstellen, in dem wir lustwandeln oder ruhen, bleiben wir dennoch in unserem System, inmitten säkularisierter Spekulationen, bei denen die Ausdehnung die Qualität ersetzt. Beim Sprung in die Natura naturans, das große Jungbad hinter der Feuerzone, heißt es »hic Rhodus«, heißt es »jetzt und hier«. Dagegen sind unsere Schreckenswelten ein Kinderspiel. Sie können nicht allmächtig werden,

solange der Blick hinter den Vorhang nicht ausstirbt, es also Freie gibt. Christus ist Lehrer auch für Atheisten, wie Sokrates auch für Christen ein Vorbild bleibt.

Was die kosmischen Wunschträume angeht, die Träumereien an elektronischen Kaminen, so hat der Arbeiter notwendig vom Paradies eine technische Vorstellung. Aber welches Geschlecht hat davon mehr als eine Fiktion gehabt? Das wechselt je nach dem Alter, wie Kupferstiche in einem Kinderbuch. Das Zion der frühen Meister war eine gotische Stadt. Das Unbekannte bleibt in stets gleicher und ungeschwächter Macht.

Unser Universum ist kleiner geworden als das kopernikanische. Das ist ein Zeichen des Rückschrittes. Aber wir sind in eine Zone gekommen, in der Fort- und Rückschritt schwer zu unterscheiden sind. Es kommen Befürchtungen auf, wie sie die Matrosen des Kolumbus hatten: daß die Fortsetzung der Fahrt in den kosmischen Malstrom führt.

Daß Fort- und Rückschritt identisch werden, ist eines der Zeichen dafür, daß wir aus der geradlinigen Progression auf eine Krümmung geraten sind. Die Revolutionäre werden konservativ, die Konservativen revolutionär.

4. Eine solche Untersuchung könnte ventilierenden Charakter tragen, insofern der historische Zustand (die Gegenwart) geduldet wird und nur der Wunsch besteht, den Einzelnen in ihr zu festigen. Schon die Aufzeigung von Perspektiven kann seine Freiheit ausweiten. Das ist einer der Gründe dafür, daß der Staat heute Geschichtsverengung und Geschichtsfälschung zu seinen vornehmsten Aufgaben zählt.

Sie könnte auch vom Einzelnen ausgehen und ihn in seine alte Freiheit einsetzen. Diese Alternative ist vereinfachend, da bald das eine, bald das andere Motiv vorwiegt und durch diese Differenz erst die Bewegung entsteht. Allerdings kann man sich den Baum ohne Wald vorstellen, nicht aber den Wald ohne Baum. Jenseits der Vorstellung ist weder Wald noch Baum. Sie wachsen beide in die Vorstellung hinein.

Der Eintritt des Einzelnen in die Freiheit ist daher zugleich der Austritt aus seinem personalen und gesellschaftlichen Stand. Er bleibt ihm vorbehalten, kann ihm nicht abgenommen und durch Worte nicht gelehrt werden. Der Einzelne kann sich vom Staat nur dort erholen, wo weder Wald noch Baum sind; von dort kehrt er mit richterlicher Macht zurück.

5. Um aus dem Kollektiven in die Person zurückzukehren, wird stets ein anderes Medium nötig sein. Das Wasser in einem Eimer besteht aus vielen Tropfen — um sich das klarzumachen, muß man einen Stab hineinstecken. So kann uns aus dem Kollektiven nur ein Drittes befreien, das außer, über oder unter ihm ist. Daß der Einzelne noch existiert, sollte der Staat eigentlich nicht nur durch Kriminelle wahrnehmen.

Wir sind noch flüssig zur Zeit. Es gibt aber auch die Möglichkeit, daß das Wasser gefriert. Dann würden auch solche Spekulationen aufhören.

## *Verhöre*

Das Furchtbare der Kriminaluntersuchung liegt darin, daß der Täter noch einmal auf die Tat zugeführt wird, und zwar geistig, logisch, rational. Sie wird unausweichbar gemacht. Sie ist die Wiederholung eines bösen Traumes vor vielen Augen, in der Realität. In ihr entfallen die Verhüllungen, wie die Begierde und der Rausch. Er muß die Waffe noch einmal in die Hand nehmen und zeigen, wie er sie zum Mordstreich hob. Es gibt nur Nüchternheit. Daher die Rolle, die die Zigarette beim Geständnis spielt.

Das Grauen davor, die Tat auf diese Weise im grellen Lichte noch einmal zu »begehen«, erklärt die Geständnisverweigerung in Fällen, in denen die Indizien überwältigen. Der Täter will die Tat nicht wahrhaben. Es geht ihm jetzt nicht mehr um seinen Kopf. Er klammert sich bis zum Tode an ein zurechtgemachtes Bild.

*Die goldene Mitte*

Die großen Arkana wirken nicht nur auf die Oberflächen, sondern auch auf die Rückseiten. Sie sind daher nach entgegengesetzten Richtungen wohltätig. Ein Mittel, das Tiefe und Dunkelheit des Schlafes fördert, läßt zugleich Höhe und Helle des Wachseins zunehmen. Ein anderes kann sowohl der Korpulenz als auch der Magerkeit abhelfen. Das ist die Wunderkraft, durch die sich die natürlichen Remedien, und nur sie, auszeichnen. Sie führen der goldenen Mitte zu. Das Maß liegt in uns, in unserem Maßhalten.

*Musische Welten*

Man könnte sich das Gewicht mehr auf das Schöne verlegt denken als auf das Vernünftige. Dann wäre Geschichte ein Gewebe aus Schönheit und Leidenschaft. Es würden Züge entfallen, die besonders bestürzend sind, etwa die Schärfung der Grausamkeit durch den Verstand. Der Mensch würde seinen Charakter, sein Schicksalsbild, sein Leben und Abschnitte daraus als Musikstücke vortragen. Die Werbung würde zum Gesang, Anklage und Verteidigung vor den Gerichten zum Duett. Die Schönheit behielte recht. Daß Phryne sich vor ihren Richtern nackt zeigte, um den Beweis anzutreten, gehört in diese Welt. Der Alltag würde durch die Feste nicht unterbrochen werden, sondern sich um sie gruppieren, ihrer Vorbereitung und ihrem Ausklang gewidmet sein. Das Leben würde zum Fest werden, die Arbeit zum Spiel. Die Dichter würden Könige. Man könnte die Geschichte eines Volkes, ihr Thema, in einer Viertelstunde in sich aufnehmen. Die Wissenschaften würden einen neuen Schwerpunkt erhalten; die Mathematik würde unmittelbar, nach Art eines Gemäldes, anschaulich, die Astronomie als Harmonie der Sphären gehört werden. Die Oper strebt ein solches Weltbild an.

## *Kern und Schale*

Die Säume können »verbrämen«, sie können den Objekten, denen sie sich anlegen, eine höhere Potenz geben. Das gilt für den Rauhreif, der die Bäume beschlägt, oder für die Tautropfen am Erdbeerblatt. Hierher gehören die Farben, die Felle, das Federspiel, der Reiz der Hüllen und Bekleidungen.

Man kann die Schönheit des Nackten und dieser Hüllen nicht gegeneinander ausspielen, da der Vorgang ein Drittes, Universales andeutet. In ihm verrät sich, daß *Alles* in *Einem* Kleid und Körper, Kern und Schale ist. Zuletzt ist alles Bekleidung des Unsichtbaren, Verbrämung der Schöpfungsgedanken; in diesem Wechsel und Wandel liegt das Maskenspiel der Welt. Ihr Keim ist unsichtbar. Jede Schale verbirgt einen Kern, der wiederum Schale eines neuen Kernes ist. Jede Tochter kann Mutter einer neuen Tochter werden, die wiederum Mutter wird.

Das Sein geht durch die Vernichtung hindurch, die zu seinen Verkleidungen gehört. Sie kann nur die Säume abtrennen. Im ersten Sonnenstrahl schmilzt der Rauhreif, und noch vor Abend fällt der Baum, den er verzauberte. Dann spielt der Glanz des Feuers, das ihn verzehrt, auf den Gesichtern der Gäste und vergoldet sie. Ein ewiges Fest.

## *Mosaik 9*

Wenn ein Palast, in dem zehntausend Jahre lang gesprochene und gesungene Texte sich vielsprachig ablösten, vernichtend zusammenbricht, und zwar in dem Augenblick, in dem die Versammelten sich anschicken, ihn zu verlassen: so ist das kein Zufall, sondern ein Zeichen dafür, daß das Wort die Gewölbe gestützt und das Verhängnis in der Schwebe gehalten hat.

Ein Löffel Honig und ein Schluck Meerwasser: da haben wir alle Heilpflanzen und alle Heilquellen.

Ein Schmied sagte mir: »Ein Tropfen Öl kann mehr ausrichten als ein Hammerschlag.«

»Man sagt, Sie hätten keine Standpunkte?«

»Ich halte eine Stand*fläche* für wichtiger.«

»Und man wirft Ihnen vor, Sie würden der Jugend keinen Weg weisen.«

»Nehmen Sie mich nicht als Wegweiser, sondern als Landkarte. Das ist für beide Teile schwieriger. Aber es wird uns weiter hinausführen. Außerdem leiden wir nicht an Mangel, sondern an Überfluß von Wegweisern.«

Der Maulwurf zur Distel, die ihn beschuldigt, daß er sie unterwühlt:

»So klagt nur, wer flach gegründet hat. Ich arbeite auf der Felsdecke.«

Ich habe in einem Zeitalter gelebt, dessen Ehrungen den Betroffenen lächerlich machten und dessen Strafen ihn vernichteten. Oft mußte man wie zwischen Scylla und Charybdis zwischen beiden hindurchsegeln.

## *Neue Paletten*

Die Neugier des Menschen ist unersättlich; es gibt nichts, was ihn nicht zur Enthüllung, zur Entschleierung reizt. Trotzdem hat er keine Augen im Hinterkopf. Daher wachsen ihm, während er vorne die Deckel lüftet und Decken fortzieht, im Rücken Geheimnisse zu, und nicht immer gutartige. Oft gleicht er, besonders wo er seine Neugier als Wissenschaft befriedigt, einem Lakaien, der durch das Schlüsselloch starrt, ohne zu merken, daß hinter ihm bereits der Stock geschwungen wird.

Selbst der Mann auf der Straße hat bei besonders unverschämten Fällen des Tabubruches, etwa der Grabschändung, den Eindruck, daß hier Züchtigung am Platze sei. Daher sind Anekdoten nach dem Muster vom »Fluch der Pharaonen« so beliebt.

So einfach liegen leider die Dinge nicht. Doch gibt es eine Reihe von Korrekturen, die verhindern, daß der Baum in den Himmel wächst. Zu ihnen gehören nicht nur höchst gefährliche Wendungen, sondern auch winzige Veränderungen, die in der Summe das Gegenteil des Beabsichtigten ausmachen. Der Mann, der in der Wüste voranzugehen meint, kommt endlich auf seine Spur zurück. Ganz ähnlich gibt es beim Tabubruch Bewegungen, bei denen man sich selbst in den Rücken fällt. Man hat eine Schleife gemacht.

Das Medizinstudium der Frauen galt zunächst als unziemlich, dann hat man sich daran gewöhnt. Heute sind Ärztinnen nicht nur unentbehrlich, sondern es gibt auch Gebiete, auf denen sie den männlichen Kollegen überlegen sind. Fortschreitende Spezialisierung tritt hinzu. Bei manchen Gelegenheiten werden Ärztinnen besser am Platze sein als Ärzte — sei es aus Gründen der Zweckmäßigkeit oder der Schicklichkeit. Als solche Gelegenheiten könnte man sich Musterungen weiblicher Jahrgänge oder die Betreuung in Frauengefängnissen vorstellen. Auch wird es immer Frauen geben, die sich ungern von Männern untersuchen lassen; das bleibt ihnen nun erspart. Auf diese Weise könnte sich eine höhere Kaste von sages-femmes ausbilden.

Das würde zunächst dort begriffen werden, wo die Entwicklung erst anläuft, sagen wir im Orient, wo die Männer noch immer das Vorurteil haben, daß außer ihnen kein anderer die Frau nackt sehen darf. In dieser Hinsicht ist überall ein wenig Orient.

Der Orient, der Halbmond, kann zunehmen. Auch hier hat die Moderne zunächst Entschleierung, gewaltsamen Einbruch gebracht, dem Europäisierung folgt. Mit ihr wachsen dem Unterworfenen nicht nur Nachteile, sondern auch Hilfs-

mittel zu. Technisch, politisch, ethisch beginnt er sich dem Eroberer anzupassen, rankt sich empor an ihm. Das führt zunächst zur Ausbreitung des Uniformen, sodann zur Festigung der Andersartigkeit auf neuer Ebene.

In diesem Sinne kann das 19. Jahrhundert zum Intervall werden. Wenn wir in zwanzig Jahren in Smyrna, Algier, Tunis landen werden, könnte das unter Umständen geschehen, die ganz anders als heute zum Bewußtsein bringen, daß das in islamischen Häfen geschieht. Das würde dann auch ein neues Bewußtsein unserer Eigenschaft als Europäer mitbringen. Dem widerspricht nicht die Fortführung der Uniformierung im technischen Bereich, unter veränderten Abzeichen.

Progressive *und* retardierende Momente verwirklichen die neue Welt. Zunächst scheinen die Unterschiede sich zu verwischen, dann treten sie schärfer hervor. Auf Monokulturen folgt Mischwald oder Verödung — das gilt nicht nur für die Forstwirte.

## *Spuren im Schnee*

In der Nacht fiel der erste Schnee. Der kleine Hof vor dem Schlafzimmerfenster ist weiß bedeckt. Er trennt das Haus von einem Schuppen, in dem das Holz trocknet. Ich blicke hinaus, nachdem ich den Vorhang geöffnet habe wie jeden Morgen — doch sehe ich heute, was mir sonst verborgen geblieben ist: daß der Schuppen über Nacht Gäste gehabt hat, denn es sind mancherlei Spuren in den Schnee gedrückt. Ich sehe die Eindrücke von Katzenpfoten, dann kleinere, die vielleicht von einem Wiesel stammen, und die ganz kleinen von Mäusen, die dort im Stroh hausen.

Der Anblick regt zu verschiedenen Betrachtungen an. Ich nenne nur die des *hinzutretenden Umstandes*. Hier stellt ihn die Schneedecke. Sie macht Dinge sichtbar, die ich sonst nicht gesehen hätte, die meinen Augen entgangen sind. Es ist wunderlich, aber auch unheimlich, wenn wir in solchem

Augenblick erkennen, was sich um uns verborgen regt. Das sind Enthüllungen.

Aber ists denn nicht immer so? Das Leben, wie wir es führen, vollzieht sich im Gewohnten und Vertrauten; wie ein Zimmer von gemalten Tapeten ist es umgeben von seinen Umständen. Tritt ein neuer Umstand hinzu, so kann er wirken wie ein Licht, das auf die vertrauten Dinge geworfen wird, sie ändernd und ein bisher Unbekanntes aus ihnen hervorzaubernd.

Das kann auf verschiedene Weise geschehen. Man schenkt uns etwa einen kostbaren Gegenstand. Indem wir ihn in unser Zimmer stellen, verrät er uns dessen Ärmlichkeit, deren wir uns sonst nicht bewußt waren. Umgekehrt kann ein häßlicher Umstand eintreten und uns die Gediegenheit unserer Ausstattung bestätigen.

Das läßt sich unendlich ausspinnen. Auch die Menschen gehören zu den Umständen, sind uns Umstehende. Tritt nun ein neuer Mensch hinzu, oft über Nacht, wie dieser Schnee fiel, dann ändern sich die Umstände. Und da der Mensch bekanntlich ein Gewohnheitstier ist, entspricht es seiner Natur, daß der Eintritt eines »Neuen« fast immer als Störung der Harmonie empfunden wird. Bald wird es sich zeigen, ob die Harmonie sich wiederherstellt, ob sie eine dauernde Einbuße erleidet oder ob sie gewinnt.

Das ist das große Thema der Gemeinschaften. Doch führt es über den neuen Schnee hinaus. Daß ein Bekannter unbekannte, verborgene Züge entwickelt, als ob ein neuer Schein auf ihn fiele, wenn ein Dritter hinzutritt — das ist ein Grund zu wunderbaren, auch tragischen Verwicklungen.

## *Mosaik 10*

Den Hut, den man nicht aufsetzt, braucht man nicht abzunehmen.

Gott spricht, aber er antwortet nicht.

Ich habe lange Strecken meines Lebens mehr in Büchern als in Häusern und Staaten gelebt. Bücher haben den Vorteil fahrbarer Wohnungen mit idealem Komfort. Sie löschen daher andere, weniger angenehme Fahrten und Wohnungen. Sie können eine Nacht in der Eisenbahn verklären, den feuchten Beton eines Bunkers in Edelstein umschmelzen.

## *Krankheit und Zeit*

Es gibt Krankheiten mit siebenfachem Echo, das allmählich abklingt, wie auf der Roßtrappe. Der Vorgang hat den Rhythmus einer Flutwelle, die wiederkehrt. Wir müssen ihm Zeit lassen.

Doch auch die Heilung hat ihren Periodus. Man zieht die Schlange nicht mit einem Mal aus ihrem Loch. Wir müssen nachgeben. Damit hängt zusammen, daß alle Kuren und Medizinen auf die Dauer ihre Wirkung einbüßen. Sie fassen wieder an, wenn wir Pausen einlegen.

Die Gesundheit zieht ein wie der Frühling im März und April. Auf Sonnentage folgen Schneeschauer; der Winter kehrt zurück. Dann können Blüten erfrieren, die sich hervorwagten. Doch die Gewißheit, daß die Sonne siegen wird, nimmt langsam zu. In diesem Hin und Her wird der Mai, werden Gesundheit und Lebensfreude verdient, gegründet durch Opfer, die unerläßlich sind.

Diese Erfahrung wird jeder bestätigen, der etwa eine Vergiftung oder eine Verbrennung erlitt. Die Schmerzen verlassen ihn nicht auf einmal; das Feuer kehrt periodisch an sein Lager zurück. Es lehrt ihn, daß die Krankheit zwar schwächer geworden, doch noch nicht abgezogen ist. Das ist eine gefährliche Spanne, weil der Kranke leicht seine Kräfte überschätzt. Kehrt er nun unbedenklich zur Arbeit oder zum Vergnügen zurück, so gibt er dem Gegner Macht über sich. Er öffnet ihm von neuem die Tür.

Der Rückfall ist oft bedrohlicher, als es der erste Angriff

war. Er kann akut sein, indem er den Patienten von neuem auf das Lager wirft. Er kann auch zu chronischem Leiden führen, das sich im Körper einnistet, die Lebensfreude mindernd und neue Symptome hervortreibend, für die dem Kranken oft die Erklärung fehlt. Auch diese Symptome können rhythmisch auftreten. Daher ist es immer ratsam, auf den Periodus des Mißbehagens zu achten, der wichtiger und umfassender ist, als man gemeinhin annimmt — es könnte etwa auch der Unfall ihm unterstehen.

In diesem Zusammenhang ist die Verzweiflung erwähnenswert. Der Kranke nimmt den Kampf gegen die Krankheit auf, und zwar im wesentlichen durch Nichthandeln — durch Nichtessen, Nichtbewegung, Unterlassung der gewohnten Vergnügungen und Arbeiten. Dieses Nichthandeln legt den Grund, auf dem die Medizinen erst wirksam werden, die während der Aktion eher schädigen. Ein Hirn, das ständig auf Medizinen sinnt, ist der Heilung abträglich.

Es kommt nun der Punkt, an dem der Kranke verzweifelt und gänzlich die Waffen streckt. Er gibt die Hoffnung auf. Der Punkt ist wichtig; er zeigt die Krisis an. Er ist zugleich der äußerste Punkt des Nichthandelns. Erst jetzt wird die vollkommene Leere geschaffen, der Raum, in den die Genesung einziehen kann. Nach einer solchen Nacht kann wunderbare Lebensfreude im Kranken aufkeimen. Er legte sein Schicksal in eine unbekannte Hand.

Es ist natürlich auch möglich, daß die Verzweiflung den Tod ankündet. In diesem Fall ist ihre Aufgabe noch wichtiger, indem sie forträumt, was uns nichtig am Leben hält. Der Weg wird nun bereitet nicht mehr für die Heilung, sondern für ihre Quelle, das Heil.

»Erfolgreiche haben für Schmerzen keine Zeit.« Diese unheilvolle Maxime las ich im Mai 1957 als Anpreisung von Kopfwehpulvern im Schaufenster einer Apotheke im Schwabenland. Genau das Gegenteil ist wahr. Für unsere Schmerzen müssen wir immer Zeit haben. Wenn der Schmerz an-

klopft, ob laut oder leise, müssen wir »Herein« rufen und ihm ins Auge sehen. Sonst wird er eines Tages die Tür einstoßen.

Einer der Trugschlüsse des technischen Zeitalters besteht darin zu glauben, daß man auch den Organen die Arbeit abnehmen kann. Industrien sind darauf aufgebaut. In einer anderen Apotheke sah ich eine Demonstration, die für Verdauungspillen werben sollte: Man hatte in zwei mit Wasser gefüllte Standgefäße je ein Stück Speck gehängt. Einem dieser Gläser hatte man eine Pille zugesetzt. In der Tat war zu sehen, wie sich der Speck in eine milchige Emulsion auflöste. Vor solchen Pillen muß man sich in acht nehmen.

Hierher gehört auch der Werbetext für ein Abführmittel: »Ich arbeite, während Du schläfst.« Er ruft den Trugschluß hervor, daß zwei Tätigkeiten sich vereinigen. In Wahrheit handelt es sich nicht um eine Mehrung, sondern um Minderung der Kräfte; ein Nichthandeln wird durch Aktion beeinträchtigt.

Solche Techniken breiten sich aus inmitten von Bevölkerungen, die keine Zeit haben, und in deren Städten Uhren- und Pillenfabriken um die Wette gedeihen. Die Zeit ist ein gewaltiges Heilmittel. Der Arzt müßte damit beginnen, daß er dem Kranken Uhr und Kalender konfisziert. Aber kann man das von Ärzten erwarten, die noch weniger Zeit haben als alle anderen?

Es gibt nur eine Krankheit, wie es nur eine Gesundheit gibt. Jeder Medizin, die nicht davon ausgeht, und zwar zunächst von der Gesundheit, fehlt der strategische Teil. Hinsichtlich der Heilung ist der Kranke König; der Arzt kann höchstens Kabinettschef sein. Es gibt freilich gute und schlechte Könige.

## *Pulsierende Irrtümer*

Dem Menschen fallen von Zeit zu Zeit »die Schuppen von den Augen« — das ist wahr. Aber es ist wie bei der Schlangenhäutung schon wieder eine neue Garnitur darunter, eine neue Hornhaut, die zunächst durchsichtig scheint. Dann trübt sie die Skepsis ein. Unser geistiges Wesen erhält sich durch die Pulsation unserer Irrtümer, wie unser physisches Wesen durch Ein- und Ausatmen. Die Wahrheit steht uns nur als Scheidemünze zur Verfügung: als Wahrheiten.

»Wahrheit« ist eine der Formen des Optimismus, wie die Gesundheit auch. Wenn wir unsere Intelligenz wahrnehmen, sind wir schon in der Trübung, in der Schwächung, ähnlich wie wir nicht mehr gesund sind, wenn wir unsere Organe, unsere Leber, unsere Lunge, unseren Blinddarm wahrnehmen. Das Beste geben die Götter uns nicht nur umsonst, sie geben es auch ohne Reflexion.

## *Genuß und Wiederkehr*

Was ist der beste Nachtisch? Die Frucht, die man nach Tisch im Garten pflückt.

Und welche Melone ist die beste? Jene, die man mit gärtnerischer Liebe gezogen hat, und zwar aus dem Kern einer Melone, die man mit Vergnügen aß. Das Beste an unseren Genüssen ist nicht Entdeckung; es ist Wiederkehr. Das ist der Teil, an dem sich die Götter mitfreuen.

Und selbst in der Entdeckung liegt Wiederkehr. Wir können nichts entdecken als unser Inneres. Wir können nur befahren, was unsichtbar bereits erfahren war. Wir reifen zu unseren Entdeckungen heran.

## *Autor und Leser*

Der Autor steht in der Hierarchie. Er hat ein unmittelbares und nur ihm eigentümliches Verhältnis zum höchsten Autor des Weltalls; darin ruht seine ihm unbekannte Theologie. Die Werke sind mehr oder weniger gute Übertragungen dieses Unbekannten in die sichtbare Welt. Sie sind Mitteilungen eines Verhältnisses, das sich dem Wort entzieht.

Daher ist jedes Opus unvollkommen, und das Vollkommene liegt hinter ihm. Dichtung kann nur gelingen vor diesem Hintergrund. Dort lebt auch das Verhältnis zwischen dem Autor und seinem Hörer, Betrachter, Leser: in einem unsichtbaren Dritten, an dem beide teilhaben.

Es gibt kein bloßes Ergriffensein durch Werke; immer muß tätige Teilnahme, die über das Werk hinausreicht, hinzukommen. In beiden Polen muß Strom sein, damit Licht werde.

## *Herbstfliegen*

Im Herbst dringen noch einmal Fliegen in die Wohnung ein. Sie sitzen im kühlen Zimmer hinter den Fenstern oder an den Vorhängen, beinahe schon abgeschieden, im Traum erstarrt. Wenn am Mittag die Sonne scheint, kriechen sie träge umher, wagen auch einen kurzen Flug. Sie dehnen sich behaglich wie Greise, die vor den Spitälern hocken, aber der Tod sitzt ihnen schon in den Gelenken, hält sie am Gängelband.

In der Nacht, wenn die Lampe ihren begrenzten Kegel auf den Schreibtisch wirft, kommt es vor, daß sie aufwachen. Sie fliegen auf den Lichtquell zu und umkreisen seine Glut mit einem Aufwand, der den des Nahrungs- oder des Liebesfluges weit übertrifft. Sie drehen sich wie mechanische Spielzeuge, wie Kreisel, die man zur Weihnacht für Kinder aufgezogen hat, schnurren ab wie Uhren, deren Feder zer-

brochen ist. Dann fallen sie, scheinbar leblos, auf die dunkle Tischplatte herab. Zwei, drei Mal erheben sie sich noch zu dieser Anstrengung, in der Tod und Wahnsinn sich vereinigen. Ein Vorrat von Kräften, der noch für Tage, ja vielleicht zur Überwinterung reichen würde, wird in Minuten vertan. Dann bleiben sie tot auf der Strecke, vom Paroxysmus gefällt.

Sind das sinnlose Tänze? Was hat das Licht ihnen gesagt? Auch den Menschen sieht man zuweilen auf diese Weise sterben: nach tage- und wochenlangem Dämmern vom Furor moriendi gepackt. Nun kündet sich die Wandlung an.

*Eine* Fliege behalte ich gern über den Winter; sie wird dann zum Hausgeistchen. Das Volk nennt sie »die Brotfliege«.

## *Am Monte Testaccio*

Es regnete immer noch. Ich verbrachte den Vormittag, indem ich mich in den abstrusen Schmöker vertiefte, den Martinelli 1669 über die Elementaruhren geschrieben hat. Henry Furst hatte ihn mir besorgt. Als es am Nachmittag ein wenig aufklarte, ging ich mit ihm auf den Monte Testaccio, den kleinsten der römischen Hügel, der in der Nähe von Henrys Wohnung, gegenüber dem protestantischen Friedhof, liegt. Es war also ein Tag abwegiger Verrichtungen.

Ich fand durch Augenschein bestätigt, daß die Materie dieses Hügels sich ganz aus Scherben zusammensetzt. Es scheint sich weniger um zerbrochenes Haushaltsgut zu handeln als um Ausschuß bei der Herstellung im großen oder um Bruch bei der Verladung an einem inzwischen versandeten Tiberhafen, auch nur um grobe Ware für den Massenverbrauch. Es ist merkwürdig, daß man über ein so auffälliges Gebilde inmitten der alten Weltstadt so wenig weiß. Ich nahm die Spitze einer Amphore mit, die an die bräunliche Brustwarze einer Titanin erinnerte.

Wir gingen in die Biblioteca Venezia, um Literatur

über Sardinien einzusehen. Das ist noch ein Ort, an dem die Würde der Bücher zur Geltung kommt, und ich verstehe, daß Henry dort seit Jahren sein Wesen treibt. Er führte mich dann in die Peterskirche, in der man unter Verschwendung von ungeheuren Mengen roten Stoffes die Vorbereitungen zur Heiligsprechung Pius' X. traf. Wir lasen die Inschriften der Marmorgrüfte, darunter die dem englischen Jakob III. gewidmete, der, wie Henry sagte, als einziger Fürst in dieser Kirche der Kirchen bestattet ist. Das würde ihrem Geist entsprechen, der auf das Opfer gegründet ist und der einem Monarchen, der pro fide auf die Krone verzichtete, den ersten Rang einräumen muß.

Henrys Wohnung liegt im »blonden« Rom, im obersten Stockwerk eines Hauses der Via di Trastevere, aus dem man auf die Albaner Berge sieht. Diese Straße hieß noch vor kurzem »Viale del Re«. Sie wurde also auf elegante Weise umgetauft. Der Fortschritt in diesen Dingen liegt meistens darin, daß man das Einfache kompliziert. Das hat auch Martinelli getan.

Wir wurden im Fahrstuhl eingeschlossen, weil wieder einmal der Strom ausfiel, und füllten die so entstandene Pause mit einem Gespräch über die Anarchie in Italien. Henry meinte, daß bei einem russischen Einmarsch, etwa in Neapel, die Okkupanten binnen kurzer Zeit ins Leere schlagen würden, weil die Okkupierten sich auf ihre Spielregeln nicht einließen. Das ist richtig, während bei den Deutschen oder bei den Schweizern zu befürchten ist, daß der Wettlauf um die guten Zensuren beginnt. Unter den Klagen, die sich bei den Schilderungen des russischen Einmarsches von 1945 wiederholen, findet sich immer wieder die, daß die Posten die vorgewiesenen Papiere zerrissen und fortwarfen. Es ist aber eine Bevölkerung denkbar, der damit ein Gefallen erwiesen wird. Da reibt man sich die Hände, wenn der Paß verbrennt. Wenn das große Spiel beginnt, werden die Trümpfe geprüft. Dann gelten die Männer und nicht mehr die Zeugnisse. Das ist auch eine Auslese.

## *Mosaik 11*

Er ist einem Elefanten begegnet und sagt: »Ich habe ein Tier gesehen, das kleine Augen hat.«

Zur Genesis der Bilder: Er vergleicht das Schlitzen eines Palmblatts im Südsturm dem Geräusch, mit dem ein Reißverschluß geöffnet wird. Das heißt dem Großen Pan begegnen und ihm ein Trinkgeld anbieten.

In eine Klasse taubstummer Kinder kam einst ein Neuer, den die anderen mieden, und als der Lehrer sie nach dem Grunde fragte, beklagten sie sich über seinen Stil. Er müsse aus der Hefe stammen; er habe, um den Begriff »schwarz« zu bezeichnen, auf seine Fingernägel gezeigt.

Wir haben bei den anderen immer eine gewisse Lizenz — sie gönnen uns eine angemessene Toleranz, wie es in der Technikersprache heißt. Aber wir dürfen es nicht zu weit treiben. Als Martins Onkel sich eines Tages Senf auf die Erdbeeren strich, war das für alle ein gelungener Spaß. Als er dann aber nackt zum Dienst reiten wollte, spielten sie nicht mehr mit.

## *Das Zahlenkaleidoskop*

Pascal veranschaulicht die Macht der Einbildungskraft durch das Bild eines Brettes, das er sich zunächst dicht und sodann turmhoch über dem Boden denkt. Es ist dasselbe Brett, das wir überschreiten, und doch mit welchem Unterschied der Stimmungen.

Die Einbildung schwingt aber um einen realen Kern. Wir stellen zugleich eine genaue Wahrscheinlichkeitsrechnung auf. Wir verlängern die Tasthaare. Die Wahrscheinlichkeit, daß wir stolpern oder daß das Brett zerbricht, ist zwar die

gleiche bei einem wie bei tausend Fuß über dem Grund. Nicht so ist es mit der Gefahr. Sie ist es, die uns scharfsinnig macht.

Das gilt auch für die Wahrnehmung politischer Verhältnisse. Die Nähe der Gefahr macht sichtbar, daß wir zu jedem auch in politischer Beziehung stehen. Wenn wir mit einem Gefährten friedlich durch eine Ebene wandern, sind wir uns dessen kaum bewußt. Wenn wir dagegen neben ihm auf einer Klippe oder vor einem Abgrund stehen, überrascht uns eine instinktive Distanz. Wir nehmen Abstand von ihm, auch innerlich — nicht allein deshalb, weil er eine unvorsichtige Bewegung machen könnte, sondern auch weil ein Unberechenbares an ihm in den Kreis der Erwägung tritt. Wenn wir inmitten einer Menschenmenge auf einem Bahnsteig stehen und der Zug einfährt, treten wir weniger des Zuges als der Menge wegen zurück. Es könnte ein Unvorsichtiger, ein Brutaler, ein Trunkener, ein Wahnsinniger darunter sein. Wir haben bei solchen Gelegenheiten gern den Rücken frei. Aber wir fassen auch den Menschen an der Hand, den wir schützen wollen oder bei dem wir Schutz suchen.

Hierher gehört die Fahrt im Rettungsboot, auch wenn die See noch glatt ist und es an Proviant nicht fehlt. Hierher gehört die einsame Begegnung im Walde, besonders zwischen Mann und Frau, auch das Plauderstündchen innerhalb der Despotie, bei dem ein Witz den Kopf kosten kann. Da bewegen wir uns in den Formen eines uralten Zeremoniells, und es gibt nichts, was wir dem Menschen nicht zutrauen.

Das Leben hat politische und die Politik hat physikalische Ressorts. Es gibt keine Strategie, kein Staats- und Völkerrecht, keine Verfassung und keine Höflichkeit, deren Wurzeln nicht in diese Schicht eingreifen. Güte vor Macht, den Eid für den Mann setzen, das heißt die Pyramide auf den Kopf stellen. Der Versuch geht der Katastrophe voraus, ja gehört schon zu ihren Kennzeichen. Die Fatamorganen,

die Schlösser ohne Wasser und Grundmauern, werden glaubwürdig.

Gewisse Charaktere werden der Gesellschaft beigemischt wie scharfe Tropfen, von denen einer auf hundert genügt. Doch dürfte er nicht fehlen, sonst würde sie fad werden. Kein Staat, kein Amt, keine Einrichtung kann ohne das bestehen.

Eines Nachts stand ich vor dem Café Kranzler am Kurfürstendamm. Es war schon spät; die Berliner strebten in verschiedenen Richtungen nach Haus. Ich beobachtete einen Angetrunkenen, der sich auf Kosten der Passanten belustigte. Er verrückte dem einen den Hut, zog den anderen am Rock und tat, als ob er dem Dritten ein Bein stellte. Die Zuschauer lachten und die Betroffenen meist auch. Andere erschraken, wichen aus oder riefen unfreundliche Worte über die Schulter zurück. Neben mir stand ein Chauffeur, der auf Fahrgäste wartete. E lachte und sagte gemütlich: »Wetten, daß der noch an den Richtigen kommt?«

Dann tauchte ein kleiner Mann auf, der spät von der Arbeit heimkehrte. Er schritt eilig vorüber und hatte einen steifen schwarzen Hut auf, den der Spaßvogel von hinten anstieß, so daß er dem Kleinen über die Nase fiel. Der blieb stehen und sah sich inmitten des Kreises, der sich inzwischen gebildet hatte und an der Szene erheiterte. Er erfaßte die Lage im Augenblick und holte zu einer Ohrfeige aus, die den Witzbold wie einen Klotz zu Boden warf. Es war einer von den Streichen, die man dem Angreifer nicht zutraut; er mußte wohl Grobschmied oder etwas Ähnliches sein, hatte vielleicht auch bei der Arbeit Ärger gehabt. Der Spaß war aus.

Das war der Richtige gewesen, einer von denen, die keinen Spaß verstehen. Diese an sich nicht angenehmen Typen wirken innerhalb der Gesellschaft als eine Art von Flurhütern. Durch sie wird eine Reihe von kleinen Verstößen berichtigt; sie wachen für die anderen mit. Auf diese Weise

werden die kleinen Provokationen, denen wir ununterbrochen ausgesetzt sind, zurechtgestutzt. Auch wir nehmen wahr, daß dieser Kaufmann gern ein wenig knapp wiegt, daß jener Kellner unfreundlich bedient und daß ein anderer sich am Schalter vordrängelt. Jedoch wir schweigen, denn wir sagen uns mit Recht, daß es den Aufwand nicht lohnt.

So denken auch die anderen — bis auf den Richtigen, den Grobian, den Mann, dem keine Laus über die Leber laufen darf. Wir hören uns den Auftritt an und denken: »Ein unangenehmer Bursche« oder: »Das war die Sache nicht wert«. Individuell mögen wir recht haben, aber generell sind diese Typen unentbehrlich, denn ohne sie würde die Unverschämtheit ins Kraut schießen.

Solche Erwägungen führen auf das Gebiet der Zahlenverhältnisse. Würde man sagen, daß in der Gesellschaft wie in der Welt alles durch Zahlenverhältnisse bestimmt sei, so würde das zu weit gehen. Indessen gehört die Zahl zu den Ordnungen.

Wir leben in einer Welt, in einem Dickicht von Zahlenverhältnissen, in das uns die Statistik nur groben Einblick gibt. Das Verhältnis zwischen den Geschlechtern ist etwa eins zu eins, das zwischen denen, die zum Anordnen, und denen, die zum Ausführen bestimmt sind, vielleicht eins zu zehn. Der Mann erhält durch die Frau Sinn und umgekehrt, der Gehorchende durch den Befehlenden, der Spender durch den Empfangenden. Wieviel Verbrechen aber müssen begangen werden, damit das Gesetz Sinn behält? Jede Norm bedarf der Bestätigung.

Damit steuern wir auf die Klippe des Determinismus zu. Wenn wir die Zahlenverhältnisse überschätzen, wird die Statistik Gesetz — was sie in gewissem Sinne bereits ist, da die moderne Gesetzgebung auf der Ermittlung von Zahlenverhältnissen innerhalb der Bevölkerung beruht.

Da alles Zahl ist, muß die Zahl in alles eingreifen, auch wenn sie, ähnlich wie die Schwere, sich meist der Wahrneh-

mung entzieht, zum Selbstverständlichen gehört. Das Ethos wird nicht nur durch Zeit und Raum, es wird auch durch Zahlenverhältnisse bestimmt. Die Kriege etwa bringen es mit sich, daß die Zahl der Männer geringer wird. Das führt zu leichten Verschiebungen in der Moral. Würde die Zahl der Männer weiter sinken, so würden Lockerungen der Sitte nicht mehr genügen, es würden Veränderungen in den Institutionen eintreten. Nehmen wir an, das Verhältnis würde sich ins Phantastische verlieren wie bei gewissen Insektenarten, etwa den Stabheuschrecken, bei denen auf zehntausend Weibchen ein Männchen kommt, dann würde die Veränderung auf den kultischen Grund hinabführen. Das andere Geschlecht würde göttlich verehrt werden, man würde ihm Tempel errichten, Priesterschaften zuteilen. Bald würde das Verhältnis zur Norm werden, und würden zwei männliche Wesen in dem Bereich geboren, so würden sie wie die Bienenköniginnen oder wie die Stadtgötter der Frühzeit miteinander Krieg führen.

Die Stufung läßt sich auch in der umgekehrten Folge beobachten. Nehmen wir an, daß auf zehntausend Einwohner ein Mörder kommt. Eine leichte Erhöhung der Ziffer würde sich auf die Sitten auswirken. Man würde, wie wir das in gewissen Städten und zu gewissen Zeiten erfahren haben, nicht mehr im Dunkeln, nicht mehr allein und unbewaffnet ausgehen. Würde die Ziffer weiter steigen, so müßten Veränderungen in den Institutionen stattfinden. Sie würden sich abzeichnen in der Bauweise, in der Konsolidierung der Gesellschaft, den Gesetzbüchern. Das Risiko des Bewohnens entlegener Gehöfte kannte man 1645 und hat es 1945 wiederentdeckt. Würde der Mordgeist endlich überwiegende Teile der Bevölkerung ergreifen, so würde er sich eine rituelle Ordnung geben, sei es in Zirkusspielen, sei es in mexikanischen Blutfesten. Schon bei den öffentlichen Hinrichtungen deuten sich Anfänge an; es ist immer zu befürchten, daß sie zum Fest werden.

Warum empfinden wir die Begegnung mit einer Ziffer wie 666 666, etwa wenn sie uns als Wagen- oder Telefonnummer auffällt, als außerordentlich? Doch wohl nur deshalb, weil unsere Augen hier auf eine Stelle fallen, an der sich ihnen das Wunder der Zahlenwelt aufnötigt. Wir gehen durch die Zahlen wie durch ein Dickicht, sie umringen uns wie die Bäume in einem Wald. Zuweilen erreichen wir auch Punkte, an denen wir mehr oder minder das Regelmaß erkennen, das sich in ihrer Anordnung verbirgt. Wir sehen dann Gehege, Alleen, Schneisen, ahnen die Richtschnur, nach der das Mannigfaltige geordnet ist. Eine Allee hat beliebig viel Bäume, doch wenn wir sie schneiden, sehen wir nur einen einzigen. Wir haben ihre Einheit entdeckt, indem wir ihre Zahl durch sich selbst dividiert haben. Wir haben eines der großen Abenteuer der Perspektive erlebt.

Jede Zahl, auch die oben genannte Doppelzahl des Tieres, hat ihre besondere Bedeutung, ihren besonderen Rang. Zugleich aber ist jede Zahl nicht mehr, nicht weniger wunderbar als alle anderen. Wer das begriffen hat, der hat einen wichtigen Schritt in die geistige Welt getan. Daß alle Menschen sowohl verschieden als auch gleich sind, wird ihm an einem neuen Standort aufgehen. »Das bist du.« Er wird begreifen, daß er das Große Los gezogen hat: auf alle Fälle; es konnte nicht anders sein. Der amor fati und auch die Heilsgewißheit ziehen in ihn ein. Alles ist wunderbar.

Im Universum, wenn wir es als Zahlenwelt betrachten, verbirgt sich das Geheimnis der Wanderungen der Eins durch das Unendliche. Sie badet sich in der Schöpfung, badet sich in der Vernichtung wie in Ebbe und Flut. Je weiter wir uns von diesem Wissen entfernen, desto mehr wird die Angst zunehmen.

Warum stellen wir nur das Geburts-, nicht aber das Todeshoroskop? Wahrscheinlich deshalb, weil die Geburt differenziert, der Tod egalisiert. Für ihn ist jede Stunde die gute, die richtige.

Die Fee, die uns an der Wiege begrüßt, ist Aristokratin; wir treten durch die Geburt in eine Welt der Ungleichheit ein. Selbst in Epochen, die alles zu nivellieren suchen, bleiben die körperlichen und geistigen Unterschiede, die Glück und Unglück des Lebens ausmachen. Wir fallen in die Grade des Horoskops wie in die Fächer einer Lotterie. Nicht nur die Zeit, sondern auch der Ort ist bedeutend; es gibt Vaterländer, die uns fördern, und andere, in deren Verhängnis wir mit der Geburt eintreten wie in Atreus' Palast. Wir können sie nicht aussuchen. Es gibt gesunde und ungesunde Klimate, strenge und heitere.

Im Reich des Todes dagegen herrscht majestätische Demokratie. Er dekretiert die Gleichheit alles Lebens, das er vor seine Schranken ruft. Ein Grashalm oder ein genialer Jüngling, eine Zikade oder die Kehle einer Sängerin, ein Schwarm von Fischen, der an einer Sandbank strandet, oder die Eingeborenen einer Insel, die einem eingeschleppten Krankheitskeim erliegen — alles wird gleich gültig, wenn es das dunkle Tor betritt.

Offensichtlich bedeutet die Mühe, mit der die Gebäude errichtet werden, nicht viel. Ein kühner Philosoph, ein Alexander, eine Aspasia, ein Mozart genießen nicht größere Sicherheit als eine Heuschrecke. Es waltet ein uns unbekanntes und unerforschliches Gericht.

Aber wie ist es mit den Bausteinen? Von hier aus möchte man sich mit Systemen befreunden, die kleinste geistige Teilchen annehmen, wie es in der Monaden- oder in der Pranalehre geschieht. Das Universum bleibt ein und derselbe Baukasten, ob Schlösser errichtet werden oder Schilfhütten. Der Weltstoff bleibt der gleiche im Fisch wie in der Woge, im Königspalast wie in seinem Mörtel, im Schutthaufen wie in der Kobra, die er beherbergt, oder wie in der Golddistel, die auf ihm blüht. Er ist nicht minder in den kosmischen Nebelbänken wie in den Sonnensystemen und ihrer Pracht, nicht minder in Julias Leichnam als in der Lerche und in der Nachtigall.

Zahl, Art und Schicksal der Geschöpfe hätten dann kaum größere Bedeutung als die Sterne eines Kaleidoskops, als flüchtige Symmetrien in einer Spiegelwelt. In ihrem Zentrum ist weder Zahl noch Zwischenraum. Hier tritt die Zahl der Eins den Rang ab, gibt ihr das Pfund zurück, mit dem sie wucherte. In dem Verhalten des Todes uns gegenüber kündet sich das an. Wir halten für Vernichtung, was Bestätigung unseres Wertes ist.

Die Zahlen gehören zu unseren großen Geheimnissen. Nietzsche sagt: »— — — die Zahl ist selber durch und durch unsere Erfindung.« Das ist ein geniales Wort. Für Pythagoras sind die Zahlen dagegen göttlichen Ursprunges; die Eins ist die magna Mater der Zahlenwelt. In diesem Sinne sind unsere logischen und mathematischen Geister Pythagoräer; sie können sich nicht vorstellen, daß die Zahlen erfunden sind. Natorp: »Die Zahlen sind schlechthin unentstanden, unvergänglich, unveränderlich.«

Nietzsche urteilt als Philologe, den das Wort tiefer hinabführt als der Begriff. Aber auch die Mathematiker von Pythagoras bis Kronecker haben Mächtiges gesehen. Das A und O der Mathematik ist schließlich Anschauung des Urgrundes und seiner Figuration.

Immer wenn sich wie hier geistige Fronten um eine große Frage bilden, darf man schließen, daß sich die Wahrheit nicht in den Antworten, sondern in der Frage verbirgt. Sie bleibt im Unsichtbaren, doch ihre Wirkung wird sichtbar in den Spiegelbildern und ihrer Mannigfaltigkeit. Auch die Zahl hat ihre Evangelisten, und ihr Geheimnis wird sowohl mit Ehrfurcht wie mit wunderbarem Spürsinn umkreist. Aber auch hier muß der erschaffene Geist sich mit den Hinweisen begnügen und dann sich beugen; er kann zum Absoluten, »ins Innre der Natur« nicht eindringen. Er sieht das Licht nur in den Farben und das Eine nur in der Zahl.

## *Mosaik 12*

Vor jedem neuen Zweige sende eine neue Wurzel aus.

Wer höher wachsen will, als es sein Boden zuläßt, muß den Efeu nachahmen.

Zeugen heißt multiplizieren; es werden Myriaden von Keimen, von Samen, von Individuen verstreut. Sterben heißt dividieren; zuletzt wird auch das Universum auf das Eine, das Seine, zurückgeführt.

## *Zur Ornithologie*

In Goethes und Nietzsches Abneigung gegen die Affen und das Affenwesen verrät sich vornehme Wertung, vornehmer Sinn. Sie dachten in anderen Systemen als jenen, die uns den Affen so dicht auf den Hals brachten.

In der Natur gibt es wichtigere Verwandtschaftszeichen als Hirnwindungen und Blinddärme oder als Parodien menschlichen Gehabens und menschlicher Gestalt. Das sieht der Totemgeist deutlicher.

Nietzsche hat Adler und Schlange als seine Verwandten gewählt. Nicht die Struktur ist es, die den Menschen auszeichnet, ihm seine Höhe gibt. Es ist auch nicht die Zivilisation mit ihrer staatenbildenden Macht. In dieser Hinsicht hat der Mensch in den Ameisen, Termiten und Bienen nähere Verwandte als im Primatenvolk. Eher ist die Kultur und mit ihr die Fähigkeit der Verehrung das eigentlich menschliche Kennzeichen. In ihr und den ihr entwachsenden Kunstwerken vollzieht sich die Krönung der natürlichen Welt, die Überhöhung der reinen Intelligenz mit ihren Zwecken und Absichten.

Die tiefe und innige Beseelung des Lebens, die wir als Kultur bezeichnen, mit ihren Phänomenen, in denen Liebe,

Kunst und Verehrung sich durchdringen, ist in keinem Naturreich stärker vorgebildet als in der Vogelwelt. Hier finden wir den Tanz und den Gesang, der Höhen erreicht, auf denen individuelle Begabung, Freiheit und Nachahmung mitwirken. Wir finden die Werbung durch Tanz, Gesang und Entfaltung kostbaren Schmuckes, wir finden Ausbildung und Verfeinerung des Liebesspieles, sprichwörtlich gewordene Beispiele der Liebesehe und der treuen Beständigkeit. Den kunstreichen Nestbau, die Sorge des Männchens um das brütende Weibchen, die gemeinsame Aufzucht der Jungen — das alles hat der Mensch seit jeher als ihm gemäß empfunden, es hat seine Mythen, Fabeln und Metaphern belebt. Schön ist auch, daß die Vögel sich wohl zu vereinigen wissen, doch daß dem die Starre der staatenbildenden Tiere fehlt. Sie lieben das vereinzelte Leben, die freie Zerstreuung, und sind doch in der Versammlung zu kühnen Zügen fähig, die sie über Länder und Meere hinwegführen.

Höchst merkwürdig ist, was Gould über einen Laubenvogel berichtet, der Teile des australischen Festlandes bewohnt. Das prächtig blauschwarz gefärbte Männchen baut einen Tanzplatz, in dessen Grund es Zweige einflicht, deren Spitzen sich laubenförmig vereinigen. Das so gebildete Haus hat Ein- und Ausgang; sein Grün wird wie ein Weihnachtsbaum mit bunten Fundstücken geschmückt, etwa mit Papageienfedern, Muscheln und ähnlichem. Diese Lauben sind keine Nester, sondern Spiel- und Tanzplätze, in deren Lustgängen die Geschlechter sich scherzend umtreiben.

Noch Wunderbareres berichtet Hermann Detzner, der 1914 als Hauptmann der deutschen Schutztruppe in Neuguinea vom Weltkrieg überrascht wurde und sich mit der Flagge über vier Jahre bei Kannibalenstämmen im unbekannten Inneren der Insel hielt. In seinen Aufzeichnungen finden sich vortreffliche Tierbeobachtungen. Er zähmte Papageien, lehrte sie sprechen und führte sie, was sie sehr liebten, in seiner Jagdtasche mit.

Detzner erzählt von einem anderen, nämlich dem rot-

braunen Laubenvogel, daß das Männchen im tiefsten Bergwald eine Tenne ebnet, in deren Mitte es aus dürren Ästen ein Bäumchen baut. Wenn es die mühsame Arbeit beendet hat, kommt das Weibchen, sein Kunstwerk zu bewundern, und beide tanzen in zierlichen Sprüngen und flügelschlagend darum herum.

Detzner beobachtete auch viele Tage hindurch einen dritten Baumeister, den schwarzen Paradiesvogel, eines der herrlichsten Geschöpfe dieser Welt. Das Tier wird von den Eingeborenen Zaisai genannt. Unermüdlich richtet es sein Werbeplätzchen her, indem es ein Stück Waldboden reinigt, es von Hälmchen und Wurzeln befreit und sodann mit dürren Reisern bestreut. Endlich bricht es weiße Urwaldblüten und häuft sie in der Mitte des Platzes auf. Die Arbeit geschieht so sorgfältig und sauber, als ob es sich um den Bau eines Tempels handelte. Wenn das Werk beendet ist, beginnt das sammetschwarze Männchen, dessen Stirn ein Goldreif ziert, zu tanzen; das Weibchen erscheint auf einem Zweige, läßt sich nieder und begleitet mit sanftem Trippeln den Tanz. So umkreisen sie dichter und dichter den Liebesaltar.

Zu den Laubenvögeln zählt auch der Seidenvogel, ein Bewohner der Wälder Ostaustraliens. Die Männchen bauen für das Liebesspiel Alleen aus kleinen Zweigen, vor denen sie ein Schmuckfeld von Früchten, Muscheln, Scherben und Blüten ausbreiten. Man hat beobachtet, daß sie bei dieser Anlage als Farben Blau, Gelb und Grau bevorzugen, Rot ausschließen. Sie schmücken die Allee sogar als Maler, indem sie Beeren, Rinden, Holzkohle und selbst Waschblau, das sie bei den Ansiedlern finden, zu Brei zerkauen und den Zweigen auftragen, so daß breite farbige Bänder entstehen.

Der Anblick dieser Künstler ist erstaunlicher und auch erfreulicher als der des Schimpansen, der zwei oder drei Kisten aufeinander stellt, um eine Banane zu pflücken, oder einen Automaten bedient. Solche Experimente haben fatale Ähnlichkeit mit denen der Spiritisten: Apparaturen werden

aufgebaut, um Geister ins Garn zu locken, deren Häßlichkeit nur noch durch ihre Banalität übertroffen wird, und das in einer Welt, deren manifestierter Geist in die Augen springt. Dürftigeres war selten da.

Dennoch sind wir geneigt, der Leistung des Affen den Preis zu geben, sie als Zeichen größerer Freiheit zu werten, als Morgenröte verwandter Intelligenz. Der Kunst der Vögel, ihrem Nestbau, ihrem Gesang mit seinen Varietäten billigen wir dieses Licht nicht zu.

Damit berühren wir das alte Thema von Instinkt und Freiheit mit seinen Spekulationen, die im Kreis herumführen. Die Unterscheidung ist menschlich, besteht in unserer Vorstellung, nicht aber im Kosmos; sie bleibt sekundär. Im Instinkt der Tiere kann eine höhere, auf Arten aufgeteilte Freiheit walten, und menschliche Freiheit kann Instinkt sein, das heißt notwendiger, bestimmter, als es dem Individuum scheint. Das gilt vor allem für den Künstler; er schafft unter geringerer Freiheit und unter höherem Zwang. Was groß ist am Kunstwerk und was Verehrung fordert, ist nicht ersonnen, nicht erfunden und nicht beabsichtigt. Es kommt wie ein Blitz über den Geist. Es ist daher auch nicht wiederholbar in dem Sinne, in dem jeder beliebige Akt der Intelligenz wiederholbar ist.

In seiner »Logik« stellt Hegel die Frage: »Ist nicht eine Figur des Schlusses ein unendlich Höheres als eine Papagei- oder eine Veronica-Art?«

Das sind Wertungen, die wir heute ausbaden.

Wenn ich auch nur von ferne ahne, was der Adler, die Schlange, der Stier, die Taube darstellen, will ich gern auf die Kenntnis der 2048 möglichen Stellungen des Schlusses verzichten, die Leibniz errechnet hat. Hier leuchtet das Wort im Glanze unmittelbarer Schöpfungsmacht, hier spricht kein erschaffener Geist.

Das Tierreich ist ein großes Bilderbuch; wir Menschen sind die Kinder davor. Was wir dort sehen: Götter, Kunstwerke, Systeme, heraldische Figuren, Stammes- und Ahnengeister, und was wir auswählen, spricht physiognomisch für uns. Es deutet auf geistige Verwandtschaft, die tiefer und zwingender als Blutsverwandtschaft ist.

Man sagt, daß jedes Volk die Regierung hat, die es verdient. So hat auch jedes Zeitalter die ihm zukommende Zoologie.

Linnés Nomenklatur umfaßt nicht nur ein beschreibendes, sondern auch ein wertendes System. Dort wird der Schimpanse als »Troglodytes« und der Orang Utan als »Satyrus« angesprochen. Das lateinische »Simia« für Affen bedeutet Nachahmer. Heute ist es eher umgekehrt; der Mensch ahmt den Affen nach, wählt ihn als Vorgänger. Merkwürdig ist die Abneigung, die sich in Linnés Benennung eines anderen Charaktertieres unserer Epoche, nämlich der Amöbe verrät, der er den Namen »Chaos chaos« gab.

Es gibt Worte, mit denen wir uns bereits die Lizenz zum Angriff zuteilen. So zum Zertreten in »Gewürm«. In der Natur gibt es kein Gewürm, nur in der Vorstellung.

Die Beobachtung kann eine zoologische Schärfe gewinnen, die vernichtender als der Angriff ist, ja die, als Feststellung der Nichtexistenz, des Angriffes enthebt. So finde ich in den Cahiers von Maurice Barrès die Stelle:

»Maret versuchte auf dem Gerichtsflur zu ›plastronnieren‹, aber er bewegte dabei das Kinn wie einer, dem die Zähne ausgefallen sind.«

»Plastronnieren« ließe sich übersetzen mit »Das Kinn an die Binde nehmen« — das Wort stammt aus der Fechtersprache, wird aber hier im Sinne einer Urbewegung verwandt, die bereits in der Tierwelt Respekt einflößen soll.

## *Absencen*

Der zerstreute Schiffsjunge, den der Kapitän nach Rum hinab in den Raum schickt:

»Aber segeln Sie inzwischen ja nicht weiter.«

Dergleichen ist in der physikalischen Welt unmöglich, doch üblich in der geistigen.

## *Alfonsos Hand*

Alfonso führte mich an einige Orte, die der Fremde selten zu sehen bekommt. Er war ein kleiner Polizeigehilfe, mehr gutmütig als boshaft, mehr dunkel- als hellbraun; ihm fehlte die linke Hand.

Alfonso stand im Dienst der Gesundheitspolizei und mußte den Anzeigen nachgehen, die über Lepröse einliefen. Die Lepra gehörte noch bis vor kurzem zu den Krankheiten, bei denen man keinen Spaß versteht. Es scheint, daß sie inzwischen viel von ihren Schrecken verloren hat. Die großen Krankheiten sterben aus. Alfonso wußte darüber Geschichten, die an unser Mittelalter anklangen.

Ich hatte immer vermieden, ihn nach seiner Hand zu fragen, denn die Erinnerung an den Verlust konnte für ihn nur schmerzlich, vielleicht auch peinlich sein. Eines Abends, als wir getrunken hatten, kam er von selbst darauf. Wahrscheinlich hatte ihn das Getränk daran gemahnt. Wir tranken Caldo di Caña, schillernden Zuckerrohrsaft, mit Rum. Er wurde in der kleinen Wirtschaft, vor der wir saßen, frisch ausgepreßt. Die langen grünen Rohre wurden dazu in eine schmale Walze eingeführt, die sich spiralig drehte; der milchige Saft quoll aus einem Mundstück heraus.

An einer solchen Maschine hatte Alfonso, als er neun Jahre alt war, am Rande des Urwaldes mit seinem Vater gearbeitet. Sie war größer gewesen, schwerfälliger, auch primitiver als diese hier. Der Vater hatte mit dem Haumesser

die Rohre zugeschnitten, und Alfonso hatte sie eingeführt. Dabei war es geschehen, daß er mit den Fingern in die Walze gekommen war, die ihn mit dem Rohr zugleich erfaßte und an sich zog.

Das war ein böses Mißgeschick gewesen, da die Maschine schwer abzustellen war. Ehe die nötigen Handgriffe getan waren, würde sie den Arm bis zur Achsel erfaßt und zermalmt haben. Der Vater hatte die Gefahr im Augenblick erkannt. Ohne zu zögern, griff er nach dem Messer und trennte mit einem Hiebe die Hand über der Wurzel ab.

Man muß an die Ränder gehen, um solche Geschichten zu erfahren, die auf die Substanz noch ungebrochener Rassen hinweisen. Diese hier erstaunte mich um so mehr, als ich die Affenliebe kannte, mit der die Leute an ihren Kindern hängen; man wird niemals sehen, daß sie ihnen einen Schlag geben, und kaum ein böses Wort hören.

Alfonsos Vater hat das Messer nie mehr benutzt. In alten Zeiten hätte er es vielleicht in einem Tempel aufgehängt. Wir täten einem solchen Halbwilden Unrecht, wenn wir einfach sagten, daß er eine stärkere Natur habe. Ebensowenig genügt es zu sagen, daß er bessere Reflexe hat als wir, obwohl beides richtig ist. Die eine Erklärung verwiese ihn in die zoologische, die andere in die automatische Welt. Besser ist schon zu sagen, daß er ein starkes Herz hatte, ein Herz, in dem sich väterliche Güte und väterliche Macht vereinigten.

Wie schnell Alfonsos Vater auch den Schlag geführt hatte — er hatte die Freiheit, ihn zu führen oder nicht. Und auch so schnell konnte der Schlag nicht geführt werden, daß ihm nicht der Schauder vorausgegangen wäre, mit dem man ins eigene Fleisch schneidet. Freiheit und Opfer grenzen menschliches Handeln, menschliche Verantwortung gegenüber dem technischen Funktionieren und dem wilden Zusprung der Tiere ab.

In dieser Hinsicht wird den Tieren Schmerz abgenommen;

ihre Aktionen vollziehen klarer und skrupelloser das Gebot. Das wirkt oft bestürzend, weil wir ihnen unsere Einsichten zumuten.

Die Siamesin sitzt neben mir auf dem Teppich — ich glaube zu sehen, daß das sonst peinlich saubere Tierchen Wasser läßt. Doch stellt sich gleich darauf heraus, daß es sich um Fruchtwasser handelt, um das Fruchtwasser einer Frühgeburt. Ein rosa Gebilde wird geboren; es hängt an einem blassen Faden: der Nabelschnur. Man sieht den dünnen Rumpf, den winzigen Kopf mit den geschlossenen Augen, das eingerollte Schwänzchen und nah am Leibe wie bei einem Maulwurf vier Pfötchen, die sich bewegen: es ist schon Leben in diesem Embryo.

Die Mutter durchtrennt mit einem Biß zunächst die Nabelschnur. Dann säubert sie mit der Zunge den feuchten Körper, der noch kein Härchen trägt. Indem ich sie dabei betrachte, will es mir scheinen, als ob die beiden Hinterbeinchen verschwänden — und in der Tat: sie sind glatt abgeschnitten durch einen scharfen Biß. Das war erst der Beginn der mörderischen Wöchnerinnenmahlzeit; es dauert nur Augenblicke, und die Mutter hat ihr Kind verzehrt. Das gleiche Schicksal erleiden zwei Geschwister; sie werden geboren und sogleich verspeist.

Es war kein Überlegen, kein Zaudern, kein Mißbehagen zu bemerken bei diesem Vorgang, dessen Betrachtung zugleich peinlich und lehrreich war. Auch wenn er geplant gewesen wäre, hätte er sich nicht schneller vollziehen können, als es geschah.

Es bleibt nun die Frage, wann die Entscheidung fiel. Etwa beim Anblick und nach Erkenntnis der Lebensunfähigkeit der jungen Brut? Dann trüge der Entschluß den unmittelbaren Charakter der automatischen Reaktion, bestätigte Ansichten von Descartes und Lamettrie. Eher wäre schon anzunehmen, daß im allgemeinen Zustand, etwa der Décadence, der zur Fehlgeburt führte, zugleich die Vorbestimmung der Vernichtung lag. Das Tier bewegt sich und

handelt im Rahmen seiner Lage wie der Tänzer im Takt oder der Träumer im Traum.

Erstaunlich bleibt die ungemeine Verschiebung innerhalb des Instinkts. Der Gegenstand, auf den sich sonst die zärtlichste Liebe richtet, wird unbedenklich angeschnitten und verzehrt. Wir sehen die Natur in ihrer vollen Unbarmherzigkeit. Doch wenn wir das Schicksal bedenken, das sonst die Jungen fänden: ist diese Entscheidung nicht auch jene, die den Schmerz auf sein geringstes Maß zu bringen weiß? Sie schneidet ihn gärtnerisch zurück.

An solchen Punkten hat man den Eindruck, daß man in das starke Herz des Kosmos blickt. Wir sind dem Schlage nicht gewachsen, weder in unserer physischen noch geistigen noch moralischen Anlage. Wie stark wir auch seien, es wird immer der Glanz kommen, vor dem wir zurückschrecken. Dort ist die Quelle, die Menschen und Tieren die Tugenden verleiht. Sie werden unverständlich und oft verwirrend bleiben, wenn wir sie nicht in diesem Lichte sehen.

## *Die Untersuchung*

Ich wäre nicht zu ihm gegangen; der Chef hatte mich geschickt. Er war kurz angebunden wie die meisten Militärärzte. Wenn ich nicht von oben oder, wie es in unserer Pygmäensprache heißt, »von einer vorgesetzten Dienststelle« gekommen wäre, würde er vielleicht sogar grob geworden sein.

Er trug eine bequeme Litewka, über die der braune Vollbart hinabwallte. Der Stiel eines Hörrohrs lugte aus der Brusttasche. Ich mußte mich ausziehen. Er sah sich die Geschichte an. Während der Untersuchung nahm er die Zigarre nicht aus dem Mund. Das wurmte mich besonders; ich griff noch einmal in meine Jacke und steckte mir eine Zigarette an. Nun wurde er noch äskulapischer. Er hatte ein Hämmerchen, mit dem er mir über die Haut fuhr und gegen die

Knie schlug, und zwar, wie ich meinte, kräftiger, als es der Zweck erforderte.

Er begann zu diktieren. Ich hörte Worte wie »Abusus in nicotino« und ähnliche, schlechtes, anmaßendes Ärztelatein, das den Patienten einschüchtern soll. Im übrigen war ich natürlich dienstfähig. Von Urlaub konnte nicht die Rede sein.

Dann kam noch seine Gattin Dorothea, die Dichterin. Es schien, daß er durch die sich nun entspinnende Unterhaltung versöhnlicher gestimmt wurde. Er begleitete mich sogar zum Bahnhof, der auf der Höhe lag. Ich benutzte den Weg, um ihm vorzustellen, daß er so den Bericht nicht absenden könne; zum mindesten müsse er um die Moralismen gekürzt werden:

»Er enthält doch auch Fehlurteile im Objektiven — zum Beispiel rauche ich für gewöhnlich *nicht.*«

Er hörte sich das an und schien es einzusehen. Wir waren dabei auf einen Bohlensteg gekommen, der sich der Länge nach über ein helles und schnelles bläuliches Wasser zog. Er mußte sehr alt sein, denn die Bohlen waren stark vermorscht. Große und kleine Löcher gaben den Durchblick auf die Stömung frei. Auf Strecken war sogar die Hälfte des Steges abgewittert, sodaß wir neben dem offenen Wasser dahinschritten.

Es war noch frisch. Daher waren die Schlangen, die sich in Menge um die Löcher gelegt hatten, träge; ihre Farben waren vom Frühreif mattiert. Noch hatte die Morgensonne sie nicht belebt. Ich brach einen Zweig aus einem Haselstrauch und machte mir das Vergnügen, die Tiere vorsichtig durch die Löcher zu stoßen — wie lebten sie auf, als sie in ihr Element kamen! Sie schossen blitzend im blauen Mühlbach davon. Unter ihnen war eines von ungewöhnlicher Größe, das stärkste, dem ich je auf freier Wildbahn begegnet war. Die Haselrute war viel zu schwach, es zu bewegen; ich faßte es daher mit der Hand im Nacken und tauchte es in den Strom. Kaum hatte es den Kopf im

Wasser, als es sich machtvoll entrollte und mit der ganzen Länge folgte, während sein Muster aufflammte. Fast hätte es mich mitgerissen; ich taumelte.

Wir kamen dann an einer Steinmuschel vorüber, die eine Quelle einfaßte. Dort ruhte ein noch gewaltigeres Tier. Dieses war lebhaft, da es bereits im Elemente badete. Ich hielt ihm die Rute hin, in die es sich sogleich verbiß, und suchte es so in den Mühlbach hinabzuziehen. Doch war es zu schwer, wie sehr ich mich auch anstrengte. Ich mußte es in der Quellmuschel zurücklassen.

Wir hatten jetzt den Berg erstiegen. Der Wind fuhr stärker durch die Haseln, und der Bahnhof erschien, ein unfreundlicher Ort, an dem sich Kranke und zurückgerufene Urlauber versammelten. Der Stabsarzt, der schweigend meinen Zeitvertreib betrachtet hatte, entließ mich nun. Zuvor gab er mit das Attest. Ich nahm an, daß Dorothea es umschreiben würde, aber das war mir jetzt gleichgültig. Ich zerriß es und warf es in den Strom.

Weit hinter dem Bahnhof stiegen Rauchsäulen auf. Sie zogen trübe Fahnen vor das Firmament; Raketen zerstörten dort einen Knotenpunkt. Das bedeutete Aufenthalt in grauenvollen Wartesälen, bedeutete Märsche, Umwege und umständliche Entgiftungen. All diese Geschosse durchbrachen die Kruste nicht; sie waren von Schwächlingen erdacht.

Es ging nun zurück in die folternde Zeit. Hier hatte der Tod seine Rüstung abgeworfen; er erschien dürftig und mißmutig, als überforderter Arbeiter. Ein großer Aufwand von Apparaten war für ihn ersonnen; Scharen von dürren Köpfen mühten sich für ihn. Gewiß sehnte auch er sich nach seinen alten Residenzen zurück.

Warum konnte ich nicht zur morschen Brücke zurückkehren, zum herrlichen Strom, der wie eine Ader aus dem Herzen der Erde brach? Dort floß die Zeit so leicht, so mühelos dahin. Doch schon fand ich den Zugang nicht mehr. Hätte mich der Arzt nicht begleitet, so würde ich für immer geblieben sein.

## *Geheimtexte*

Wenn ein Mensch im Halbdunkel sitzt, in vage Gedankengänge verloren, in deren Verlauf er ein belangloses Wort murmelt, so kann das zugleich ein Stichwort sein, das ihm in einer ihm unbekannten Sprache und in ganz anderen Zusammenhängen in eben diesem Augenblick abgefordert wird.

Gewiß hat jede unserer Gesten mannigfachen Sinn. Wenn wir gähnen, so tun wir es, weil wir uns langweilen. Es geschieht aber zugleich auf Anforderung unserer roten Blutkörperchen, denen Sauerstoff fehlt. In der Gefahr beginnt unser Herz schneller zu schlagen, ob wir es wollen oder nicht. Ein Müller tritt aus der Mühle und zieht das Wehr auf, damit die Gänge voll arbeiten. Ein Fuhrmann treibt, wenn die Wölfe heulen, die Pferde an. Ein Regisseur läßt auf die Bühne Scheinwerfer richten; ein großer Auftritt steht bevor. Alles geschieht, damit die Lage ernst genommen und damit sie durch eilig herbeigerufene Reserven gemeistert wird. Daher die doppelte Beschwörung, zugleich der Furcht und auch der Lebenskraft. Darüber hinaus kann dieses hämmernde Herz die Bedeutung einer Glocke haben, die um Hilfe ruft, vielleicht dringender als im Gebet. Wir begnügen uns mit der physiologischen Ausdeutung.

Wir gleichen Schiffen, die Texte funken, deren Bedeutung ihnen ganz oder zum großen Teil verborgen ist. Wir kennen weder Ziel noch Heimathafen noch auch den Kapitän, der in der Kommandozelle wohnt. Doch sind wir nicht erstaunt, wenn wir ihn in den großen und feierlichen Augenblicken unserer Reise oder bereits im Untergange die Brücke betreten sehen.

## *Dialekte*

In unserem alten Rehburg pflegten sich die Leute über einen Mann zu belustigen, der, um Kohl zu verkaufen, aus

dem benachbarten Mardorf kam. Er ging durch die Gassen und rief mit lauter Stimme »Kaul, Kaul!«

Das Erheiternde lag natürlich darin, daß die Rehburger wußten, daß es nicht »Kaul« heißt, sondern »Kohul«.

Das setzte dann Händel ab. Wenn wir Jungen nach Mardorf kamen, drohten uns Schläge dafür. Da hatten wir gleich eine Illustration zum babylonischen Turm.

Eröffnungsfrage für ein Praktikum über Macchiavellismus: Wie verhält sich derjenige, der den richtigen Namen kennt?

## *Wüste und Meer*

Jesaja und Nietzsche. Inwiefern beider Lage zwar historisch verschieden ist, doch metaphysisch identisch: die Untersuchung würde aus der Geschichte hinaus und unter sie hinabführen in die prophetische Substanz. Die kleinen Propheten sehen unser zeitliches, die großen unser ewiges Los. Hier ließe sich an das Verhältnis zur Wüste anknüpfen — an die Wüste als Urgrund, unseren Acker und unser Grab.

»Die Wüste wächst, weh dem, der Wüsten birgt.« Das Wort ist nicht nur drohend; es verweist auch auf eine Elite, auf einen Schlag, den das Feuer nicht schreckte und der Durststrecken überwand. Ja, in der Wüste ist immer noch ein starkes Leben möglich für den Geist, der die Trugbilder durchschaut und die Brunnen zu finden weiß. Schlimmer ist, daß uns nicht nur der Wassermangel, sondern zugleich die Vergiftung bedroht.

Diese Vergiftung kann leicht sein wie eine Art von Langerweile, die auf zu flacher Atmung beruht. Sie kann auch grob sichtbar werden und nachweisbare Formen annehmen, wie sie die Nahrungsverfälschung, die Ausstreuung von Drogen oder Verseuchungen hervorbringen. Es gibt bereits Orte und Landschaften, wo sie deutlich jedes Gesicht zeichnet.

Ich fragte mich zuweilen, wenn ich mich innerhalb solcher

Bereiche bewegte, ob es ähnliches bereits auf Erden gegeben habe, und kam dabei auf den Begriff der *Konzentration*. Sie entscheidet, ob ein Stoff neutral ist, ob giftig oder wohltätig. Bei einer gewissen Konzentration kann sogar Sauerstoff zum Gift werden. Darauf beruht Jules Vernes »Eine Idee des Doktor Ox«, ein Roman, dessen Niveau sich über die bloße Technizität dieses Autors erhebt. Andererseits können Gifte heilsam verdünnt werden, wie in Hahnemanns System.

Konzentration setzt Abschluß, Abschnürung, Absonderung voraus. Ich muß einen Topf, einen Tiegel, eine Retorte haben, in der ich konzentrieren kann. Solche Prozesse kennt die Erdgeschichte in größten Maßstäben. Randmeere wirkten als ungeheure Pfannen, indem sie sich abschnürten. Wir dürfen annehmen, daß sich in ihnen die Konzentration der Salze allmählich der tödlichen Grenze, dem »Toten Meere«, näherte. Im gleichen Maße häuften sich Leichname der Bewohner auf.

Wenn man mit dieser Hypothese die Welt bereist, hat man den Eindruck, daß die Konzentration hier mehr, dort weniger vorgeschritten ist, an anderen Orten noch kaum begonnen hat. Man wird sich hier in einem Tümpel, dort in einer Lagune fühlen und doch noch wissen, was freier Ozean ist.

Man kann sich Gedanken darüber machen, worauf denn unsere Abschnürung und worauf die Verdichtung an sich vielleicht guter Stoffe beruht. Übrigens kann auch die Konzentration von Menschen gefährlich werden, etwa indem sich, wie die alten Ärzte es nannten, die Luft animalisiert. Ähnliches läßt sich von ihrer Aura sagen; das war von jeher ein Problem der Großstädte. Mauern, Pflaster, künstliches Licht sind Formen der Abschnürung. »Dies ist die Last über Babel, die Jesaja sah.«

In den Randmeeren gerät man in Buchten und Banken, in denen der Vorgang schon weit gediehen ist. Die Fische und ihre Schwärme treiben eher, als daß sie aneinander

vorbeischwimmen. Sie starren sich mit weißen Augen an. Da ist kein Sang mehr möglich, keine freie Regung, die nicht sogleich als Schuld empfunden wird und Haß zur Folge hat. Der zeitgenössische Roman, der sich die Schilderung des Matten und Widrigen zum Ziel setzt, erfaßt die Typen in ihren Einzelheiten, die er abdruckt wie der Ölschiefer die Form der Fische, in penetranter Humanität.

Zum Glück haben alle Vergleiche mit geschichtlichen und vorgeschichtlichen Lagen das Gute, daß sie für den Menschen zwar lehrreich, doch nicht zwingend sind. In der Geschichte geht es nicht More geometrico zu. Sie bietet nach Belieben Analogien, niemals Homologie. Es unterscheidet den Menschen von den Tieren und Dämonen, daß er über seine Lage sinnen, daß er sie metaphysisch erwägen und musisch darstellen kann. Es hängt von ihm ab, gehört zu seiner Freiheit, ob er sich auf den Untergang einlassen will oder nicht. So kann er zwar, braucht aber nicht zu sterben wie jene Fische und Saurier. Er kann Durchbrüche schaffen, kann den Ort zu hoher Konzentration verlassen, er kann ihn sogar im großen durch seine Pläne abändern. Endlich kann er auch dort, wo er in die Vernichtung gezogen wird, sein Inneres freihalten. Er ist dann eine Insel im Toten Meer. Von dort aus kann er dem Aspekt des Unterganges Schach bieten.

Waldgang ist auch noch möglich, wenn alle Wälder verschwunden sind, für jene, die Wald bergen.

Mit den Völkern und ihren Untaten ist es wie mit den Seen und Meeren: Was auch vorgehen möge in ihnen, wie viele sich auch dort verschlingen — das Wasser bleibt immer klar. Erst wenn der See selbst krank wird und sogar Meere verschmutzen, werden nicht nur die Fische, da wird auch das Element suspekt. Die Untat gewinnt zunächst technischen Charakter, dann nimmt die Technik den Charakter der Untat an.

## *Technik als Weltstil*

In den heutigen Eliten finden wir fast ohne Ausnahme ökonomisch-technische Begabungen, Intelligenzen, durch deren Wirken der Umsatz gesteigert, die Substanz gemindert wird. In ihrem Umkreis können nur Methoden gedeihen, die statistisch gesichert sind. Man muß sich durch Ziffern ausweisen. Vergeblich würde man sich hier nach Künstlern umsehen. Man wird dafür Kulturbeamte treffen, deren Aufgabe die Vernichtung des letzten freien Wachstums ist.

Im gleichen Maße muß sich die Hoffnung an den Künstler heften als an ein Wesen, in dem unaufgeteilte Schöpfungsmacht lebt. Hier ist noch das Wissen, daß es andere Wege gibt als Geleise, ist noch die Ahnung zahlloser Welten, deren Keime uns umschweben, um sich dort zu entwickeln, wo jungfräulicher Boden, wo Waldgrund sie empfängt. Und dieses Wissen vermag Zeugnis zu leisten: durch Kunstwerke.

Zum 19. Jahrhundert gehört die Autarkie der Wissenschaft. Der Wissenschaftler durfte definieren, was Wissenschaft sei. Damit bestimmte sich das Wissenswerte und setzte sich gegen das Nicht-Wissenswerte ab. Das bedeutete Volldampf für eine subalterne Gesellschaft von großer Häßlichkeit.

Der Anspruch freilich konnte nicht lange aufrechterhalten werden, nachdem er den Theologen abgenommen war. Er mußte abgetreten werden an den politischen Funktionär. Dieser erteilt seine Aufträge nicht etwa wie Franz I. an Benvenuto Cellini oder wie Urban VIII. an Bernini, sondern wie der Besteller in einer Textilfabrik. Die Jacquardkarte wird auf sein Muster umgelocht. Die Fäden laufen durch ein Kombinat von Gehirnen dahin. Zugleich werden diese Gehirne ersetzbarer.

Auch der Dispens von der Verantwortung verrät Subalternität. Verantwortlich für die Vernichtung, die eine Großbombe anrichtet, ist der Politiker, der ihren Abwurf

anordnet, oder auch der Pilot, der sie abwirft, obwohl er unter einer viel strengeren Befehlsgewalt steht als der Physiker, der sie ausheckt und sich der allgemeinen Bewunderung erfreut. Anläßlich der Invasionen rauben sich die Völker diese Intelligenzen gegenseitig wie Sklavenameisen. Man hat nicht den Eindruck, daß die Arbeit dadurch an Qualität verliert.

Freilich ist das nur einer der Aspekte, einer der Schächte im Massiv. Der Aufzug neuer Gestalten, dem wir beiwohnen, führt über alle Wissenschaft hinaus und ist vor ihr beheimatet, die vielleicht nur der Zertrümmerung der alten Bilder dient, titanisch das Vorfeld pflügt.

Das Wissen, und mit ihm der Zweifel, muß herrschen, wo höhere Bildung nicht mehr oder noch nicht wieder dominiert — im Wellental. Das Tal muß sein, um neue Höhen zu gewinnen, und seine Tiefe ist ein gutes Vorzeichen.

Technik als Weltstil — wenn sich daran ein Optimismus knüpft, so muß er stärker als der Fortschrittsoptimismus sein. Das neue Tier taucht mit der Schale auf, die zunächst, und meist erschreckend, sichtbar wird. Aber auch diese konnte nur durch Mitwirkung seiner Säfte, durch Entelechie, erzeugt werden. Die Muster verraten es. Ob nun das Ganze sowohl der überlieferten und ererbten als auch der gegenwärtigen und zukünftigen Potenz ins Spiel tritt, dafür gibt es untrügliche Ausweise. Zu ihnen gehört das Gelingen oder auch das Nichtgelingen des Kunstwerkes. An ihm läßt sich die Humanität, und mehr als Humanität, ablesen.

## *November*

Der Gedanke, den Winter an sonnigen Küsten zwischen den Wendekreisen zu überspringen, ist angenehm, aber falsch. Wir fordern vom Lebensbaume Blüten im ganzen Jahr. Aber auch in den Tropen werfen die Bäume die Blätter ab. Die Winternacht ist uns nicht minder notwendig

als die Tagesnacht. Wir müssen, auch was das Herz betrifft, auf Ebbe und Flut achten. Wer immer Flut haben möchte, setzt sich dem Dammbruch aus. Wir können nicht immer schmerzlos, nicht ohne Schatten sein, müssen auch bei der Melancholie einkehren. Auch dort sind Götter.

## *Akkommodation*

Die angeborene Kurzsichtigkeit kann ausgeglichen werden durch Altersweitsichtigkeit. Die Sicht wird schärfer als je zuvor.

Die ungestüme Lebenskraft der Jugend kann nach Überwindung der Zerstörungszone ausgeglichen werden durch die Schwerkraft des Alters und ihren Gegenzug. Dann kann uns physisch, moralisch, geistig ein gutes Gleichgewicht, ein vollkommener Herbst werden. Es reift nicht nur das Leben, sondern auch der Genuß.

## *Triumphzüge*

Der Einzug des Siegers: ein Schauspiel, das sich wiederholt. Das Volk strömt ihm in gläubigem Vertrauen zu, erblickt in ihm den Heilsbringer, den Friedensfürsten, erhofft von ihm das Brot. Er reicht ihm Steine und Schlimmeres. Er stürzt seine Bildsäulen, löscht seine Grenzen, ebnet seine Gräber, tötet und blendet, fordert seine Väter, Schwestern und Brüder von ihm. Und doch lebt die Welt von solchen Aufzügen, ein Akt folgt dem anderen. Die Hoffnung allein stirbt nicht aus. Das deutet auf einen unerschütterlichen Optimismus, vielleicht sogar auf großes Wissen hin.

## *Zucht unter Glas*

Mit der Aufzucht der Pflanze gab ich mir große Mühe; ein Freund hatte mir die Samen mit der Luftpost geschickt. Er schrieb, daß sie köstliche Früchte bringe; sie müsse aber vor Regen, Kälte und Wind geschützt werden. Ich zog sie im Zimmer vor und hielt sie dann unter Glas, das ich in der Dämmerung mit Strohmatten deckte und nur an den wärmsten Tagen während der Mittagsstunden öffnete. Ich begoß sie mit Wasser, das ich in der Sonne gewärmt hatte. Sie begann zu blühen und Ranken zu treiben; zuweilen sah ich Bienen ihre Kelche aufsuchen. Aber sie blieben taub und welkten in immer neuen Generationen dahin.

Einmal kam ich spät nach Hause, ich hatte getrunken und versäumte in den Garten zu gehen. Am Morgen sah ich, daß ich vergessen hatte, die Fenster zu schließen, und daß der Nachttau auf den Blättern funkelte. Das war wohl das Ende der Kultur.

Nach etlichen Tagen entdeckte ich mit Staunen, daß die Kelche abgefallen waren und daß die Fruchtböden sich rundeten. Und ich erriet, daß diese eine Nacht, in der ich sorglos gewesen war, das Wunder bewirkt hatte. Nachtschwärmer, die allein den Kelchgrund erreichen können, hatten Zugang gefunden und ihn bestäubt. Die Natur hatte mich belehrt: zu große Ordnung macht steril.

## *Repetition*

Ich hatte ihm auf dem Flur nicht ausweichen können; er lud mich zum Frühstück in sein Zimmer ein. Zuvor hatte er kurz in einem anderen Raume zu tun. Ich sah dort ein Kind am Boden sitzen: es hielt ein leeres Milchkännchen in der Hand. Das einsame Kind in dem kahlen, halbdunklen Zimmer dauerte mich.

»Sie sollten ihm wenigstens ein Spielzeug geben«, sagte

ich zu ihm. »Es langweilt, ja ängstigt sich in der Einsamkeit.«

Er blickte flüchtig hin und gab dem Kind ein zweites, gleiches Milchkännchen, das er vom Tische nahm. Dann schloß er die Tür wieder ab.

Ein Beispiel für die Zuordnung im Traum, für ihre verdichtende Kraft. Der grauenvolle Zug traf die Substanz. Sie hatte sich als Anekdote auf seiner Maske inkrustiert.

## *Die Erwartung*

Der Augenblick der Umarmung ist gefährlich; das Männchen wird auf der Balz erlegt. Daher gilt der Wahl des Balzplatzes besondere Aufmerksamkeit.

Die Montur soll das Weibchen anders als den Rivalen beeindrucken. Das macht sie zweideutig. Der Koller der Kampfschnepfe ist einmal der Schild, mit dem die Schnabelstöße des Gegners aufgefangen werden, und wiederum die prunkvollste, zarteste Krause beim werbenden Tanz.

Wo der Schmuckcharakter einseitig zunimmt, droht Ausmerzung. Ununterbrochen reduziert, beschneidet die Not das Leben, ununterbrochen webt die Schönheit neue Säume an. Das ist changierender Stoff, die große Modenschau der Welt, die bald erheitert, bald bestürzt. Ökonomie ist ihre eine Seite, Verschwendung die andere.

In einer Formenwelt, die generell vereinfacht, werden sich dennoch Schmucklinien ausbilden. Sie können einfach sein und rein im Schnitt liegen. Hinzu kommt, daß der erotische Sinn von sich aus mitspielt und sich mit Andeutungen begnügt. Von dieser Seite aus wird alles Instrument, wird alles Ankündigung.

> Hör ich das Pförtchen nicht gehen?
> Hat nicht der Riegel geklirrt?

Schiller hat dieses Gedicht »Die Erwartung« genannt und

wiederholt in jeder Strophe die Instrumentierung durch andere Laute, die die Erwartung der Geliebten nähren und wachhalten. Der Wechsel geht durch die Jahrtausende, während die Erwartung die gleiche bleibt. Es ist kein Unterschied zwischen dem Klirren des Wasserkruges am Brunnenrande zu Rahels Zeiten und dem noch fernen Summen des Wagens, der von der Geliebten gesteuert wird. Es ist nur ein Unterschied, ob man erwartet oder nicht.

## *Waiblingers Landsleute*

Die Bauern in unserem Wilflingen besitzen eine natürliche schauspielerische Begabung, die mich oft erstaunt hat, wenn sie zu Weihnachten oder an anderen Festtagen ein Stück aufführten. Für sie gilt noch, was ihr Landsmann Waiblinger in sein Tagebuch notierte: »Im Theater ist mir wohl, da bin ich zu Hause.« Ich kenne sie daher auch fast alle als Darsteller dieser oder jener Rolle, und die Erinnerung daran ist oft lebhafter als die an die empirische Person.

Wenn es nun vorkommt, daß ich im Walde oder auf dem Felde mit einem von ihnen ein Wort austausche, etwa über einen gefällten Baum oder ein aufziehendes Gewitter, so will es mir oft scheinen, als ob ich mich mit dem Darsteller einer Dichtung unterhielte — die Sätze und Sentenzen klingen bedeutender und hintergründiger, wodurch dann auch sogleich die Landschaft, die Tätigkeit und die menschliche Beziehung vertieft und gehoben werden, in eine neue Dimension eintreten.

Ich nehme das als einen Hinweis darauf, daß das Theater heute noch, und vielleicht gerade heute, unentbehrlicher ist als jede andere aus ihm abgeleitete und reduzierte Form der Darstellung. Immer noch gibt es, wie Schiller in seiner Vorlesung über die Schaubühne sagte, die *eine* Empfindung: ein Mensch zu sein.

## *Und regnets Brei — — —*

Ein Bauer auf Rügen, von dem Wolfgang mir erzählte, ging abends über eine Wiesenfläche, die von zahllosen Maulwurfshaufen gesprenkelt war. Als er ein wenig rastete, begab es sich, daß einer der Maulwürfe vor seinem Fuß die Erde aufschupfte. Die Krume hob sich in dunklen Schüben, und plötzlich glänzte ein Goldstück in ihr auf. Der Bauer ergriff es, um es im Schein der Abendsonne zu betrachten: es war ein altes, echtes und schweres Stück. Er glaubte zu träumen, dann wurde er lebendig und lief, um einen Spaten zu holen, spornstreichs nach Haus. Aber als er zurückkam, fand er unter der Menge von Hügeln den rechten nicht mehr heraus. Bald mußte er die Sache aufgeben; die Nacht brach ein.

Wir lachen über diesen Bauern — aber verhalten wir uns anders, wenn uns das Glück ein Handgeld zahlt?

## *Andere Länder — — —*

Wir saßen im Schatten und plauderten. Es war heiß, aber angenehm. Helene, die mir den Reichenbach geschenkt hatte, erzählte von ihren Reisen und von den Mädchen, die sie mitgebracht hatte. Sie waren ihr gern gefolgt. Aber sie hatten sich in der Stadt mit den weißen Häusern nicht wohlgefühlt.

Eine war aus der inneren Sahara gekommen, aus Igili, wo die großen Sandberge sind. Sie wurde bald traurig, und die Herrin ließ sie ausgehen, auf daß sie sich an den grünen Feldern und den Bäumen erfreue. Als sie wiederkam, war sie kaum heiterer. Helene fragte sie:

»Hast du die Bäume gesehen?«

»Ich habe sie gesehen — Bäume, immer nur Bäume, und nicht eine einzige Sanddüne.«

Die andere kam vom Senegal. Sie war schwarz wie die mondlose Nacht, und wenn sie auf- und abtrug, war es nicht, wie die Sklavin die Herrin, sondern wie die Liebende

den Liebenden bedient. Ihre Augäpfel spiegelten den Glanz versunkener, vorgriechischer Zeitalter und ihre Macht. Doch ihr fehlte der Strom. Bevor sie fortging, begann sie ihn zu rühmen:

»Sieh an: der Strom. Du hast Durst — du gehst zu ihm, du trinkst, du trinkst, du trinkst. Du bist müde und staubig — du gehst zum Strome, du badest und wäschst dich nach Herzenslust. Du führst die Ziegen und Schafe, die Rinder und Kamele hinein. Sie alle tränkt und erquickt er, wie viele ihrer auch sind. Und was hast du hier? Einen armseligen Wasserhahn.«

Die Dritte war aus einem Bergland gekommen; dort hatte lange ein weißer Geologe bei ihren Leuten gelebt. Er war bei ihnen auch gestorben; und da er sehr beliebt war, hatten sie beschlossen, ihm ein Tanzfest zu rüsten, wie man es Häuptlingen gibt. Sie hatten dazu achtzig Masken nach ihrem Brauch gefertigt und in vier Ablösungen drei Tage und drei Nächte lang getanzt. Das Fest hatte viel Volk herbeigezogen; auch Weiße, die davon gehört hatten, waren unter den Zuschauern. Am Ende des dritten Tages war der Geologe erschienen; er hatte sich mit einer Bewegung, die allen an ihm vertraut war, die Stirn gewischt. Er hatte gesagt, daß er zufrieden sei. Die Weißen hatten das als eine durch die unablässige Monotonie des Tanzes erzeugte Suggestion betrachtet, die Eingeborenen als sein beabsichtigtes Resultat. Zwei Erklärungen; offenbar eine Nahtstelle.

Dabei fiel mir die Erzählung eines Ethnologen ein, der lange mit Primitiven im Inneren Australiens gewandert war. Zuweilen wurden Hunger und Durst bedrohlich, aber wenn der Weiße besorgt wurde, beruhigten seine Begleiter ihn:

»Hab keine Sorge. Wir werden abends bei unseren Leuten sein. Sie haben Wasser gefunden und ein großes Wild erlegt.«

Zwanzig Jahre später kam der Forscher wieder in dieses Land. Seine farbigen Freunde holten ihn vom Flugplatz ab. Sie waren nun europäisch gekleidet und trugen Kameras

vor der Brust. Sie hatten seit langem die Hellsicht verloren, bedurften ihrer auch nicht mehr. Der Verlust ließ sich ziemlich genau datieren; er fiel in die Zeit, in der sie zählen gelernt hatten. Damit beginnt die Abstraktion.

Ferner hörte ich Folgendes: Ein Farmer, der sich am Rand der Steppe angesiedelt hatte, wurde während eines Jagdganges von seinem Hund auf ein Waldstück aufmerksam gemacht. Er ging den Ort vorsichtig an. Auf einer Lichtung erspähte er einen Löwen, der am Verenden war. Das Tier lag wie ein Gerippe im dürren Grase, von dem es sich kaum unterschied. Das Fell hing über ihm als fahle Decke, durch die sich die Knochen abzeichneten; es hielt die Pranken kraftlos ausgestreckt.

Offenbar lag der Löwe hier im Wundbett, während der Tod schon seinen Schatten auf ihn warf. Schon spielten Fliegen um seine Mähne, und Geier hockten auf den Akazien. Der Gnadenschuß wäre ein gutes Werk an ihm. Der Farmer näherte sich behutsam mit vorgehaltenem Gewehr. Als er dicht vor dem kranken Tier stand, entdeckte er etwas Merkwürdiges.

Auch Löwen machen nicht immer große Beute und sind dann darauf angewiesen mitzunehmen, was über den Weg läuft, wie der Fuchs an Fastentagen sich mit Mäusen oder mit Schnecken begnügt. Dieser hatte anscheinend versucht, eine Schildkröte aufzubrechen, so wie man einer Walnuß die Schale aufknackt, ehe man sie verspeist. Das ist für ein solches Gebiß ein Kinderspiel. Indessen hatte ihm hierbei die Tücke des Objekts einen Streich gespielt: die Schildkröte war ihm quer unter den Gaumen geglitten und hatte den Rachen gesperrt. So kann es vorkommen, daß ein Kind sich einen Apfel in den Mund schiebt, den man ihm dann herausschneiden muß. Wahrscheinlich war der Löwe lange umhergeirrt und hatte sich vergeblich abgemüht, sich von dem Knebel zu erlösen; endlich hatte er sich verborgen, um einsam zu sterben, wie es die Löwen tun.

Den Farmer dauerte das Tier. Er beschloß, es von diesem kläglichen Tode zu erretten, wenn das noch möglich wäre, und kehrte heim, um sich mit Werkzeug zu versehen. Er kam mit Hammer und Meißel wieder, und es gelang ihm mit wenigen Schlägen, den Löwen von seiner Plage zu befreien. Ob viel damit gewonnen war, blieb fraglich, denn das große Tier vermochte nicht einmal den Schweif zu rühren; es blieb reglos auf der Lichtung ausgestreckt.

Der Farmer eilte zum zweiten Mal zurück und brachte Wasser in einem Eimer an. Zu seiner Freude bemerkte er, daß der Löwe, wenngleich mit großer Mühe, zu trinken begann. Dann ließ er den Kopf auf die Pranken fallen und schlief ein. Von nun an versorgte der Farmer ihn täglich auf seinem Lager; er brachte ihm Wasser, dem er zunächst wenig, dann mehr Blut zusetzte, und bald nahm der Löwe auch das Fleisch einer geschlachteten Ziege an. Er hob den Kopf, wenn er den Farmer kommen hörte, und seine Augen wurden lebhaft, wenn er ihn sah. Das Fell begann sich zu glätten und gewann an Glanz. Das Leben zog in ihn ein.

Eines Tages, als der Farmer wiederkam, fand er das Wundbett leer. Der Löwe war verschwunden; er hatte wohl wieder die freie Wildbahn aufgesucht. Als sich der Farmer, zufrieden mit seiner Pflege, zum Gehen wandte, wurde er durch ein Geräusch erschreckt. Der Löwe trat aus dem Dickicht mit erhobenem Haupt und starker Mähne, ein gewaltiges Tier. Er tat einige Schritte auf die Lichtung, aber er näherte sich nicht. Vielmehr begann er sich auf den Pranken zu wiegen wie im Tanz.

Aus dem Erzählten geht hervor, daß es sich bei dem Farmer um einen mutigen Mann handelte, um einen von jenen, die auch heute noch die Sprache der Tiere verstehen. Als er sah, daß der Löwe sich wiegte, ohne sich zu nähern, begriff er, daß das große Tier ihn nicht erschrecken wollte — seine Muskeln waren locker, und es wiegte seinen mächtigen Körper, wie man ein Kind oder ein Schauopfer wiegt.

Der Löwe wollte ihm seinen Dank sagen. »Ich bin *dein* Löwe« war es, was er zu verstehen gab. Dann trat er wie eine Vision in das heiße Dickicht zurück.

Von nun an merkte der Farmer immer, wenn er das Revier betrat, daß sein Löwe ihn begleitete. Er umkreiste ihn am Rande des Gesichtsfeldes, bewachte, beschützte ihn, trieb Wild auf ihn zu. Wie einst Androklus hatte er sich den König der Tiere durch Güte dienstbar gemacht. Das ist die beste Zähmung auf unserer Welt.

## *Mosaik 13*

Unsere Städte sind häßlich, weil ihr Wesen noch seiner Form entbehrt. Ihr Wesen ist dynamisch, und sie werden schön, wo es erscheint. Das ist der Fall, wenn sie ihr Lichtkleid anlegen.

Jemandem durch verfrühten Applaus die Wirkung abschneiden: das ist nicht nur das Verfahren törichter Freunde und intelligenter Feinde, sondern des Schicksals selbst. Auch für die Lebensernte hat ein kühler Mai seine Vorteile.

Es hieß im alten China, daß, wenn der Kaiser auf seinem Thron saß, das Reich in Ordnung war. Das ist kein Privilegium. Es gilt auch für den schlesischen Schuster, der sich auf seinen Schemel setzt. Im Sitz, und nicht im Sessel, liegt das Mysterium.

Dein Urteil ist dein Urteil. So enthüllt die Lektüre der Beurteilungen in einem Personalamt zugleich die Qualität des Chefs. Sie gibt sein Charakterbild.

## *Diagnose*

Ich suchte meinen Arzt auf und fand sein Sprechzimmer besetzt. Da ich nicht warten wollte, begleitete er mich vor die Tür. Im Garten fragte er mich: »Haben Sie so etwas schon gesehen?« und zeigte dabei auf eine der Koniferen, die man auch Lebensbaum nennt. Sie stieg geteilt aus ihrer Wurzel auf. Die eine Hälfte war hochstämmig gewachsen, die andere rankte sich als Schlingpflanze daran empor. Ein guter Arzt. Er hatte meine Gesundheit, hatte mein Leiden erkannt.

## *Freiheit und Gleichheit*

Freiheit und Gleichheit sind untrennbar aufeinander angelegt. Doch ist es ein Unterschied, ob man als Freier gleich ist oder als Gleicher frei. Zwei Stoffe können verschiedene Eigenschaften zeigen, obwohl sie sich, etwa spiegelbildlich, aus den gleichen Molekülen zusammensetzen — das ist ein Übergreifen räumlicher Anordnung auf die Qualität.

Als Freier ist gleich, wer seine Freiheit zu wahren weiß. Diese Gleichheit beeinträchtigt nicht das Physiognomische in seinem weitesten Umfange. Sie bereichert es vielmehr. Hinsichtlich der Freiheit ist man gleich, hat Anspruch auf gleiche Ehre, gleiches Recht. Das schließt persönliche Bedeutung und Überlegenheit nicht aus. Auch Rangunterschiede können bestehen.

Frei kann man nur unter Gleichen sein. Unter Ungleichen mindert sich die Freiheit in allen Schichten; dem Nächsten geraubte Freiheit ist kein Gewinn. Auch im Geistigen und Musischen muß Gleichheit walten, wenn freie Entfaltung gelingen soll. Will der Fürst als Dichter, als Philosoph, als Liebender, ja will er als Schachspieler gelten, so muß er sich als Gleicher den Spielregeln unterwerfen, wie in Rechtsfragen dem Gesetz. Aus dieser Beschränkung, aus dieser Achtung

erwächst die Blüte der menschlichen Anstrengung, die jeder Anflug von Zwang wie ein Maifrost zerstört.

Der Ahorn ist nicht minder frei als der Eichbaum oder der Efeu, alle bestätigen ihre Freiheit durch ihren eigentümlichen Wuchs. Das bildet den Wald.

Die Dinge ändern sich, wenn man als Gleicher, und nur als Gleicher, frei sein soll. Dann wird die Gleichheit zum Maß, zur Heckenschere, die die Bestände stutzt. Die Art der Gewächse wird gleichgültig gegenüber ihrem Schnitt. Das Physiognomische verfällt. Der Wald wird zum Forst.

Im Verlauf der Geschichte und der politischen Systeme, die in ihr auftreten, wird sich das Verhältnis von Freiheit und Gleichheit selten in der reinsten Verbindung, im Gleichgewicht darstellen. Die Waage schwankt auf und ab. Das Optimum ist weniger ein Zustand als eine Aufgabe. Jedes Gesetz, das Gleichheit garantiert, bedarf des Freien, der das Gesetz garantiert.

In Plutarchs »Gastmahl der Sieben Weisen« werden Republik und Monarchie verglichen: die beste Republik ist diejenige, die der Monarchie am ähnlichsten ist, und umgekehrt. Das deutet auf ein spiegelbildliches Verhältnis hin. Systeme und Epochen spiegeln im Neben- und Nacheinander eine Mitte, die unerreichbar bleibt. Dort ist das Vorbild, hier die Aufgabe.

## *Zur Topographie des Rechts*

Ich habe Recht gegen / mit / über ihn, vor / hinter / unter / neben ihm. Wir belustigen uns heute über das Zeremoniell des Vortritts in der höfischen Welt. Er war aber Ausdruck konkreter Ansprüche im Lehnswesen. Ihn zu bestreiten oder ihn aufzugeben, konnte ebenso fatal werden wie heute die Bestreitung der Vorfahrt im Verkehr.

»Der hat sich geduckt« — das bedeutet nicht nur, daß er im konkreten Falle klein beigegeben, sondern daß er eine Bewegung vollzogen hat, die das Rangverhältnis klärt.

Im Fall des ungeklärten Rangverhältnisses wird daher oft von dem, der sich für stärker hält, ein Streit vom Zaun gebrochen — der Zaun bedeutet die Rechtsgrenze. Es handelt sich dabei weniger um die Erlangung eines geringfügigen Vorteils als um ein Exempel, das statuiert werden soll.

Auch die Verschiebung von Machtverhältnissen, sei es im Staat oder in der Gesellschaft, pflegt am Zaun zu beginnen, mit fast unmerklicher Vernachlässigung der Formen, geringfügigen Verstößen gegen die Höflichkeit.

## *Saint-Simon*

Saint-Simon sagt in seiner Charakteristik des Marschalls von Villeroy, daß er sich an dessen große Airs nicht gewöhnen konnte, sondern den Eindruck hatte, daß Villeroy überall, wo er erschien, »die Luft wegpumpte und daraus eine pneumatische Maschine machte« — das ist ein Vergleich ersten Ranges, der sowohl physikalisch und physiognomisch als auch psychologisch und moralisch stimmt.

Auch wenn man von Saint-Simon nichts als diese Äußerung kennen würde, müßte man sogleich auf ihn aufmerksam werden, denn das kann kein gewöhnlicher Mensch gesagt haben, noch kann es ein zufälliger Geistesblitz sein.

Einige Seiten später zitiert Saint-Simon das Urteil eines anderen, der vom Grafen von Estrées, einem unklaren Kopf, gesagt hat, sein Vortrag erinnere an eine Tintenflasche, die, wenn man sie umstößt, bald viel, bald nur ganz wenig auslaufen lasse, dann wieder große Kleckse heraussprudele. Das ist auch gut, aber der Unterschied zwischen den beiden Vergleichen ist der, daß der erste durch mehrere Etagen führt, während der zweite auf seiner Ebene stimmt.

An den Urteilen über Saint-Simon erkennt man die Un-

fähigkeit der meisten Kritiker, sich in das Ganze und Notwendige eines Autors zu versetzen, dessen Vorzüge ohne seine Fehler ebenso undenkbar wie Licht ohne Schatten sind. Man wirft ihm vor, daß er Hofmann, daß er kalt und eitel war. Aber das gilt nur mit Einschränkung, und dort, wo es gilt, bemängelt es das Handwerkszeug.

## *Stufen der Anschauung*

Es gibt sublime Formen des Materialismus, wie es einen primitiven Idealismus gibt. Notwendig wird sich die Welt mit der Gewinnung höherer Standorte vergeistigen, gleichviel aus welchem Lager man aufgebrochen ist. Die Materie ist ebenso unerschöpflich wie der Geist und mit ihm identisch in letzter Instanz.

Der Ausblick ist ähnlich wie bei der Bergbesteigung; es gibt zahllose Fußpunkte, nur einen Gipfelpunkt. Wir können uns den Gipfel auch abgeschnitten denken, dann ergibt sich eine Standfläche, ein Rang für wenige. Sie können, sie werden verschieden sein.

Wir sind den Vätern gegenüber noch ungerecht, wie meist die Söhne; vielleicht werden sie erst durch die Enkel im tiefsten erfaßt. Auch über den Zusammenstoß, der sich zu ihrer Zeit auf dem Felde der Zoologie abspielte, sind die Akten noch nicht geschlossen; es fiel noch kein synoptischer Blick auf die Zeugnisse. Der Archäopterix, die Brückenechse, der Stammbaum der Pferde, der Schädel des Neandertalers — die Überzeugungskraft von solchen Bildern ging über die Wissenschaft hinaus. Das sind Runen des Weltgrundes. Sie wurden sichtbar an der Wand eines uralten Hauses, deren Tünche abblätterte, und gelesen in der Sprache der Zeit. Daher die Faszination der Schauenden, ihr Schauder, ihre unverkennbare Bezauberung.

Was bedeutet das Entzücken über die der Natur inne-

wohnende Intelligenz, über das Genie der Materie, die Ordnung des Universums, das einer Uhr ohne Uhrmacher gleicht? In diesem Erstaunen vollzieht sich eine neue Konzeption des Urgrundes. Wer daran glaubt, kann Atheist sein, aber nicht ungläubig.

Der Konflikt, der sich notwendig anspinnt, ist der mit den Bekennern einer persönlichen Schöpfungsmacht. Das sind dogmatische Unterschiede, oft sogar nur etymologische. Sie wiederholen, sie setzen fort ein ewiges Gespräch. Ein gebildeter Hindu würde das besser verstehen. Im Anstieg bleibt unsere Sprache mit ihren Differenzen bald zurück. Wir sehen dann Dinge, die mächtiger sind als unsere höchste Personifikation. Wie wir sie dann auch nennen mögen: kein Name wird ihnen gerecht werden.

## *Mosaik 14*

»Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.« Das ist für den Christen Christus, für den Taoisten Tao.

Dogmatisch wirken die kleinen Unterschiede schwerer als die großen — es ist leichter, Mono- und Polytheismus unter einen Hut zu bringen als geringfügige Differenzen in der Auffassung des Abendmahls.

Wenn ich eine Uhr annehme, die sich selbst konstruiert hat, so darf ich sie als Uhr bezeichnen oder auch als Uhrmacher.

## *Vierblätter*

Daß ein vierblättriges Kleeblatt Glück bringe, hörten wir schon in der Kinderzeit. Dabei gibt es aber eine Bedingung, nämlich die, daß man nicht nach ihm gesucht haben

darf. Das klingt paradox, und doch besitzen manche Menschen die Begabung, Vierblätter zu finden, nach denen sie nicht ausschauten. Meine Mutter gehörte dazu. Oft ging ich mit ihr an einem Kleesaum entlang, und obwohl wir in ein Gespräch vertieft waren, bückte sie sich hin und wieder und pflückte ein Vierblatt ab. Zuweilen begann ich dann zu suchen, ohne daß ich, wie sehr ich mich auch anstrengte, ein Glücksblatt fand.

Ich habe andere Menschen gekannt, die diese Fähigkeit erlernt hatten. Erlernt ist freilich nicht der rechte Ausdruck; es war mehr eine Gabe, die ihnen eines Tages zuteil geworden war. Das war ein wichtiges Datum für sie.

Seit ich des Suchens müde ward,
Erlernte ich das Finden.
Seit mir ein Wind hielt Widerpart,
Segl ich mit allen Winden.

Diesen Versen gab Nietzsche die Überschrift: »Mein Glück«. Die beiden ersten gelten auch für die Vierblätter, und die beiden letzten geben das Rezept für dieses Finden: Gelassenheit.

Das Glück liegt nicht in den Blättern; es liegt in der Fähigkeit des ungewollten Findens; wer das vermag, der findet auch anderes, vor allem Zufriedenheit. Er findet Glück, weil er Glück *hat;* Glück ist sein Eigentum.

Es ist ein Unterschied zwischen Sehen und Wahrnehmen. Wir sehen bedeutend mehr, als wir wahrnehmen. Wahrnehmen heißt aussparen. Die Kunst liegt im Weglassen. Wenn eine Gruppe von Menschen an einem Kleefeld entlangwandert, haben viele das Vierblatt gesehen, aber sie unterschieden es nicht von den anderen. Einer bückt sich, um es zu pflücken, und hat seine Freude daran. Seine Sicht wurde zur Wahrnehmung. Hätte er danach gesucht, so würde er es nicht wahrgenommen haben, denn er hätte an jedes einzelne Blatt die Frage stellen müssen, die ihm das Feld beantwortete.

Man könnte natürlich methodisch vorgehen und ein Stück Feld Blatt für Blatt abpflücken. Dann würde man eine Anzahl von Vierblättern einernten. Aber es wäre kein Glück dabei. Wo die Statistik eintritt, entfernt sich das Glück. Es muß gefunden, darf nicht gesucht werden.

Wir können das Feld als Rebus betrachten; wer das Vierblatt findet, hat ihn gelöst. Er wird auch auf dem Lebensfeld einen besonderen Blick haben. Er wird auch Glück haben; sein inneres Auge erkennt die Zeichen, die leiten und abweisen. Inmitten der Katastrophen erlebten wir den Untergang von Menschen, die den besten Ausweg scharfsinnig erklügelt hatten, und andere fanden ihn fast ohne Mühe, wie im Traum.

Nach dem Volksglauben macht der vierblättrige Klee hellsichtig, verleiht Augurenkraft. Ein Magier erstaunte in einem Dorfe eine Menge, indem er einen Hahn mit dem Schnabel einen Balken heben ließ. Ein Mädchen, das Klee geschnitten hatte, kam vorbei. Ohne daß sie es wußte, trug sie in ihrer Last auch Vierblätter. Daher durchschaute sie die Blendung und sah, daß der Hahn nur einen Strohhalm hob. Sie lachte und rief es der Menge zu. Der Magier erzürnte und sandte ihr als stärkeres Trugbild eine Überschwemmung, worauf sie den Rock bis über die Hüften hob und dem Volk zum Gespött wurde. Besser wäre es also gewesen, sie hätte sich mit dem Augurenlächeln begnügt.

Fünf- und mehrblättriger Klee gilt als unheilvoll. Darin mag zum Ausdruck kommen, daß die Ausnahme sich nicht zum Abnormen steigern darf. Sonst wird die Regel nicht mehr bestätigt; sie wird verletzt.

## *Zur Monadologie*

Das Vegetative ist schon in den Elementen; das zeigen die Eisblumen. Die Eisblume ist nicht genetisch älter als die Rose; sie ahmen beide ein verborgenes Vorbild nach. Auch

im Kristall ist Leben; der Baum des Lebens reicht mit seinen Wurzeln bis auf den Grund der Materie.

Es gibt keine unbelebte Materie; das Universum lebt. Was wir als Leben bezeichnen, ist eine kleine Insel, ein Riff im Ewigen Meer. Wir wohnen an einem der kritischen Orte des Weltalls, und wie bei kritischen Temperaturen Kristalle bald wachsen, bald verschmelzen, so leben und sterben wir. Der Tod ist eines unserer Phänomene, ein Aggregatzustand.

Damit dem Menschen dieses Wissen vermittelt werde, sind Philosopheme, und damit es tröste, sind Religionen notwendig. Sie lassen ihn ahnen, daß nicht nur Leben, sondern daß Ewiges Leben ihn bewohnt. Die Wahrheit wird durch zahllose Gleichnisse evident. Sie darf nur erraten werden; der Zweifel gehört zum kritischen Ort. Er hat seine Aufgabe.

Wenn der Mensch um seine Unsterblichkeit wüßte, also nicht nur vom Baum der Erkenntnis, sondern auch vom Baum des Lebens gekostet hätte, was Gott befürchtete, so würde seine Macht ungeheuer sein. Schon wer Unsterblichkeit ahnt, ist stärker, unverwundbarer als alle anderen.

Verwesung kann in die Atome nicht eindringen. Die Physik, die zu so scharfsinnigen Gleichungen von Kraft und Stoff vorgedrungen ist, bedürfte der Ausdehnung in neue Dimensionen, um uns zu lehren, daß der Stoff gleichzeitig Geist ist und, so gesehen, nichts außerdem. Dort müssen die feinsten, immateriellen Teilchen sein. Erst so erklärt sich die Macht der Phänomene, und zwar nicht nur der physikalischen, sondern auch der biologischen und moralischen, deren Ähnlichkeit auf eine unteilbare Einheit hinweist und deren Divergenz auf die perspektivische Beschränkung des exzentrisch gewordenen Beobachters.

Es scheint, daß die Vorstellung der kleinsten beseelten Einheiten des Weltstoffs besonders jenen Geistern gegeben ist, die philosophisches und mathematisch-mechanisches Genie vereinen wie Pascal und Leibniz, oder auch indischen Den-

kern, denen die Welt die Konzeption der Null und des Prana verdankt.

Was wir Unsterblichkeit des Autors nennen, kann nicht im Werk liegen. Auch Homer wird einmal nicht mehr rezitiert werden. Kein Werk kann jene Intervalle überdauern, während deren der Kosmos ins Feuer taucht.

Gedanken, Taten, Werke, die wir in unserer armen Sprache unsterblich nennen, sind brüchige Tempel in der Zeit. Unsterbliches wohnt freilich in ihrer Zelle, die kein Untergang zerstört. »Doch im Innern ists getan.«

Von Heraklit sind uns nur Trümmer erhalten; sie lassen auf den Palast schließen. Aber auch der Palast war nur auf einen Vorhang gemalt. Jeder Triumphbogen ist nicht mehr als ein Durchgang, als ein Portal in die bildlose Welt. *Vor* ihr findet der Reigen der Bilder, der Opferdienst statt.

Wir ahnen durch das Werk und seine Lücken die unvergängliche Gestalt. Wir sehen auf ein Drittes, das weder uns noch dem Autor, und dennoch beiden angehört. Dort ist Unsterblichkeit.

# INHALT

Printed in Germany
Satz und Druck Ernst Klett, Stuttgart